

DAVID
BALDACCII
Die WAHRHEIT
Roman

LÜBBE

Dies ist die Geschichte eines Mannes, der ein schreckliches Verbrechen begangen und dafür gesühnt hat und nun, nach fünfundzwanzig Jahren, erkennen muß, daß er unschuldig ist. In seiner Verzweiflung wendet er sich an den Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Er glaubt nicht mehr, daß ihm Gerechtigkeit widerfahren wird. Er will nur, daß die Wahrheit ans Licht kommt. Doch nichts ist gefährlicher als die Wahrheit.

David Baldacci, geboren 1960 und aufgewachsen in Richmond, Virginia, war Strafverteidiger und Wirtschaftsanwalt, ehe er mit *DER PRÄSIDENT* (verfilmt als *ABSOLUTE POWER*) seinen ersten Weltbestseller schrieb. Als ehemaliger Mitarbeiter einer Kanzlei in Washington, D.C., kennt er die Machenschaften der Politiker aus erster Hand. Macht und Machtmißbrauch, der Versuch einer totalen Kontrolle und die Versuchung des Geldes sind das Thema seiner Romane. David Baldacci lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Virginia.

DAVID BALDACCI

DIE WAHRHEIT

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Uwe Anton

Non-profit ebook by tigger
April 2004
Kein Verkauf!

GUSTAV LÜBBE VERLAG

© Columbus Rose, Ltd., 1998
Titel der Originalausgabe: The Simple Truth
Originalverlag: Warner Books, Inc., New York
© 1999 für die deutsche Ausgabe Gustav Lübbe Verlag GmbH, Bergisch Gladbach
Aus dem Amerikanischen von Uwe Anton
Redaktionelle Bearbeitung von Wolfgang Neuhaus
Schutzumschlag- und Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln, unter
Verwendung zweier Fotos von Image Bank
Satz: Agentur Bosbach, Köln
Gesetzt aus der Caecilia Roman von Linotype-Hell
Druck und Einband: Wiener Verlag, Hemberg

Alle Rechte,
auch die der fotomechanischen Wiedergabe,
vorbehalten

Printed in Austria
ISBN 3-7857-0957-9

Für Michelle

Die schlichte Wahrheit ist: Ohne dich werde ich mit dem Leben nicht fertig.

Auch dem liebevollen Andenken
an Brenda Gayle Jennings, einem ganz besonderen Kind, soll
dieses Buch gewidmet sein.

DANKSAGUNG

Jennifer Steinberg für die wieder einmal ausgezeichnete Recherche.

Lou Saccoccio für die kenntnisreiche Hilfe in Fragen des Militärrechts.

Steve Jannings für seine scharfsinnigen redaktionellen Kommentare.

Der Warner-Books-Familie – Larry, Maureen, Mel, Emi, Tina, Heather, Jackie J. und Jackie M. und all den anderen unglaublich netten und engagierten Menschen, die mein Leben so sehr bereichert haben.

Meiner Mutter, die mir die schöneren Stellen im südwestlichen Virginia gezeigt hat, eine Gegend, die sie ausgezeichnet kennt.

Karen Spiegel, die mich bei dieser Geschichte auf einem langen Weg begleitet hat.

Dem Anwalt Ed Vaughan, der mir einige der komplizierteren Aspekte erläutert hat, was die Gesetze und die gerichtliche Praxis in Virginia betrifft.

Allen weiteren Menschen, die mir behilflich waren, mich über eine faszinierende Institution schlau zu machen: den Obersten Gerichtshof der USA.

Meinem Freund und Agenten Aaron Priest, der mir – wie immer – zahlreiche wertvolle Ratschläge gab, als ich mich durch diesen Roman gearbeitet habe.

Frances Jalet-Miller, die sehr viel Zeit, Mühe und Kraft aufgewendet hat, mir dabei zu helfen, das gesamte Potential des Romans zu erkennen. Ohne dich hätte ich es nicht geschafft.

Die Wahrheit ist selten rein und niemals einfach.
Oscar Wilde

PROLOG

In diesem Gefängnis bestehen die Türen aus zolldickem Stahl. Fabrikneu kamen sie hierher, glänzend und glatt; nun aber sind sie von Dellen übersät. Menschliche Gesichter, Knie, Ellbogen, Zähne und Rückstände von Blut haben auf den grauen Oberflächen ihre Spuren hinterlassen. Knasthieroglyphen: Schmerz, Furcht, Tod – dies alles ist unauslöschlich auf diesen Türen verzeichnet, zumindest so lange, bis eine neue Metallplatte geliefert wird und alles von vorne beginnt.

In Augenhöhe sind viereckige Klappen in die Türen eingelassen. Die Wächter öffnen sie auf ihrem Rundgang und richten das grelle Licht von Taschenlampen auf das menschliche Vieh im Innern. Unvermittelt hämmern sie mit ihren Schlagstöcken gegen das Metall: Geräusche, die wie Gewehrschüsse klingen. Die Altgedienten sind daran gewöhnt; sie starren mit hintergründigem Trotz zu Boden oder blicken ins Leere – die Leere, die sie umgibt; die Leere ihres Lebens. Nicht, daß hier jemand Notiz davon nähme oder daß es jemandem etwas bedeuten würde. Die Neuen, die ›Rotärsche‹, verkrampfen sich noch ängstlich, wenn der Knall der Stockschläge ertönt oder das Licht aufflammt; einige machen sich in ihre Drillichhose und sehen zu, wie der Urin über ihre schwarzen Schuhe rinnt. Doch nach einiger Zeit kommen auch die Neuen darüber hinweg, und dann hämmern auch sie mit der Faust gegen die verdammte Tür, kämpfen die Bitterkeit und die Schuljungentränen nieder, die in ihnen aufsteigen. Wenn sie überleben wollen.

Nachts ist es in den Gefängniszellen so dunkel wie in einer Höhle, bis auf ein paar seltsame Schemen hier und da in der Finsternis. In dieser Nacht entlädt sich ein Gewitter über der Gegend. Wann immer Blitze vom Himmel zucken, peitschen sie grelles Licht durch die kleinen Plexiglasfenster in die Zellen hinein. Das Wabenmuster des Maschendrahts, der straff vor

dieses Glas gespannt ist, wird bei jedem Blitz an die gegenüberliegende Zellenwand geworfen.

Jedesmal wenn Licht in die Zelle zuckt, wird das Gesicht des Mannes aus dem Dunkel gerissen, als hätte es unvermittelt eine Wasseroberfläche durchbrochen. Anders als die anderen Häftlinge ist er allein in seiner Zelle, allein mit sich selbst und seinen Gedanken. Die anderen Gefangenen fürchten ihn, sogar die Wächter, obwohl sie bewaffnet sind; denn er ist ein Mann von beeindruckender Gestalt. Wenn er an den anderen Knastbrüdern – kaum weniger harten und gewalttätigen Männern – vorübergeht, wenden diese rasch den Blick ab.

Sein Name ist Rufus Harms, und hier, im Militärgefängnis von Fort Jackson, hat er den Ruf eines Zerstörers: Wer sich mit ihm anlegt, den zermalmt er. Nie macht er den ersten Schritt, aber stets den letzten. Fünfundzwanzig Jahre hinter Gittern haben einen schrecklichen Tribut von ihm gefordert. Wie die Altersringe im Holz eines Baumes bilden die Spuren von Narben auf seiner Haut und die schlecht verheilten Knochenbrüche eine Chronik der Jahre, die er hier verbracht hat. Doch viel schlimmer noch wurde das weiche Gewebe seines Hirns in Beeinträchtigung gezogen, jener Teil, in dem die Menschlichkeit wohnt: Erinnerungen, Gedanken, Liebe, Haß – alles besudelt, alles gegen ihn selbst gerichtet. Vor allem die Erinnerungen: ein kleiner Tumor aus Eisen im Hinterkopf, der gegen das Rückgrat drückt.

In seiner massigen Gestalt schlummert gewaltige Kraft. Man kann es an den langen, muskulösen Armen erkennen, den breiten, kompakten Schultern. Selbst seine Leibesfülle läßt außergewöhnliche Stärke erahnen. Und dennoch ist er wie eine unterhöhlte Eiche, deren herausgerissene Wurzeln keinen Grund finden; ein Baum, im Wachstum gekappt, dessen Äste, zum Teil schon tot oder im Absterben begriffen, auch durch Beschneiden nicht mehr zu retten sind. Er ist ein lebendes Paradox: ein sanfter Mann, der andere Menschen respektiert und

treu an seinen Gott glaubt; zugleich aber trägt er unwiderruflich das Stigma eines grausamen Mörders. Deshalb wird er von den Wächtern und den anderen Gefangenen in Ruhe gelassen. Mehr wollte er auch gar nicht. Bis zu diesem Tag, als sein Bruder ihm etwas brachte. Einen Topf voller Gold am Ende des Regenbogens, ein Aufbranden der Hoffnung. Einen Weg, der hinausführt aus diesem Ort.

Ein weiterer Blitz reißt Harms' Augen aus der Finsternis. Sie sind dunkelrot verfärbt, als wären sie blutunterlaufen – bis man die Tränen auf seinem dunklen, massigen Gesicht bemerkt. Als das Licht des Blitzes erlischt, glättet er das Blatt, darum bemüht, kein Geräusch zu machen, das eine Einladung an die Wächter wäre, in seiner Zelle herumzuzniffeln. Die Beleuchtung im Gefängnis wurde bereits vor Stunden gelöscht; daran kann auch er nichts ändern. Wie schon seit einem Vierteljahrhundert wird für ihn die Dunkelheit erst mit der fahlen Helle des heraufdämmernden Morgens enden. Doch für Harms spielt es keine Rolle, ob seine Zelle hell oder dunkel ist. Er hat den Brief bereits gelesen, hat jedes Wort in sich aufgenommen. Jede Silbe schneidet wie die scharfe, kurze Klinge eines Springmessers. Am oberen Rand des Blattes befindet sich in Fettdruck das Emblem der Armee der Vereinigten Staaten. Er kennt es gut, sehr gut. Seit fast dreißig Jahren ist die Army sein Arbeitgeber, sein Wächter.

Und nun verlangt sie Informationen von Rufus Harms, einem gescheiterten, vergessenen Soldaten aus der Vietnam-Ära. Detaillierte Informationen. Informationen, die er nicht geben kann. Auch ohne Licht findet sein Finger das Ziel und berührt jene Stelle auf dem Blatt, die Erinnerungsfetzen an die Oberfläche bringt – Bruchstücke, die in seinem Innern treiben, seit er hier einsitzt, all die Jahre, als ein lähmender, nie enden wollender Alptraum. Doch das Kernstück seiner Erinnerungen schien niemals greifbar zu sein. Bis jetzt. Bis er den Brief zum erstenmal gelesen hatte. Er hatte den Kopf so tief auf das Pa-

pier gesenkt, als wollte er mit Gewalt die verborgene Bedeutung der maschinengeschriebenen Kringel enthüllen, das größte Geheimnis seines irdischen Daseins lösen. An diesem Abend haben die verzerrten Bruchstücke und Fetzen sich mit einem Mal zu einer deutlichen Erinnerung zusammengefügt, zur Wahrheit. Endlich.

Bis Harms diesen Brief von der Army gelesen hatte, besaß er nur zwei klare Erinnerungen an jene Nacht vor fünfundzwanzig Jahren: das kleine Mädchen und den Regen. Es war ein schreckliches Unwetter gewesen, beinahe so schlimm wie in dieser Nacht. Die Gesichtszüge des Mädchens waren fein geschnitten, die Nase eine bloße Knospe aus Haut und Knorpeln. Weder Sonne noch Alter noch Sorgen hatten Schatten in das Licht auf ihrem Antlitz geworfen; ihre durchdringenden Augen waren blau und unschuldig und noch ohne die Tiefe menschlicher Erfahrungen, allein die hoffnungsvolle Erwartung eines langen Lebens, das noch vor ihr lag, war darin zu lesen. Ihre Haut war weiß wie Zucker und makellos – bis auf die häßlichen roten Druckstellen an ihrem Hals, so zart und verletzlich wie eine Blume. Diese Druckstellen stammten von den Händen des Soldaten Rufus Harms, denselben Händen, die nun krampfhaft den Brief umklammerten, während sein taumelnder Geist wieder in eine gefährliche Nähe zu diesem Bild geriet.

Immer wenn Harms an das tote Mädchen dachte, weinte er, mußte er weinen. Er konnte nicht anders. Doch er weinte stumm, und das aus gutem Grund. Die Wächter und Sträflinge waren Geier, Haie. Aus einer Million Kilometer Entfernung rochen sie Blut, Schwäche, eine Angriffsmöglichkeit. Sie erkannten sie am Zucken der Augen, an den geweiteten Poren der Haut, sogar am Geruch des Schweißes. Hier im Gefängnis waren alle Sinne geschärft. Hier bedeuteten Kraft und Schnelligkeit, Härte und Brutalität das Leben. Oder den Untergang.

Harms kniete neben dem Mädchen, als die Militärpolizisten es fanden. Ihr dünnes Kleid klebte an ihrer winzigen Gestalt,

die tief im durchnässten Boden lag, als hätte man sie aus großer Höhe fallen lassen, in ihr eigenes flaches Grab, das sie mit ihrem Körper gebildet hatte. Einmal hatte Harms zu den Militärpolizisten aufgeblickt, doch sein Verstand hatte lediglich einen Wirrwarr dunkler Silhouetten registriert. Nie im Leben hatte er eine solche Wut verspürt, selbst dann noch, als Übelkeit ihn packte, als die Welt sich vor seinen Augen drehte und als Puls, Atmung und Blutdruck ins Bodenlose fielen. Er hielt seinen Kopf mit beiden Händen umklammert, als wollte er verhindern, daß ihm das Hirn die Schädelknochen sprengte und durch Kopfhaut und Haar in die regennasse Luft explodierte.

Als er wieder auf das tote Mädchen hinunterschaute und den Blick dann auf die beiden zuckenden Hände richtete, die ihrem jungen Leben ein Ende bereitet hatten, war der Zorn so plötzlich aus Harms gewichen, als hätte jemand in seinem Inneren einen Stöpsel gezogen. Doch sein Körper gehorchte ihm nicht; er konnte sich nicht rühren, konnte nur dort hocken, naß und zitternd, die Knie tief im Schlamm versunken, und auf das tote Mädchen starren. Ein riesiger schwarzer Gorilla in einem grünen Kampfanzug, der sich über ein kleines, hellhäutiges Opfer beugte – so beschrieb es später ein fassungsloser Zeuge.

Erst am nächsten Tag erfuhr Harms den Namen des kleinen Mädchens: Ruth Ann Mosley, zehn Jahre alt, aus Columbia, South Carolina. Ruth und ihre Familie hatten den Bruder des Mädchens besucht, der auf dem Stützpunkt stationiert war. An diesem Abend hatte Harms Ruth Ann Mosley nur als Leiche gesehen, als totes Fleisch – klein, ja winzig im Vergleich zu der gewaltigen Masse seines eins fünfundneunzig großen, zweihundertsiebzig Pfund schweren Körpers. Das verschwommene Bild des Gewehrkolbens, den ihm einer der Militärpolizisten an den Schädel schmetterte, war der letzte mentale Splitter, den Harms sich von dieser Nacht bewahrte. Der Schlag schleuderte ihn neben dem Mädchen zu Boden. Es lag auf dem Rücken, und in jeder Vertiefung seines leblosen Ant-

litzen sammelten sich Regentropfen. Rufus Harms lag mit dem Gesicht im Schlamm. Er sah nichts mehr. erinnerte sich an nichts mehr.

Bis zu diesem Abend. Er sog die regenfeuchte Luft in die Lungen und schaute aus dem halb geöffneten Fenster. Von einem Augenblick auf den anderen war er eine dieser seltenen Kreaturen geworden: ein Unschuldiger hinter Gittern.

Im Lauf der Jahre hatte Harms sich eingeredet, daß das Böse wie ein Krebsgeschwür in seiner Seele lauerte. Er hatte sogar an Selbstmord gedacht, um Buße dafür zu tun, einem anderen Menschen das Leben genommen zu haben, noch dazu einem Kind. Doch er war tief religiös, keiner jener Knastbrüder, die im Bau aus Mangel an anderen Zielen den Weg zu Gott gefunden hatten. Deshalb konnte er nicht die Todsünde des Selbstmords begehen. Überdies wußte er, daß der Mord an dem Mädchen ihn zu einem Leben nach dem Tod verdammt hatte, das tausendmal schlimmer war als jenes, welches er jetzt ertrug. Er war nicht bereit, sich überstürzt dem hinzugeben. Da war er hier, in dieser von Menschen geschaffenen Hölle, einstweilen noch besser aufgehoben.

Und nun erkannte er, daß seine Entscheidung richtig gewesen war. Gott hatte es gewußt, hatte ihn für diesen Augenblick am Leben erhalten. Mit verblüffender Klarheit erinnerte er sich an die Männer, die in jener Nacht zu ihm in die Arrestzelle gekommen waren. Vor seinem inneren Auge sah er wieder deutlich jedes der verzerrten Gesichter, die Streifen auf den Uniformen, die einige von ihnen trugen – seine Kameraden. Ihm fiel wieder ein, daß sie ihn eingekreist hatten wie Wölfe ihre viel größere, stärkere Beute; lediglich ihre bloße Überzahl hatte ihnen Mut verliehen. Er erinnerte sich an den verräterischen Haß ihrer Worte. Was sie an jenem Abend getan hatten, hatte Ruth Ann Mosleys Tod verursacht. Und in einem gewissen Sinne war auch Rufus Harms in jener Nacht gestorben.

Für diese Männer war Harms ein wehrfähiger Soldat, der je-

doch niemals für sein Land gekämpft hatte. Und zweifellos glaubten sie, daß er verdient hatte, was man ihm antat. Inzwischen war er ein Mann mittleren Alters, der langsam in einem Käfig dahinsiechte – die Strafe für ein Verbrechen, dessen Ursprung viele Jahre zurücklag. Und er war machtlos, ohne jede Aussicht, daß ihm auch nur ein Anschein von Gerechtigkeit widerfuhr. Und trotz alledem starrte er in das vertraute Dunkel seiner Gruft, und ein einziges, heftiges Verlangen gab ihm Kraft: Nach fünfundzwanzig Jahren schrecklicher und schmerzlicher Schuld, die ihn unaufhörlich gequält hatte, bis er sein ohnehin verpfushtes Leben beinahe weggeworfen hätte, war es nun an der Zeit, daß *sie* leiden sollten. Er umklammerte die abgegriffene Bibel, die seine Mutter ihm geschenkt hatte, und gelobte dies dem Gott, der ihn niemals verlassen hatte.

KAPITEL 1

Die Stufen der Treppe, die hinauf zum United States Supreme Court, dem Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, führte, waren breit und schienen nicht enden zu wollen. Es kam einem so vor, als müsse man den Olymp ersteigen, um bei Zeus eine Audienz zu erbitten, was in gewisser Hinsicht auch zutraf. In die Fassade über dem Haupteingang waren die Worte EQUAL JUSTICE UNDER LAW eingemeißelt: ›Gleiches Recht vor dem Gesetz‹. Dieser Leitspruch stammte aus keinem wichtigen Dokument oder Urteil, sondern war das Werk von Cass Gilbert, dem Architekten, der das Gerichtsgebäude entworfen hatte. Es war lediglich eine Frage der Schriftgröße gewesen: Der Satz paßte genau auf die Fläche, die Gilbert für ein einprägsames juristisches Motto vorgesehen hatte.

Ironischerweise hatte der Kongreß die Mittel zum Bau des majestätischen, dreistöckigen Gebäudes 1929 bewilligt, im Jahr des Schwarzen Freitags, als die Börsenkurse einbrachen und die Weltwirtschaftskrise begann. Nahezu ein Drittel der Baukosten – neun Millionen Dollar – waren für Marmor aufgewendet worden: Reiner Vermont, herangekarrt mit einem Heer von Güterwagen, bildete die Fassade des Gebäudes. Die vier Innenhöfe bestanden aus kristallinem Stein aus Georgia, die Böden und Wände des Gebäudeinnern hingegen aus dem milchigen Marmor von Alabama. Nur in der Großen Halle war der Boden mit dunklem italienischem und afrikanischem Marmor ausgelegt. Auch die Steinsäulen in der Großen Halle waren aus Marmorblöcken zusammengefügt: italienischer Montarrenti, der nach Knoxville in Tennessee verschifft worden war. Dort hatten ganz normale Menschen die Blöcke im Schweiß ihres Angesichts zu den fast zehn Meter hohen Säulen zusammengefügt, welche nun jenes Gebäude trugen, das seit 1935 die berufliche Heimat von neun Männern war – und seit 1981 stets zu-

mindest einer Frau. Es waren neun Personen, von denen jede Außergewöhnliches geleistet hatte. Die Bewunderer des Gebäudes bezeichneten es als prachtvolles Beispiel für den korinthischen Stil der klassisch-griechischen Architektur. Seine Gegner erklärten, es sei eher ein Palast für die aberwitzigen Vergnügungen von Königen als ein Ort, an dem vernünftig Recht gesprochen wurde.

Und doch war dieses Gericht seit den Zeiten eines John Marshall der Verteidiger und das Sprachrohr der Verfassung. Die neun Richter, die hier Recht sprachen, konnten einen Erlaß des Kongresses für verfassungswidrig erklären. Sie konnten einen amtierenden Präsidenten zwingen, Tonbänder und Dokumente freizugeben, die schlußendlich zu seinem unrühmlichen Rücktritt führten. Neben der Legislative – dem Kongreß – und der Exekutive – dem Präsidenten – hatten die Gründerväter die Jurisdiktion als dritte und gleichberechtigte Säule der Regierung errichtet. Und deren höchste Instanz war der Oberste Gerichtshof, die vielleicht stärkste Säule der Macht, denn seine Entscheidungen zu den verschiedensten bedeutsamen Fragen verliehen dem Willen des amerikanischen Volkes gesetzliche Form und Gestalt.

Der ältere Mann, der durch die Große Halle ging, setzte diese ehrbare Tradition fort. Er war groß und knochig und besaß hellbraune Augen, die keine Brille benötigten. Seine Sehkraft war noch ausgezeichnet, obwohl er jahrzehntelang Kleingedrucktes gelesen hatte. Sein Haar war fast völlig gelichtet; die Schultern waren im Lauf der Jahre schmal und gekrümmt geworden, und er hinkte leicht. Dennoch verbreitete Chief Justice Harold Ramsey, der Oberste Richter, knisternde Energie. Sogar seine Schritte wirkten entschlossen und voller Unrast. Und Ramsey besaß einen beispiellosen Intellekt, der jede körperliche Benachteiligung mehr als nur wettmachte.

Er war der hochrangigste Jurist des Landes, und dies hier war sein Gerichtshof, sein Gebäude. »Ramsey-Court« nannten die

Medien es schon seit geraumer Zeit, so wie es zuvor »Warren-Court« geheißen hatte und anders: Es hatte die Namen sämtlicher Vorgänger Ramseys getragen – seine Erblast für alle Zeit. Ramsey führte sein Gericht straff und mit harter Hand und versuchte seit nunmehr zehn Jahren, eine beständige Mehrheit der anderen Richter um sich zu scharen. Er mochte die Mausehelei, die hinter den geschlossenen Türen des Gerichts betrieben wurde. Hier und da gab er ein genau überlegtes Wort oder eine kurze Bemerkung von sich, und in der einen oder anderen unbedeutenden Sache gab er nach, um später eine Gefälligkeit einfordern zu können. Geduldig wartete er darauf, daß der richtige Fall kam, der ihm als Mittel zur Veränderung dienen konnte, mitunter auf eine Weise, mit der seine Kollegen nie gerechnet hätten. Ramsey war besessen davon, die fünf Stimmen zusammenzubekommen, die für eine Mehrheit erforderlich waren.

Er war als beigeordneter Richter zum Obersten Gerichtshof gekommen und vor zehn Jahren in das höchste Amt aufgestiegen. Anfangs war Ramsey auf dem Papier lediglich der Erste unter Gleichen gewesen, doch in Wahrheit war er mehr als der *primus inter pares*. Ramsey war ein Mann mit festgefügtten Ansichten und einer ganz persönlichen Philosophie. Es war sein Glück, daß man ihn zu einer Zeit für den Obersten Gerichtshof nominiert hatte, als der Auswahlprozeß noch nichts mit politischen Spitzfindigkeiten zu tun hatte, wie es heutzutage der Fall war. Damals wurden noch keine lästigen Fragen über die Ansichten des Kandidaten über spezifische rechtliche Themen wie zum Beispiel Abtreibung, Todesstrafe und positive Diskriminierung gestellt – Fragen, die den heutzutage hochgradig politisierten Vorgang behinderten, Richter am Supreme Court zu werden. Wenn man damals, vor zehn Jahren, vom Präsidenten nominiert wurde, über die erforderliche juristische Qualifikation verfügte und keine besonders schlimmen Leichen im Keller liegen hatte, war man drin.

Der Senat hatte Ramsey einstimmig bestätigt; er hatte kaum eine Wahl gehabt: Ramsey war Spitzenklasse – von seiner Ausbildung bis hin zu seiner anwaltlichen Tätigkeit. Er besaß zahlreiche akademische Titel, allesamt von Eliteuniversitäten, und stets hatte er zu den besten seines Jahrgangs gezählt. Nach der Anwaltstätigkeit folgte ein mit Auszeichnungen bedachtes Zwischenspiel als Juraprofessor, wobei Ramsey außergewöhnliche und weitreichende Thesen verfocht, welche Richtung die Gesetzgebung und demzufolge auch die Menschheit einschlagen sollte. Anschließend war er für das Bundesberufungsgericht vorgeschlagen worden und rasch zum Vorsitzenden Richter seines Bezirks aufgestiegen. Während seiner Amtszeit am Berufungsgericht hatte der Supreme Court keine einzige der Mehrheitsentscheidungen Ramseys aufgehoben. Im Lauf der Jahre hatte Ramsey das geeignete Netzwerk an Verbindungen aufgebaut und alles Notwendige getan, um das Amt zu erlangen, das er nun innehatte und eifersüchtig hütete.

Er hatte sich dieses Amt verdient. Nie war ihm etwas geschenkt worden – was mit einer seiner unumstößlichen Ansichten im Einklang stand: Wenn man in den USA hart arbeitete, hatte man Erfolg. Niemand hatte ein Recht auf Almosen, weder die Armen, noch die Reichen, noch die Mittelschicht. Die Vereinigten Staaten waren das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, doch um diese Möglichkeiten auszuschöpfen, mußte man schuften und schwitzen und Opfer bringen. Für die Ausreden jener, die es zu nichts brachten, hatte Ramsey kein Ohr. Er war in abgrundtiefer Armut aufgewachsen, der Vater ein schlagwütiger Alkoholiker, die Mutter eine gebrochene Frau, die keine Zuflucht bot und deren mütterliche Gefühle vom Vater zertreten und zerschlagen worden waren. Kein vielversprechender Start ins Leben. Und wo stand er jetzt? Wenn er unter solchen Umständen nicht nur überleben, sondern es zu etwas bringen konnte, dann konnten es auch andere. Schafften sie es nicht, war es ihre Schuld. Etwas anderes ließ Ramsey sich nicht ein-

reden.

Er stieß ein zufriedenes Seufzen aus. Soeben hatte eine neue Sitzungsperiode des Gerichts begonnen. Alles lief reibungslos. Doch es gab einen Haken. Eine Kette war nur so stark wie ihr schwächstes Glied, und damit mußte Ramsey sich nun befassen. Mit seinem potentiellen Waterloo. Zur Zeit lief alles ausgezeichnet – aber was würde in fünf Jahren sein? Mit solchen Problemen befaßte man sich besser frühzeitig, bevor sie einem aus der Hand glitten.

Er wußte, er würde demnächst mit Elizabeth Knight aneinandergeraten. Sie war genauso intelligent wie er und vielleicht auch genauso hart. Ramsey hatte es von dem Tag an gewußt, als ihre Ernennung bestätigt worden war. Eine Frau, die frisches Blut in einen Gerichtshof voller älterer Herren brachte. Ramsey hatte Elizabeth Knight vom ersten Tag an bearbeitet. Er fragte sie um ihre Meinung, wenn er glaubte, ihre Haltung sei neutral – in der Hoffnung, daß die Verantwortung, eine Entscheidung treffen zu müssen, die eine Mehrheit herbeiführte, Elizabeth Knight in sein Lager ziehen würde. Er hatte versucht, sie unter seine Fittiche zu nehmen, sie in die Feinheiten des Gerichtsalltags einzuweihen. Doch sie hatte eine sehr starrköpfige, unabhängige Ader an den Tag gelegt. Ramsey hatte erlebt, wie andere Oberste Richter selbstgefällig wurden, sorglos – mit der Folge, daß ihr Führungsanspruch von anderen herausgefordert wurde, die energischer waren. Ramsey war entschlossen, sich niemals in diese Versager einzureihen.

»Murphy macht sich Sorgen um den Fall Chance«, sagte Michael Fiske zu Sara Evans. Sie waren in ihrem Büro im ersten Stock des Gerichtsgebäudes. Michael war eins fünfundachtzig groß und stattlich und besaß die geschmeidigen Proportionen des Sportlers, der er früher gewesen war. Die meisten Assessoren – wissenschaftliche Mitarbeiter mit der Befähigung zum Richteramt, wie sie korrekt hießen – arbeiteten ein Jahr lang in

der Verwaltung des Obersten Gerichtshofs, bevor sie in angesehenere Positionen in Privatkanzeleien, im öffentlichen Dienst oder in den Lehrbetrieb wechselten. Michael trat nun, was noch nie vorgekommen war, sein drittes Jahr als Oberassessor von Richter Thomas Murphy an, dem legendären Liberalen an diesem Gericht.

Michael besaß einen phänomenalen Verstand. Sein Hirn funktionierte wie eine Geldzählmaschine: Daten strömten in seinen Kopf, wurden blitzschnell sortiert und an die richtige Stelle weitergeleitet. Er konnte mit einem Dutzend komplizierter, ineinander verzahnter Szenarien jonglieren, sie gegeneinander abwägen und ermitteln, welche Auswirkungen ein jedes auf die anderen hatte. Vor Gericht befaßte er sich gern mit schwierigen Fällen von nationaler Bedeutung, auch wenn er sich dabei mit Kollegen herumschlagen mußte, deren Verstand so messerscharf war wie der seine. Und Michael hatte festgestellt, daß selbst im Rahmen rigoroser intellektueller Dispute Zeit und Gelegenheit für etwas Tieferes blieb als das, was die trockenen, scharf umrissenen Worte eines Gesetzestextes verkündeten. Im Grunde wollte Michael den Obersten Gerichtshof gar nicht verlassen. Die Welt draußen hatte keinen Reiz für ihn.

Sara machte einen besorgten Eindruck. Während der letzten Sitzungsperiode hatte Richter Murphy entschieden, den Fall *Chance* zu verhandeln. Die mündliche Verhandlung wurde anberaumt und die Eingaben für den Richter vorbereitet. Sara war Mitte Zwanzig, eins fünfundsechzig groß und schlank, doch mit wohlproportionierten weiblichen Rundungen. Ihr Gesicht war fein geschnitten, die Augen groß und blau. Ihr Haar war dicht und braun – im Sommer nahm es immer eine leicht blonde Färbung an – und schien stets frisch und angenehm zu duften. Sie war Assessorin von Richterin Elizabeth Knight. »Ich verstehe das einfach nicht. Ich dachte, Murphy stünde bei dieser Sache hinter uns. Ist doch genau sein Fall. Der kleine Mann gegen die allgewaltige Bürokratie.«

»Er glaubt aber auch fest daran, daß Präzedenzfälle berücksichtigt werden müssen.«

»Auch wenn es falsch ist?«

»Du rennst offene Türen ein, Sara, aber ich habe mir gedacht, ich sollte es dir sagen. Ohne ihn wird Richterin Knight keine fünf Stimmen bekommen, das weißt du. Selbst mit ihm schafft sie es vielleicht nicht.«

»Tja, was will er dann?«

Darauf lief es die meiste Zeit hinaus. Das berühmte Netzwerk der Assessoren. Wie die schamlosesten politischen Hausierer schacherten sie und debattierten und versuchten, Stimmen für ›ihre‹ Richter zu ergattern. Es stand unter der Würde der Richter, offen um Stimmen zu feilschen, oder um eine bestimmte Formulierung in einer Urteilsbegründung, oder um eine Auslegung, Streichung oder Hinzufügung. Das galt aber nicht für die Verwaltungsangestellten des Gerichts, von denen die meisten diesen Kuhhandel sogar mit beträchtlichem Stolz betrieben. Es ließ sich mit einer gewaltigen, nie endenden Klatschkolumne vergleichen, bei der allerdings nationale Interessen auf dem Spiel standen. Zumindest wenn die Sache in den Händen von Fünfundzwanzigjährigen lag, die gerade ihren ersten richtigen Job angetreten hatten.

»Murphy lehnt den Standpunkt von Richterin Knight ja nicht unbedingt ab. Aber wenn sie bei einer Beratung fünf Stimmen bekommen will, muß die Begründung sehr genau getroffen und eingegrenzt werden. Er läßt sich nicht das Fell über die Ohren ziehen. Er hat im Zweiten Weltkrieg gedient und hat eine hohe Meinung vom Militär. Das muß beim Entwurf der Urteilsbegründung berücksichtigt werden.«

Sara nickte anerkennend. Die persönliche Vergangenheit der Richter spielte bei ihrer Urteilsfindung eine größere Rolle, als die meisten Außenstehenden glauben mochten. »Danke. Aber zuerst muß Richterin Knight die Gelegenheit bekommen, eine Begründung aufzusetzen.«

»Natürlich bekommt sie die Gelegenheit. Ramsey wird dagegen stimmen, *Feres* und *Stanley* aufzuheben, das weißt du. Und Murphy wird bei der Beratung wahrscheinlich dafür stimmen, den Fall *Chance* zu behandeln. Murphy ist der älteste beigeordnete Richter, also wird er darüber entscheiden, wer die Begründung verfaßt. Wenn Knight ihre fünf Stimmen bekommt, wird Murphy ihr diese Aufgabe zuschustern. Und wenn sie ordentliche Arbeit leistet – keine in die Breite gehenden Formulierungen –, sind wir alle wunschlos glücklich.«

Die Vereinigten Staaten gegen Chance war einer der wichtigsten Fälle, die in dieser Sitzungsperiode auf der Liste standen. Barbara Chance war Soldatin in der Army gewesen. Man hatte sie eingeschüchtert und schikaniert, und wiederholt war sie von mehreren ihrer männlichen Vorgesetzten zum Geschlechtsverkehr genötigt worden. Der Fall hatte die üblichen internen Dienstwege der Army durchlaufen, und einer der Männer war vors Kriegsgericht gestellt und zu einer Haftstrafe verurteilt worden. Doch Barbara Chance hatte sich nicht damit zufrieden gegeben. Nachdem sie aus dem Militärdienst ausgeschieden war, hatte Chance auf Schadenersatz geklagt – mit der Begründung, die Army habe zugelassen, daß diese feindselige Umgebung für sie selbst und andere weibliche Rekruten überhaupt erst entstehen konnte.

Barbara Chance hatte den Dienst quittiert und dann Klage eingereicht. Der Fall hatte sich langsam durch die Instanzen gearbeitet, und stets war die Army Sieger geblieben. Doch der Fall barg dermaßen viele juristische Grauzonen, daß er schließlich wie ein Findelkind auf der Schwelle dieses Palastes gelandet war.

Die derzeitige Rechtsprechung lief darauf hinaus, daß Barbara Chance – es war die reinste Ironie – keinerlei Aussicht auf Erfolg hatte. Es war so gut wie unmöglich, daß Militärangehörige ihren Dienstherrn auf Schadenersatz verklagten, ganz gleich aus welchem Grund und welches Verschulden auch vor-

liegen mochte. Doch die Richter konnten die Gesetzeslage ändern. Und Richterin Knight und Sara Evans arbeiteten hinter den Kulissen eifrig daran, genau das zu tun. Bei diesem Vorhaben war Thomas Murphys Unterstützung von ausschlaggebender Bedeutung. Es mochte Murphy zwar nicht gelingen, das Recht der Army auf Immunität völlig aufzuheben, aber der Fall Chance konnte zumindest ein Loch in die Mauer der Unbesiegbarkeit des Militärs stanzen.

Es schien verfrüht zu sein, über das Urteil in einem Fall zu diskutieren, der noch gar nicht verhandelt worden war, doch in vielen Fällen und für viele Richter war die mündliche Verhandlung eher nebensächlich: Bei Verhandlungsbeginn hatten die meisten Richter ihre Entscheidung bereits gefällt. Der Prozeß als solcher, das Urteil und dessen Begründung waren für die Richter eher eine Gelegenheit, den Kollegen ihre Ansichten und Befürchtungen darzulegen, was häufig dadurch geschah, daß die Richter auf extrem hypothetische Beispiele zurückgriffen. Es war eine geistige Einschüchterungstaktik, so als wollten sie sagen: »Verstehen Sie, wert Kollegen, was passieren könnten, wenn Sie für dieses und jenes stimmen würden?«

Michael erhob sich und schaute zu Sara hinunter. Nur auf sein Drängen hin hatte sie sich für eine weitere Sitzungsperiode beim Obersten Gericht verpflichtet. Sara war auf einer kleinen Farm in North Carolina aufgewachsen und hatte in Stanford studiert. Wie alle Assessoren am Supreme Court konnte sie mit einer blendenden beruflichen Zukunft rechnen: beim Obersten Gerichtshof gearbeitet zu haben war wie ein goldener Schlüssel, der einem Anwalt beinahe jede Tür öffnete – sofern man mit beiden Beinen auf dem Boden blieb. Es gab Beispiele von Assessoren, die nach Verlassen des Obersten Gerichts so sehr vor Selbstbewußtsein gestrotzt hatten, daß ihre juristischen Fähigkeiten nicht mehr ihrem Dünkel entsprachen. Doch Michael und Sara waren dieselben geblieben, die sie gewesen waren. Aus diesem Grund – und wegen Saras Intelligenz, ihrer

erfrischend ausgeglichenen Persönlichkeit und ihres guten Aussehens – hatte Michael seiner Kollegin vor einer Woche eine sehr wichtige, sehr persönliche Frage gestellt. Eine Frage, auf die er bald eine Antwort zu erhalten hoffte. Vielleicht jetzt. Er war noch nie ein besonders geduldiger Mensch gewesen.

Sara schaute erwartungsvoll zu ihm hoch.

»Hast du über meinen Antrag nachgedacht?«

Sie hatte gewußt, daß die Frage kommen würde. Sie war ihr lange genug ausgewichen. »Ich habe über nichts anderes nachgedacht.«

»Man sagt, es ist ein schlechtes Zeichen, wenn es so lange dauert.« Michael sagte es im Scherz, doch der Humor war sichtlich gezwungen.

»Michael, ich mag dich sehr.«

»Du *magst* mich? O je, noch ein schlechtes Zeichen.« Sein Gesicht lief plötzlich rot an.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich ... es tut mir leid.«

Er zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich nicht halb so leid wie mir. Ich habe noch nie jemandem einen Heiratsantrag gemacht.«

»Und ich habe noch keinen bekommen. Michael, ich fühle mich geschmeichelt. Ehrlich. Du bist alles und hast alles, was eine Frau sich wünschen kann.«

»Nur eins nicht.« Michael schaute auf seine Hände, die plötzlich leicht zitterten. »Ich respektiere deine Entscheidung. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die glauben, man könnte mit der Zeit jemanden lieben lernen. Entweder ist von vornherein etwas da oder eben nicht.«

»Du wirst eine andere finden, Michael. Und sie wird großes Glück haben, dich zu bekommen.« Sara wußte, wie plump und unbeholfen ihre Worte waren. »Hoffentlich bedeutet das jetzt nicht, daß ich meinen besten Freund am Gericht verliere.«

»Doch, wahrscheinlich.« Als Sara erbleichte, hob Michael eine Hand. »War nur ein Scherz.« Er seufzte. »Das hört sich

jetzt wahrscheinlich furchtbar selbstgefällig an, aber gerade bin ich zum erstenmal im Leben richtig abgeblitzt.«

»Ich wünschte, mein Leben wäre so einfach gewesen.« Sara lächelte.

»Wünsch es dir lieber nicht. Dann kann man Zurückweisungen nämlich viel schwerer verkraften.« Michael ging zur Tür. »Wir sind immer noch Freunde, Sara, ja? Ich bin viel zu gern mit dir zusammen, als daß ich darauf verzichten wollte. Und auch du wirst einen Partner finden, und auch der kann sich verdammt glücklich schätzen.« Er schaute sie nicht an, als er hinzufügte: »*Hast* du ihn schon gefunden?«

Sie zuckte leicht zusammen. »Warum fragst du?«

»Ein sechster Sinn, vielleicht. Das Verlieren fällt meist ein bißchen leichter, wenn man weiß, gegen wen man verloren hat.«

»Es gibt keinen anderen«, sagte sie schnell.

Michael wirkte nicht besonders überzeugt. »Wir sehen uns später.«

Verwirrt schaute Sara ihm hinterher.

»Ich erinnere mich noch an meine ersten Jahre am Gericht.« Ramsey blickte aus dem Fenster, und auf seinem Gesicht lag ein leises Lächeln.

Er saß Elizabeth Knight gegenüber, der jüngsten Richterin am Supreme Court. Sie war Mitte Vierzig, schlank, von durchschnittlicher Größe und hatte langes schwarzes Haar, das sie jedoch zu einem strengen, unvoreilhaften Knoten zurückgebunden hatte. Ihr Gesicht war scharf geschnitten, und ihre Haut war völlig faltenlos, als hätte sie niemals auch nur einen Tag in Wind und Wetter verbracht. Elizabeth Knight hatte sich rasch den Ruf als eine der sprachgewandtesten Juristen bei den mündlichen Verhandlungen erworben, und von allen Richtern am Supreme Court arbeitete sie am härtesten.

»Die Erinnerungen sind bestimmt noch sehr lebendig.« Eli-

zabeth Knight lehnte sich in ihrem Schreibtischsessel zurück und ging im Geiste den Arbeitsplan für den Rest des Tages durch.

»Es war ein gewaltiger Lernprozeß.«

Sie schaute ihn an. Ramsey hatte seine großen Hände hinter dem Kopf verschränkt und sah ihr nun direkt in die Augen.

»Ich habe fünf volle Jahre gebraucht, um herauszufinden, wie der Hase läuft«, fuhr er fort.

Knight zwang sich, nicht zu lächeln. »Sie sind viel zu bescheiden, Harold. Ich bin überzeugt, Sie hatten es schon herausgefunden, bevor Sie diese heiligen Hallen zum erstenmal betreten haben.«

»Nein. Wirklich, das braucht seine Zeit. Aber ich hatte viele gute Vorbilder, an denen ich mich orientieren konnte. Felix Abernathy ... der alte Tom Parks. Man braucht sich nicht zu schämen, sich die Erfahrung anderer anzueignen. Eine Lehrzeit, die wir alle durchmachen. Wenngleich Sie, Elizabeth, gewiß schneller vorangekommen sind als die meisten«, fügte er rasch hinzu. »Trotzdem wird hier die Tagend der Geduld sehr geschätzt. Sie sind erst seit drei Jahren hier. Für mich ist dieser Gerichtshof seit über *zwanzig* Jahren meine Heimat. Ich hoffe, Sie verstehen, was ich meine.«

Knight lächelte immer noch nicht. »Ich weiß, daß es Sie ein wenig beunruhigt, wie ich gegen Ende der letzten Sitzungsperiode dem Fall *Chance* den Weg auf die Liste der zu verhandelnden Fälle geebnet habe.«

Ramsey setzte sich kerzengerade auf. »Glauben Sie nicht alles, was Sie hier hören.«

»Ganz im Gegenteil. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Busch trommeln der Assessoren überaus zuverlässig sind.«

Ramsey lehnte sich wieder zurück. »Nun ja, ich muß gestehen, das hat mich ein wenig überrascht. Der Fall beinhaltet keine ungeklärten Fragen. Ein Eingreifen unsererseits dürfte also kaum erforderlich sein. Muß ich noch mehr sagen?« Er

hob die Hände.

»Ist das wirklich Ihre Meinung?«

Eine leichte Röte überzog Ramseys Gesicht. »Die jedermann zugänglichen Urteile dieses Gerichts in den letzten fünfzig Jahren lassen erkennen, daß wir nicht zu intervenieren brauchen. Ich bitte Sie lediglich, den Präzedenzfällen, die an diesem Gericht entschieden wurden, die Achtung zu erweisen, die sie verdienen.«

»Niemand schätzt dieses Verfassungsorgan mehr als ich.«

»Das freut mich zu hören.«

»Und *ich* würde mich freuen, wenn ich dazu beitragen könnte, daß Sie sich auch nach der mündlichen Verhandlung noch mit dem Fall *Chance* beschäftigen.«

Ramsey musterte sie mißmutig. »Das wird eine sehr kurze Diskussion. Schließlich braucht man nicht lange, um *ja* oder *nein* zu sagen. Offen gesagt, am Ende des Tages werde ich mindestens fünf Stimmen haben, und Sie nicht.«

»Nun ja, ich habe immerhin schon mal drei Richter davon überzeugt, für die Zulassung des Falles zu stimmen.«

Ramsey schien sich ein Lachen verkneifen zu müssen. »Sie werden bald herausfinden, daß es eine ganz andere Sache ist, ob ein Richter dafür stimmt, einen Fall zuzulassen, oder ob er zu seinen Gunsten entscheidet. Glauben Sie mir, ich werde die Mehrheit bekommen.«

Elizabeth Knight lächelte freundlich. »Ihre Zuversicht ist ansteckend. *Davon* kann ich lernen.«

Ramsey erhob sich. »Dann vergessen Sie bloß nicht diese andere Lektion. Kleinere Fehler führen normalerweise zu größeren. Wir sind auf Lebenszeit ernannt worden, und unser einziges Kapital ist unsere Reputation. Sind Sie Ihren guten Ruf erst einmal los, bekommen Sie ihn nie mehr zurück.« Ramsey ging zur Tür. »Ich wünsche Ihnen einen produktiven Tag, Beth«, sagte er, bevor er das Zimmer verließ.

KAPITEL 2

»Rufus?« Samuel Rider drückte sich vorsichtig den Hörer ans Ohr. »Wie haben Sie mich gefunden?«

»Hier oben gibt es nicht besonders viele Anwälte, Samuel«, sagte Rufus Harms.

»Ich bin nicht mehr beim JAG.«

»In der freien Wirtschaft verdient man wohl ganz gut.«

»Manchmal vermisste ich die Uniform«, log Rider. Er hatte schreckliche Angst vor der Einberufung gehabt – damals, Anfang der siebziger Jahre. Glücklicherweise hatte er ein abgeschlossenes Jurastudium vorweisen können und war auf Nummer Sicher gegangen: Er hatte sich für die Militärgerichtsbarkeit – das Judge Advocates General's Office, kurz JAG – entschieden, statt mit Helm und Kampfanzug durch die Dschungel Vietnams zu streifen, als lebende Zielscheibe für ›Charlie‹, den Vietkong.

»Ich muß Sie sprechen. Warum, will ich am Telefon nicht sagen.«

»Ist in Fort Jackson alles okay? Ich habe gehört, daß Sie dorthin verlegt wurden.«

»Alles bestens. Der Knast hier ist in Ordnung.«

»Das habe ich nicht gemeint, Rufus. Ich frage mich nur, warum Sie mich nach so vielen Jahren anrufen.«

»Sie sind immer noch mein Anwalt, oder? Und jetzt brauche ich wirklich einen.«

»Mein Terminplan ist ziemlich voll, und ich komme normalerweise kaum aus der Stadt heraus.«

»Ich *muß* Sie morgen sehen, Samuel. Sind Sie mir das nicht schuldig?«

»Ich habe damals alles für Sie getan, was ich konnte.«

»Sie haben sich auf einen Kuhhandel eingelassen. Kurz und schmerzlos.«

»Nein«, entgegnete Rider, »wir hatten vor der Verhandlung eine Vereinbarung mit dem Gericht getroffen, die vom Anklagevertreter abgesegnet wurde. Es war das Klügste, was wir tun konnten.«

»Sie haben aber nicht versucht, ein günstigeres Urteil für mich herauszuholen. Die meisten Anwälte versuchen das.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Im Gefängnis lernt man so einiges.«

»Sie können das Urteil nicht anfechten. Sie wissen, wir haben uns damals auf Geschworene der Army eingelassen.«

»Aber Sie haben keine Zeugen aufgerufen. Sie haben eigentlich *gar nichts* getan. Jedenfalls habe ich nicht viel davon mitbekommen.«

Rider ging unwillkürlich in die Defensive. »Ich habe getan, was ich konnte. Vergessen Sie nicht, Rufus, man hätte Sie hinrichten können. Ein kleines weißes Mädchen! Du lieber Himmel, die Anklagevertretung hätte auf Mord plädiert. Man hat es mir gesagt! Mit anderen Worten: Ich habe dafür gesorgt, daß Sie noch leben.«

»Bis morgen, Samuel. Ich habe Sie auf meine Besucherliste gesetzt. Gegen neun Uhr. Vielen Dank. Ich danke Ihnen vielmals. Ach, und bringen Sie ein kleines Radio mit.« Bevor Rider ihn nach dem Grund für diese Bitte fragen konnte oder warum er überhaupt ins Gefängnis kommen sollte, hatte Rufus Harms schon aufgelegt.

Rider lehnte sich in seinem bequemen Sessel zurück und ließ den Blick durch das geräumige, holzgetäfelte Büro schweifen. Er hatte sich in einer ländlichen Kleinstadt in der Nähe von Blacksburg, Virginia, als Anwalt niedergelassen. Er verdiente wirklich ganz ordentlich: ein schönes Haus, alle drei Jahre ein neuer Buick, zweimal im Jahr Urlaub. Die Vergangenheit – besonders der schrecklichste Fall, den er in seiner kurzen Laufbahn als Militäranwalt je übernommen hatte – lag weit hinter ihm. Es war ein Scheißfall gewesen, der auf den Magen schlug,

und man konnte so viel Rennie schlucken, wie man wollte – es linderte die Beschwerden nicht.

Rider stützte das Kinn auf eine Hand, und seine Gedanken trieben zurück zum Beginn der siebziger Jahre, einer Zeit des Chaos im Militär, in den USA, in der ganzen Welt. Jeder beschuldigte jeden, für jeden Fehler verantwortlich zu sein, der je in der Geschichte des Universums gemacht worden war. Rufus Harms hatte am Telefon verbittert geklungen. Aber er *hatte* das kleine Mädchen umgebracht. Brutal. Praktisch vor den Augen ihrer Familie. Er hatte ihr binnen Sekunden das Genick gebrochen, bevor jemand auch nur versuchen konnte, ihn aufzuhalten.

Zu Harms' Gunsten hatte Rider vor dem Prozeß eine Vereinbarung ausgehandelt, doch das Militärgesetz sah vor, daß der Anwalt sie vor der Urteilsverkündung widerrufen konnte. Der Angeklagte würde entweder die zuvor ausgehandelte Strafe bekommen oder aber die, welche der Richter oder die Abgeordneten – das militärische Gegenstück zu den Geschworenen – ausgesprochen hatten, je nachdem, welche Strafe milder war.

Doch Harms' Worte machten dem Anwalt zu schaffen. Er hatte sich damals tatsächlich überreden lassen, sich während des Prozesses nicht allzusehr ins Zeug zu legen. Er hatte sich mit dem Ankläger darauf geeinigt, keine Zeugen von außerhalb aufzurufen, die Leumundsaussagen machen würden und Ähnliches. Und er hatte sich bereit erklärt, die offiziellen Ermittlungsergebnisse nicht anzuzweifeln und darauf zu verzichten, neue Beweise und Zeugen ausfindig zu machen.

Damit hatte er sich nicht unbedingt an die Regeln gehalten; denn das Recht des Verteidigers, den Kuhhandel zu widerrufen, durfte in keiner grundlegenden Hinsicht eingeschränkt werden. Doch hätte Rider nicht auf diese Weise hinter den Kulissen agiert, hätte der Ankläger die Todesstrafe beantragt und mit seinen Beweisen wahrscheinlich auch durchgesetzt. Es spielte kaum eine Rolle, daß der Mord so schnell verübt wor-

den war und daß man den Tatbestand des Vorsatzes in ernste Zweifel ziehen konnte. Die kalte Leiche eines Kindes konnte auch die logischste aller juristischen Analysen zum Entgleisen bringen.

Die schlichte Wahrheit lautete, daß niemand sich für Rufus Harms interessierte. Er war ein Schwarzer, der den Großteil seiner Army-Laufbahn im Bau verbracht hatte. Der sinnlose Mord an einem Kind hatte sein Ansehen in den Augen des Militärs bestimmt nicht gehoben. Viele waren der Auffassung gewesen, ein solcher Mann habe gar keinen Anspruch auf Gerechtigkeit, es sei denn, sie erfolgte prompt, schmerzhaft und tödlich. Vermutlich hatte Rider damals selbst so gedacht. Deshalb hatte er bei der Verteidigung Harms' nicht gerade eine Politik der verbrannten Erde betrieben, dem Mann aber immerhin das Leben gerettet. Und mehr hätte kein Anwalt erreichen können.

Weshalb will Harms mich dann sprechen, fragte er sich.

KAPITEL 3

Als John Fiske sich vom Tisch der Verteidigung erhob, schaute er zu seinem Gegner, Paul Williams, hinüber. Der junge stellvertretende Staatsanwalt hatte soeben zuversichtlich die Details seines Antrags erläutert. »Jetzt bist du geliefert, Paulie«, flüsterte Fiske. »Du hast es vermasselt.«

Als Fiske sich Richter Walters zuwandte, brachte er schon mit dieser Bewegung eine gewisse mühsam unterdrückte Spannung zum Ausdruck. Fiske war breitschultrig, mit eins achtzig jedoch kleiner als sein jüngerer Bruder. Und im Gegensatz zu Michaels Gesichtszügen waren Johns alles andere als von klassischem Schnitt. Er hatte Pausbacken, ein zu ausgeprägtes Kinn und eine zweimal gebrochene Nase. Das erste Mal war sie bei einer Prügelei an der High School gebrochen worden; der zweite Bruch war ein Überbleibsel aus seiner Zeit als Cop. Doch Fiskes schwarzes Haar fiel ihm ungekämmt über die Stirn, was irgendwie kämpferisch, attraktiv und vertrauenerweckend wirkte, und in seinen braunen Augen loderte ein glühender Wille.

»Euer Ehren, um die Zeit des Gerichts nicht zu vergeuden, möchte ich der Staatsanwaltschaft ein Angebot bezüglich ihres Antrags machen. Wenn die Anklage sich bereit erklärt, diesen Antrag kostenpflichtig zurückzuziehen und dem Fonds der öffentlichen Pflichtverteidiger eintausend Dollar zu stiften, werde ich meinen Gegenantrag zurückziehen und nicht auf Schadenersatz klagen, und wir alle können nach Hause gehen.«

Paul Williams sprang so schnell auf, daß ihm die Brille von der Nase rutschte und auf den Tisch fiel. »Euer Ehren, das ist eine Unverschämtheit!«

Richter Walters schaute in den gut besuchten Saal, dachte stumm an seinen ebenso prall gefüllten Terminkalender und winkte beide Männer müde zu sich an den Richtertisch.

»Kommen Sie bitte zu mir.«

»Euer Ehren«, sagte Fiske, als er am Seitensteg des Richterstuhls stand, »ich möchte der Gesellschaft nur einen Gefallen erweisen.«

»Die Gesellschaft kann auf Gefälligkeiten von Mr. Fiske verzichten«, sagte Williams empört.

»Kommen Sie, Paulie, tausend Mäuse, und Sie können sich noch ein Bier trinken, bevor Sie zu Ihrem Boß gehen und ihm erklären, wieso Sie Mist gebaut haben. Ich gebe Ihnen das Bier sogar aus.«

»Nicht in zehntausend Jahren werden Sie auch nur einen Cent von uns bekommen«, sagte Williams verächtlich.

»Nun ja, Mr. Williams, dieser Antrag ist ein wenig ungewöhnlich«, erklärte Richter Walters. Am Strafgericht von Richmond wurden Anträge vor oder während des Prozesses gestellt, und ihnen lagen keine langen Schriftsätze mit der Darlegung der Beweisgründe bei. Die traurige Wahrheit sah leider so aus, daß die meisten Strafprozesse im voraus entschieden wurden. Nur bei ungewöhnlichen Fällen, bei denen der Richter sich nach den Plädoyers der Anwälte seiner Entscheidung nicht sicher war, bat er um schriftliche Begründungen, bevor er ein Urteil sprach. Daher war Richter Walters ein wenig verwirrt, daß die Staatsanwaltschaft unaufgefordert einen langen Schriftsatz eingereicht hatte.

»Ich weiß, Euer Ehren«, sagte Williams. »Doch wie ich erklärt habe, handelt es sich um eine ungewöhnliche Situation.«

»Ungewöhnlich?« sagte Fiske. »Verrückt wäre der bessere Ausdruck, Paulie.«

»Mr. Fiske«, warf Richter Walters ungeduldig ein, »ich habe Sie schon einmal wegen ungebührlichen Verhaltens in meinem Gerichtssaal getadelt und werde nicht zögern, Sie wegen Mißachtung zu bestrafen, falls Ihr weiteres Verhalten es rechtfertigt. Fahren Sie jetzt mit Ihrer Erwiderung fort.«

Williams kehrte an seinen Tisch zurück, und Fiske ging zum

Pult. »Euer Ehren, obwohl der ›Dringlichkeitsantrag‹ der Staatsanwaltschaft mitten in der Nacht an mein Büro gefaxt wurde und ich keine Zeit hatte, eine angemessene Erwiderung vorzubereiten, werden Sie gemäß der zweiten Absätze auf den Seiten vier, sechs und neun des Memorandums der Staatsanwaltschaft zu dem Schluß kommen, daß die Tatsachen, auf die dort Bezug genommen wurde, angesichts dieser Aktenlage nicht aufrechtzuerhalten sind. Das gilt besonders im Hinblick auf das Vorstrafenregister des Angeklagten, die Aussagen der Beamten, welche die Verhaftung vorgenommen haben, sowie die Aussagen der beiden Augenzeugen am Tatort des Verbrechens, das mein Mandant angeblich begangen haben soll. Überdies ist der Präzedenzfall, den die Anklage auf Seite zehn anführt, vor kurzem durch eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofs von Virginia aufgehoben worden. Ich habe die diesbezüglichen Unterlagen meiner Erwiderung beigelegt und die entsprechenden Stellen für Sie gekennzeichnet.«

Während Richter Walters die Akte studierte, beugte Fiske sich zu Williams hinüber. »Jetzt sehen Sie, was passiert, wenn Sie mitten in der Nacht so eine Scheiße abziehen.« Fiske gab Williams seinen Schriftsatz. »Da mir nur etwa fünf Minuten blieben, Ihren Schriftsatz zur Kenntnis zu nehmen, habe ich mir überlegt, Ihnen den gleichen Gefallen zu tun. Sie können meinen Schriftsatz ja gleichzeitig mit dem Richter lesen.«

Walters hatte die Akte inzwischen studiert und bedachte Williams mit einem Blick, der selbst dem unaufmerksamsten Zuschauer im Saal einen kalten Schauer über den Rücken jagte.

»Ich hoffe, die Staatsanwaltschaft hat eine angemessene Erwiderung parat, Mr. Williams, auch wenn ich mir nicht vorstellen kann, wie sie lauten könnte.«

Williams erhob sich. Als er nach Worten suchte, stellte er fest, daß seine Stimme ihn verlassen hatte – genau wie seine Überheblichkeit.

»Nun?« fragte Richter Walters erwartungsvoll. »Äußern Sie

sich bitte, oder ich bin geneigt, Mr. Fiskes Antrag auf Schadenersatz stattzugeben, bevor ich ihn auch nur gehört habe.«

Als Fiske zu Williams hinüberschaute, wurde sein Ausdruck ein wenig milder. Man wußte ja nie, wann man mal einen Gefallen brauchte. »Euer Ehren, die faktischen und juristischen Fehler im Antrag der Staatsanwaltschaft sind gewiß auf die Arbeitsüberlastung der Anwälte zurückzuführen und stellen bestimmt keine Absicht dar. Ich verringere mein Vergleichsangebot auf fünfhundert Dollar, verlange aber, daß eine offizielle Entschuldigung der Staatsanwaltschaft zu den Akten genommen wird. Ich hätte letzte Nacht wirklich etwas Schlaf gebrauchen können.« Die letzte Bemerkung rief allgemeines Gelächter im Saal hervor.

Plötzlich erklang aus dem hinteren Bereich des Sitzungssaales eine dröhnende Stimme. »Richter Walters, falls ich mich dazu äußern darf – die Staatsanwaltschaft nimmt dieses Angebot an.«

Alle schauten zu dem Rufer hinüber, einem kleinen, fast kahlköpfigen, dicken Mann in einem Leinenanzug mit Kreppstreifen. Sein haariger Nacken wurde von dem steifen Kragen eingezwängt. »Wir nehmen das Angebot an«, wiederholte der Mann mit heiserer, von jahrzehntelangem Rauchen dunkler Stimme, die zugleich den angenehmen, gedehnten Akzent eines Mannes aufwies, der sein ganzes Leben in Virginia verbracht hatte. »Und wir entschuldigen uns beim Gericht dafür, seine kostbare Zeit verschwendet zu haben.«

»Es freut mich, daß Sie gerade zufällig hereingeschaut haben, Mr. Graham«, sagte Walters.

Bobby Graham, der Staatsanwalt von Richmond, nickte knapp und verließ den Saal dann durch die Doppelglastür. Er hatte Fiske keine Entschuldigung der Staatsanwaltschaft angeboten, doch der Verteidiger beharrte auch gar nicht darauf. Vor Gericht bekam man nur selten alles, was man verlangte.

»Der Antrag der Staatsanwaltschaft wird kostenpflichtig ab-

gewiesen«, erklärte Richter Walters und schaute Williams an. »Mr. Williams, ich glaube, Sie sollten wirklich ein Bier mit Mr. Fiske trinken. Aber *Sie* sollten es *ihm* ausgeben, mein Sohn.«

Als der nächste Fall aufgerufen wurde, schnappte Fiske seinen Aktenkoffer und verließ den Saal. Williams folgte ihm auf dem Fuße.

»Sie hätten mein erstes Angebot annehmen sollen, Paulie.«

»Das werde ich nicht vergessen, Fiske«, sagte Williams wütend.

»Bloß nicht!«

»Wir werden Jerome Hicks trotzdem einbuchen«, schnaubte Williams. »Glauben Sie ja nicht, daß wir aufgeben.«

Für Paulie Williams und die meisten anderen städtischen Staatsanwälte, mit denen Fiske zu tun hatte, waren die Mandanten lebenslange persönliche Feinde, die allesamt die härtesten Strafen verdienten. Das wußte Fiske nur zu gut. Und er wußte, daß die Staatsanwaltschaft bei manchen Angeklagten goldrichtig damit lag. Aber nicht bei allen.

»Wissen Sie, worüber ich gerade nachdenke?« wandte Fiske sich an den Staatsanwalt. »Ich frage mich, wie schnell zehntausend Jahre vergehen können.«

Als Fiske den Gerichtssaal im zweiten Stock verließ, kamen ihm Polizeibeamte entgegen, mit denen er zusammengearbeitet hatte, als er noch Cop in Richmond gewesen war. Einer von ihnen lächelte und nickte zum Gruß, die anderen aber schauten Fiske nicht einmal an. Für sie war er ein Verräter an der Truppe; er hatte Dienstmarke und Waffe gegen Anzug und Aktenkoffer eingetauscht. War jetzt Sprachrohr der anderen Seite. In der Hölle sollst du schmoren, Bruder Fiske!

Fiske schaute zu einer Gruppe junger Schwarzer hinüber, deren Bürstenhaarschnitt so kurz war, daß sie geradezu kahlgeschoren wirkten. Die Hosen hingen bis zum Schritt hinab. Man

konnte ihre Boxershorts sehen, weite Lederjacken, unförmige Tennisschuhe ohne Schnürsenkel. Ihr offener Trotz gegen das Strafrechtssystem war mehr als deutlich.

Die jungen Männer drängten sich um ihren Anwalt, einen Weißen, dickleibig vom vielen Sitzen im Büro, verschwitzt; die Manschetten seines Hemds unter dem teuren Nadelstreifenanzug waren speckig, die Halbschuhe ausgelatscht, und die Hornbrille saß ein wenig schief auf der Nase, während er seinen Pfadfindern etwas einzuhämmern versuchte. Er schlug mit der Faust in eine fleischige Handfläche, als er zu den jungen Schwarzen redete. Mit den nackten Oberkörpern unter den geöffneten Seidenhemden, die sie sich vom Drogengeld gekauft hatten, boten sie ein beinahe lächerliches Bild, während sie dem fetten Anwalt aufmerksam lauschten, offenbar in dem Glauben, dies sei das einzige Mal, daß sie diesen Mann brauchten, den sie sonst nur mit Verachtung betrachtet hätten oder durch das Visier einer Waffe. Bis sie ihn das nächste Mal brauchten. Und sie *würden* ihn brauchen. In diesem Gebäude war *er* der Zauberer, war er *Magic*. Hier kam Michael Jordan nicht an ihn heran. Sie waren die dummen Stammeskrieger und er der König des Dschungels. Hilf uns, Tarzan! Sorg für, daß sie uns nicht einbuchten!

Fiske wußte, was der Mann im Anzug sagte, als könnte er ihm von den Lippen lesen. Der Dicke hatte sich darauf spezialisiert, Bandenmitglieder zu verteidigen. Bei jedem Verbrechen, an dem sie zufällig beteiligt gewesen waren, war die beste Strategie: Ehernes Schweigen, Leute! Ihr habt nichts gesehen, nichts gehört. Ihr könnt euch an gar nichts erinnern. Schüsse? Wahrscheinlich Fehlzündungen eines Motors. Vergeßt nicht, Jungs: Ihr sollt nicht töten! Aber wenn ihr schon töten müßt, solltet ihr euch wenigstens nicht gegenseitig in die Pfanne hauen. Um seinen Worten zusätzlichen Nachdruck zu verleihen, schlug der Fette mit der Handfläche auf seinen Aktenkoffer. Die Gruppe löste sich auf, und das Spiel begann.

Ein Stück weiter den Gang hinunter saßen auf einer klobigen, mit grauem Teppich bezogenen Bank, die in die Wand eingelassen war, drei Mädchen im Teenageralter, die nachts auf den Strich gingen. Die buntgemischte Gruppe – eine Schwarze, eine Asiatin, eine Weiße – wartete darauf, daß die Rechtsprechung sich ihrer annahm. Die Asiatin wirkte nervös, brauchte wahrscheinlich eine Zigarette zur Beruhigung oder einen Schuß. Den beiden anderen sah man an, daß sie altgediente Bordsteinschwalben waren. Sie schlenderten umher, setzten sich wieder, zeigten ein bißchen Schenkel, wackelten gelegentlich mit den Brüsten, wenn ein alter Knacker oder junger Spund vorüberkam. Warum wegen einer kleinen Sache vor Gericht ein Geschäft sausen lassen? Schließlich war man hier in Amerika.

Fiske nahm den Fahrstuhl und ging am Metalldetektor und dem Röntgengerät vorüber – heutzutage Standardausstattung in praktisch jedem Gerichtsgebäude –, als Bobby Graham auf ihn zukam, eine unangezündete Zigarette in der Hand. Fiske mochte den Mann weder persönlich noch beruflich. Staatsanwalt Graham suchte sich die Fälle, die er zur Anklage brachte, nach der Größe der Schlagzeilen aus, die sie ihm einbringen würden. Nie übernahm er einen Fall, bei dem er sich wirklich ins Zeug legen mußte, um zu gewinnen. Die Öffentlichkeit mochte keine Staatsanwälte, die den kürzeren zogen.

»Nur ein kleiner Routineantrag in einem Allerweltsfall, was?« sagte Fiske. »Der große Boß weiß mit seiner Zeit doch eigentlich was Besseres anzufangen, stimmt's, Bobby?«

»Vielleicht hatte ich so eine Ahnung, daß Sie einen meiner kleinen Anwälte mit Haut und Haaren fressen und wieder ausspucken wollten. Hätten Sie es mit einem schweren Kaliber zu tun gehabt, wäre Ihnen das nicht so leicht gefallen.«

»Mit wem denn? Mit Ihnen, zum Beispiel?«

Mit einem schiefen Lächeln schob Graham sich die Zigarette zwischen die Lippen. »Es ist ein Witz, finden Sie nicht auch?

Angeblich wohnen wir in der Hauptstadt des Tabaks, die größte Zigarettenfabrik der Welt ist nur einen Katzensprung entfernt, und man darf in den heiligen Hallen der Justiz nicht mal rauchen.« Er kaute am Ende seiner filterlosen Pall Mall und sog lautstark an der kalten Zigarette. In Wirklichkeit waren im Gerichtsgebäude von Richmond Raucherzonen ausgewiesen, nur nicht dort, wo Graham zufällig gerade stand.

Der Staatsanwalt ließ sich zu einem triumphierenden Grinsen hinreißen. »Ach, übrigens, Jerome Hicks wurde heute morgen wegen Mordverdachts an einem Burschen drüben in der Southside festgenommen. Eine Sache zwischen Schwarzen. Drogen waren auch im Spiel. Mann, was für 'ne Überraschung. Offensichtlich wollte er seinen Koksbestand aufbessern, ohne die normalen Akquisitionskanäle zu benutzen. Aber Ihr guter Jerome konnte nicht ahnen, daß wir sein Opfer beschatten ließen.«

Fiske lehnte sich müde an die Wand. Siege vor Gericht waren häufig ohne Wert, vor allem, wenn der Mandant seine kriminellen Neigungen nicht im Zaum halten konnte. »Wirklich? Davon wußte ich noch gar nichts.«

»Ich mußte zu einer Prozeß-Vorbesprechung hierherkommen, und da dachte ich mir, ich sag's Ihnen persönlich. Kollegiale Höflichkeit.«

»Wie wahr«, sagte Fiske trocken. »Warum haben Sie Paulie Williams mit seinem Antrag nicht zurückgepfeiffen, wenn Sie es schon wußten?« Als Graham nicht reagierte, beantwortete Fiske seine Frage selbst. »Wollten Sie mich nur durch den Reifen springen lassen?«

»Man muß sich bei der Arbeit auch mal ein bißchen Spaß gönnen.«

Fiske ballte eine Hand zur Faust, öffnete sie rasch wieder. Graham war es nicht wert, sich zu ärgern. »Apropos Höflichkeit unter Kollegen ... gab es Augenzeugen?«

»Oh, ungefähr ein halbes Dutzend, und die Mordwaffe hat

man zusammen mit Jerome in dessen Wagen gefunden. Als er fliehen wollte, hätte er um ein Haar zwei Polizisten überfahren. Wir haben Blutspuren, die Drogen ... wir haben alles hübsch beisammen. Man hätte dem Kerl gar keine Kautionsgewährung dürfen. Ich überlege mir ernsthaft, diese windige Anklage wegen Drogenhandels fallenzulassen, bei der Sie ihn vertreten, und mich nur auf die neue Entwicklung zu konzentrieren. Ich muß meine beschränkten Möglichkeiten voll ausschöpfen. Dieser Hicks ist ein schlimmer Finger, John. Ich glaube, wir werden in diesem Fall die Todesstrafe beantragen müssen.«

»Die Todesstrafe? Also, jetzt machen Sie aber 'nen Punkt, Bobby.«

»Die bewußte, absichtliche und vorsätzliche Tötung eines Menschen in Tateinheit mit Raub ist Mord, und der zieht nun mal die Todesstrafe nach sich. Das steht zumindest in meinem Gesetzbuch des Staates Virginia.«

»Mir ist scheißegal, was das Gesetz besagt. Hicks ist erst achtzehn.«

Graham verzog das Gesicht. »Seltsame Worte von einem Anwalt, der geschworen hat, die Gesetze zu achten.«

»Das Gesetz ist für mich ein Sieb, das dazu dient, die Tatsachen herauszufiltern und den Dreck aufzufangen.«

»Genau. Diese Brüder sind Dreck. Abschaum. Kommen aus dem Mutterleib gekrochen, um anderen Menschen etwas anzutun. Wir sollten Gefängnisse für Kleinkinder bauen, bevor diese Arschlöcher heranwachsen und jemanden verletzen können.«

»Jerome Hicks' ganze Jugend war ...«

»Genau, schieben Sie es auf seine beschissene Kindheit«, unterbrach Graham ihn. »Immer wieder die alte Leier!«

»Genau, immer wieder *dieselbe* alte Leier.«

Graham lächelte und schüttelte den Kopf. »Hören Sie, ich bin auch nicht mit einem silbernen Löffel im Mund aufgewachsen. Wollen Sie mein Geheimnis wissen? Ich habe mir den Arsch

aufgerissen, um es zu etwas zu bringen. Und wenn ich es schaffen kann, können andere es auch. Fall abgeschlossen.«

Fiske ging davon, schaute dann aber noch einmal zurück.

»Lassen Sie mich einen Blick in den Polizeibericht über die Verhaftung werfen. Ich rufe Sie dann an.«

»Wir haben nichts zu besprechen.«

»Wenn der Junge hingerichtet wird, bringt Ihnen *das* auch nicht das Amt des Attorney-General ein, Bobby, und das wissen Sie. Da müssen Sie sich schon eine größere Zielscheibe aussuchen.« Fiske wandte sich ab und ging davon.

Graham drehte die Zigarette zwischen den Fingern. »Besorgen Sie sich mal einen richtigen Job, Fiske.«

Eine halbe Stunde später traf John Fiske sich in einem Bezirksgefängnis in einem Vorort mit einem seiner Mandanten. Sein Beruf als Anwalt führte ihn oft aus Richmond hinaus, in die Bezirke Henrico, Chesterfield, Hanover, sogar bis nach Goochland. Es gab immer mehr Arbeit, immer mehr Streß. Fiske war nicht besonders erfreut darüber, hatte sich aber damit abgefunden. Mittlerweile war es für ihn so selbstverständlich wie die Tatsache, daß jeden Morgen die Sonne aufging. Es würde immer so weitergehen – bis zu dem Tag, an dem alles endete.

»Ich muß mit Ihnen über ein Teilgeständnis sprechen, Derek. Dann könnte ich ein mildereres Strafmaß für Sie herausholen.«

Derek Brown – oder DB-1, wie er auf den Straßen genannt wurde – war ein hellhäutiger Schwarzer, dessen Arme mit haßerfüllten, obszönen und malerischen Tätowierungen verziert waren. Er hatte so lange im Gefängnis gesessen, daß seine Haut gelbbraun wirkte; Adern zogen sich wie Würmer über seine Bizepse. Fiske hatte Derek einmal dabei beobachtet, wie er auf dem Sportplatz des Gefängnisses mit nacktem Oberkörper Basketball spielte. Er war sehr muskulös und hatte weitere Tätowierungen auf Rücken und Schultern. Aus der Ferne sah es wie eine bizarre Orchesterpartitur aus. Derek konnte in die Hö-

he schnellen wie ein Pfeil, um dann traumgleich zu schweben, von irgend etwas in der Luft gehalten, das Fiske nicht sehen konnte. Die anderen Gefangenen, sogar die Wächter drehten sich zu ihm um und schauten bewundernd zu, wenn der junge Bursche den Ball in den Korb warf, hämmerte oder streichelte. Aber Derek war nie gut genug gewesen, um in einer Collegemannschaft zu spielen, ganz zu schweigen von der NBA. Deshalb saßen sie beide nun hier im Bezirksgefängnis und musterten sich gegenseitig.

»Die Staatsanwaltschaft bietet vorsätzliche Körperverletzung an. Was allerdings immer noch ein Kapitalverbrechen wäre.«

»Warum nicht fahrlässige Körperverletzung, Mann? Oder im Affekt?«

Fiske starrte ihn an. Diese Burschen standen so oft vor Gericht, daß sie das Strafgesetzbuch besser kannten als die meisten Anwälte.

»Körperverletzung im Affekt ... das wäre in der Hitze des Gefechts gewesen, Derek. Ihre Hitze kam einen Tag später.«

»Der Typ hatte 'ne Knarre. Ich leg' mich doch nich' mit 'nem Wichser an, wenn der 'ne Wumme hat, Mann. Und ich hatte meine nich' dabei. Sind Sie blöd, Mann, oder was?«

Fiske hätte am liebsten ausgeholt und dem Jungen Vernunft eingebleut. »Tut mir leid, die Staatsanwaltschaft geht nicht von vorsätzlicher Körperverletzung runter.«

»Wie lange müßte ich sitzen?« fragte Derek frostig. Seine Ohrläppchen waren durchstoßen, mindestens zwölfmal, wie Fiske zählte.

»Fünf Jahre, die Untersuchungshaft eingerechnet.«

»Oh, Scheiße! Fünf Jahre, weil ich Pack 'n bißchen mit 'nem verdammten Taschenmesser angekratzt hab'?«

»Mit einem Stilett. Ein Stilett mit fünfzehn Zentimeter langer Klinge. Und Sie haben ihn nicht angekratzt, sondern zehnmal auf ihn eingestochen. Vor Zeugen.«

»Mann, der Typ hat meine Schnalle angemacht. Sind das

nich' mildernde Umstände?«

»Sie können von Glück reden, daß man Sie nicht wegen Mordes drankriegen will, Derek. Die Ärzte sagen, es sei ein Wunder, daß der Bursche nicht schon am Tatort verblutet ist. Und wäre Pack nicht so ein gefährlicher Mistkerl, kämen Sie nicht mit vorsätzlicher Körperverletzung davon. Dann wäre es schwere Körperverletzung. Und das bedeutet zwanzig Jahre bis lebenslänglich. Das wissen Sie.«

»Pack hat mit meiner Schnalle 'rumgemacht.« Derek beugte sich vor und ließ seine dünnen Knöchel knacken, um die vollkommene Logik sowohl seiner juristischen als auch moralischen Auffassung zu unterstreichen.

Fiske wußte, daß Derek einen gut bezahlten Job hatte, wenn auch einen illegalen. Er war der First Lieutenant des zweitgrößten Drogenhändlerings in Richmond, daher auch sein Spitzname DB-1. Der Boß, obwohl erst vierundzwanzig Jahre alt, hieß Turbo. Turbos Reich war straff organisiert. Er verlangte absolute Disziplin und verlieh seinem Unternehmen den Anstrich von Legalität, indem er mehrere chemische Reinigungen, ein Café, eine Pfandleihe und einen ganzen Stall von Buchhaltern und Anwälten unterhielt, die sich mit den gewaschenen Drogengeldern befaßten. Turbo war ein sehr kluger junger Mann mit Sinn für Zahlen und Geschäfte. Fiske hatte ihn schon immer mal fragen wollen, warum er keinen Immobilienhandel aufmachte. Der Ertrag wäre fast genauso hoch, die Sterblichkeitsrate jedoch beträchtlich niedriger.

Normalerweise hätte Turbo einen seiner Anwälte von der Main oder Franklin Street mit Gebührensätzen von dreihundert Dollar die Stunde beauftragt, Derek rauszupauken. Aber Dereks Tat hatte nichts mit Turbos Geschäften zu tun, und deshalb hatte er ihm diesen Gefallen nicht erwiesen. Derek jemandem wie Fiske vorzuwerfen war eine Art Bestrafung dafür, daß er so dumm gewesen war, wegen einer Frau den Kopf zu verlieren. Turbo brauchte auch nicht zu befürchten, daß Derek

auspackte und ihn verpöffte. Der Staatsanwalt hatte gar nicht erst versucht, Derek ein dahingehendes Angebot zu machen; er wußte, daß es sinnlos war. Wer redete, starb – ob im Knast oder draußen, spielte keine Rolle.

Derek war in einer netten Mittelschicht-Familie in einem netten Mittelschicht-Viertel aufgewachsen, bis er von der High School abgegangen war und den raschen, leichten Weg zum Drogenhandel eingeschlagen hatte, statt *wirklich* für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Er besaß alle Voraussetzungen für eine erfolgreiche berufliche Karriere, hätte alles aus seinem Leben machen können. Doch es gab so viele Derek Browns auf der Welt, daß die Menschen sich gar nicht mehr dafür interessierten, wie schrecklich das Leben jener Kinder war, die sich dem Zuckerelixier zuwandten, das Leute wie Turbo ihnen besorgten. Genau deshalb hätte Fiske sich Derek gern eines Nachts geschnappt, um ihn mit einem Baseballschläger in der Hand in eine dunkle Gasse zu schleifen und ihm ein paar gute altmodische Werte und Moralvorstellungen einzuprügeln.

»Der Staatsanwaltschaft ist es völlig egal, was Pack an dem Abend mit Ihrer Freundin gemacht hat.«

»O Scheiße, das is' doch wohl der Hammer. Ein Kumpel von mir hat letztes Jahr 'nen Typen aufgeschlitzt und *zwei Jahre* dafür gekriegt, die Hälfte auf Bewährung! Man hat ihm die Untersuchungshaft angerechnet. Nach drei Monaten war er wieder draußen. Und ich soll verdammte fünf Jahre kriegen? Was für 'n beschissener Anwalt sind Sie eigentlich?«

»Hatte Ihr Kumpel Vorstrafen?« Ist Ihr guter alter Kumpel einer der zehn wichtigsten Leute in einer der schlimmsten Heimsuchungen, unter denen Richmond zu leiden hat, wollte Fiske fragen und hätte es auch getan, hätte er nicht gewußt, daß es reine Zeitverschwendung war. »Also gut – ich schlage der Staatsanwaltschaft drei Jahre vor, unter Anrechnung der Untersuchungshaft.«

Plötzlich wirkte Derek interessiert. »Glauben Sie, das können

Sie rausholen?«

Fiske erhob sich. »Keine Ahnung. Ich bin nur ein beschissener Anwalt.«

Auf dem Weg nach draußen schaute Fiske aus einem vergitterten Fenster und beobachtete, wie eine neue Lieferung von Häftlingen aus der Grünen Minna stieg. Sie standen dicht beisammen, und ihre Fußketten schlugen einen metallenen Singesang auf dem Asphalt. Die meisten waren junge Schwarze oder Latinos, die sich jetzt schon gegenseitig taxierten. Herr oder Sklave? Wer kann den ersten Treffer landen, wer kriegt ihn ab? Die wenigen Weißen erweckten den Eindruck, als würden sie vor greller Panik zusammenbrechen und krepieren, noch bevor sie ihre Zellen betreten hatten. Einige dieser jungen Burschen waren vermutlich die Söhne von Männern, die Patrolman John Fiske vor zehn Jahren verhaftet hatte. Damals waren sie noch Kinder gewesen, die von etwas anderem geträumt hatten, als von der Stütze zu leben; kein Daddy im Hause; und die Mutter kämpfte sich durch ein schreckliches Leben, ohne Licht am Ende des Tunnels zu sehen. Vielleicht aber auch nicht. Die Wirklichkeit verstand sich ausgezeichnet darauf, einen für die Wünsche des Unterbewußtseins zu bestrafen. Träume waren keine Begnadigung, lediglich eine Fortsetzung des Alptraums.

Als Fiske noch Cop gewesen war, hatten die Gespräche, die er mit Verhafteten führte, sich ständig wiederholt.

»Ich bring' dich um, Mann. Ich mach' deine ganze verdämmte Familie kalt«, brüllte der Täter, das Gesicht drogenverzerrt, während Patrolman Fiske ihm die Handschellen anlegte.

»Oh, oh, oh. Du hast das Recht zu schweigen. Du solltest es lieber in Anspruch nehmen.«

»Komm schon, Mann, is' nicht meine Schuld. Mein Kumpel war's. Er hat mich gelinkt.«

»Und wo ist dein Kumpel jetzt? Und woher kommt das Blut an deinen Wichsfingern? Und die Knarre in deiner Dreckshose? Woher kommt der Koks, der noch in deinem Riechkolben

steckt? Ein Kumpel hat das alles getan? Toller Kumpel.«

Dann warfen die Burschen vielleicht einen Blick auf die Leiche und brachen wimmernd zusammen. »Große Scheiße! Gott im Himmel! Meine Mom! Wo ist meine Mom? Rufen Sie meine Mom an. Bitte! Tun Sie's für mich, o Gott, tun Sie das, ja? Mom! Oh, Himmel, was für 'ne Scheiße!«

»Du hast das Recht auf einen Anwalt«, sagte er dann ruhig zu ihnen.

Und dieser Anwalt war nun aus Patrolman John Fiske geworden.

Nachdem Fiske noch einige Gerichtstermine in der Innenstadt wahrgenommen hatte, verließ er das John Marshall Courts Building, ein Gebäude aus Glas und Backstein, das nach dem dritten Obersten Richter des Supreme Court der Vereinigten Staaten benannt war. Marshalls damaliges Haus befand sich direkt nebenan und beherbergte nun ein Museum, welches das Andenken an den großen Virginier und Amerikaner aufrechterhalten sollte. Marshall hätte sich im Grab umgedreht, hätte er gewußt, was für abscheuliche Taten in dem Gebäude, das seinen Namen trug, verhandelt und verteidigt wurden.

Fiske ging die Ninth Street zum James River entlang. Es war in den letzten Tagen schwül und warm gewesen, doch mit der Ankunft der Regenfront hatte es sich abgekühlt, und er zog den Trenchcoat straffer um den Körper. Als es dann tatsächlich zu regnen anfang, rannte er los, und seine Schuhe durchpflügten Pfützen aus schmutzigem Wasser, die sich in den flachen Mulden im Asphalt und Beton des Bürgersteigs gebildet hatten.

Als er seine Kanzlei am Shockoe Slip erreichte, waren sein Haar und der Mantel patschnaß, und das Wasser lief ihm in winzigen Bächen über den Rücken. Er ließ den Fahrstuhl links liegen, nahm im Treppenhaus immer zwei Stufen auf einmal und schloß die Tür zur Kanzlei auf. Sie befand sich in einem höhlenartigen Gebäude, das früher ein Lagerhaus für Tabak

gewesen war; seinen Eingeweiden aus Eiche und Kiefer hatte man neue Rippen aus Trockenmauern verpaßt und auf diese Weise zahlreiche Büroräume geschaffen. Doch der Geruch der Tabakblätter schien sich ewig zu halten. Und nicht nur hier. Wenn man auf der Interstate 95 in Richtung Süden fuhr, an der Zigarettenfabrik Philip Morris vorbei, bekam man fast eine Nikotinvergiftung, ohne sich auch nur eine einzige Fluppe anzuzünden. Wenn Fiske dort vorbeifuhr, spielte er oft mit dem Gedanken, ein brennendes Streichholz aus dem Fenster zu werfen, nur um festzustellen, ob die Luft in der ganzen Gegend explodierte.

Fiskes Kanzlei bestand aus einem Büroraum und einem kleinen Bad, was wichtig für ihn war, denn mittlerweile schlief er hier öfter als in seiner Wohnung. Er hängte den Mantel zum Trocknen auf und rubbelte Gesicht und Haar mit einem Handtuch ab, das er von einem Halter im Badezimmer holte. Dann setzte er eine Kanne Kaffee auf und beobachtete, wie die schwarzbraune Brühe aus dem Filter lief, während er über Jerome Hicks nachdachte.

Wenn Fiske verdammt gute Arbeit leistete, würde Hicks den Rest seines Lebens hinter Gittern verbringen, statt in der Todeszelle von Greene County die Todesspritze verpaßt zu bekommen. Einen achtzehnjährigen schwarzen Jungen umzubringen würde Graham nicht den Posten des Attorney-General, des obersten Justizbeamten von Virginia, einbringen, auf den er es abgesehen hatte. Ein Mord von einem Schwarzen an einem Schwarzen, einem Loser an einem Loser, würde es in den Zeitungen nicht mal bis auf die hinteren Seiten schaffen.

Als Cop in Richmond hatte Fiske mit knapper Not die brutale Gewalt ständiger Kämpfe überlebt. Sie überrollte das County und die Innenstadt, schwoll an wie ein häßliches Geschwür, bis zur Größe eines ganzen Bezirks, und dann platzte es, und die ekelhafte Woge spülte über die Städte hinweg und ließ die zerstörten Ghettos und die hoch aufragenden, sündhaft teuren

Turnspitzen der Innenstadt hinter sich; dann schwappte sie über, riß die schwächlichen Barrikaden der Vorstädte ein und überschwemmte das Umland. Und so war es nicht nur in dieser Stadt, in diesem Bezirk. Gletscher der kriminellen Aktivität krochen von allen Seiten heran. Was wird aus uns, wenn diese Eisströme irgendwann zusammentreffen, fragte sich Fiske.

Abrupt setzte er sich. Wie fast immer hatte das Sodbrennen ganz allmählich angefangen. Langsam, schleichend. Fiske spürte, wie es von seinem Magen zur Brust hinaufstieg und sich dort ausbreitete. Schließlich strömte das Gefühl unerträglicher Hitze wie Lava in einem Graben seine Arme hinab und ergoß sich in seine Finger.

Fiske erhob sich taumelnd, schloß die Bürotür ab, riß sich die Krawatte auf, warf sie zur Seite und zog sich das Hemd aus. Darunter trug er ein T-Shirt; er trug immer ein verdammtes T-Shirt. Durch die Baumwolle berührten seine Finger jene Stelle, wo die dicke Narbe begann, die nach all diesen Jahren noch immer aufgerauht war. Die Narbe begann direkt unter dem Nabel und folgte dem gewundenen Weg der Chirurgenäse, bis sie am Hals endete.

Fiske ließ sich zu Boden fallen und machte fünfzig Liegestütze hintereinander, und die Hitze in seiner Brust und den Extremitäten stieg mit jeder Wiederholung an und ebbte dann wieder ab. Ein Schweißtropfen fiel von seiner Stirn auf den Holzfußboden. Er glaubte, sein Spiegelbild darin sehen zu können. Wenigstens war es kein Blut. Fiske ließ den Liegestützen ebenso viele Klappmesser folgen. Die Narbe kräuselte und verzog sich bei jedem Beugen seines Körpers wie eine Schlange, die unfreiwillig seinem Torso aufgepfropft worden war. Dann befestigte er eine Querstange am Türbalken zum Badezimmer und machte keuchend, mit brennenden Muskeln, ein Dutzend Klimmzüge. Früher hatte er spielend doppelt so viele geschafft, doch seine Kraft ließ allmählich nach. Was unter seiner verwachsenen Haut lauerte, würde ihn irgendwann ein-

holen und töten. Immerhin ließ die Hitze jetzt nach. Die körperliche Anstrengung schien sie zu verjagen, schien diesem unbefugten Eindringling zu verraten, daß immer noch jemand in diesem Körper zu Hause war.

Er wusch sich im Bad und zog das Hemd wieder an. Während er am Kaffee nippte, schaute er aus dem Fenster. Von hier aus konnte er den Lauf des James River kaum ausmachen. Wenn der Regen heftiger wurde, würde er den Fluß stark anschwellen lassen. Fiske und sein Bruder waren oft mit einem Boot den Fluß hinuntergefahren oder hatten sich an heißen Sommertagen gemächlich auf Flößen stromab treiben lassen, die sie sich aus Schläuchen von Lastwagenreifen gebastelt hatten. Das war schon Jahre her. Heutzutage kam Fiske dem Wasser nicht mehr näher als bis zu dieser Stelle. Mit der Freizeit war es vorbei. In seiner verkürzten Lebensspanne war kein Platz mehr dafür.

Aber ihm gefiel, was er tat, jedenfalls zum größten Teil. Es war nicht das Leben eines Superanwalts am Obersten Gerichtshof, wie sein Bruder es führte, aber er war stolz auf seinen Job und darauf, wie er ihn erledigte. Er würde nicht als reicher Mann sterben, und er würde keinen großen Namen hinterlassen, doch er glaubte fest daran, daß er halbwegs zufrieden sterben würde, weil er Erfüllung gefunden hatte.

Er wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

KAPITEL 4

Wie ein brütender Falke kauerte Fort Jackson in der trostlosen Landschaft des südwestlichen Virginia, etwa gleich weit von den Grenzen zu Tennessee, Kentucky und West Virginia entfernt, inmitten eines abgelegenen Gebiets, in dem Kohlenbergbau betrieben wurde. Es gab nur wenige eigenständige Militärgefängnisse in den Vereinigten Staaten, falls überhaupt; normalerweise waren sie militärischen Einrichtungen angeschlossen, was einerseits auf die Tradition zurückzuführen war, andererseits auf die Einschränkungen des Verteidigungsetats. Fort Jackson war zwar auch ein Militärstützpunkt; dennoch würde das Gefängnis stets das alles beherrschende Gebäude sein. Es war ein Gefängnis, in dem die gefährlichsten Straftäter der United States Army leise den Countdown ihres Lebens zählten.

Noch nie war jemandem die Flucht aus Fort Jackson gelungen, und selbst wenn ein Insasse ohne Hilfe eines Gerichtsbeschlusses die Freiheit erlangen sollte – sie würde sinnlos und kurzlebig sein. Die Landschaft um Fort Jackson herum war ein viel gefährlicheres Gefängnis als das Fort selbst: schroffe, vom Tagebau zerklüftete Berge, trügerische, plötzlich und steil abfallende Straßen und dichte, tückische Wälder, in denen es nur so wimmelte von Mokassin- und Klapperschlangen, deren noch aggressivere Cousine, die Wassermokassinschlange, an den umweltverpesteten Wasserstraßen lauerte und nur darauf wartete, daß in Panik geratene Füße durch ihr Revier patschten. Und die kantigen, knorrigen Einheimischen dieses vergessenen »Zehs« von Virginia – menschliche Gegenstücke zu Stacheldraht – waren sehr erfahren im Umgang mit Gewehr und Messer und schreckten nicht davor zurück, beides zu benutzen. Und doch lag in den sanften Hügeln dieses Landes, in den weiten Wäldern, den Sträuchern und Blumen, dem Geruch einer urtümlichen, unverfälschten Flora und Fauna und in der Stille

der Meerestiefen eine erhabene Schönheit.

Anwalt Samuel Rider fuhr durch das Haupttor des Forts, bekam seinen Besucherausweis und stellte den Wagen auf dem Besucherparkplatz ab. Nervös ging er zum Eingang des Gefängnisses mit seinen klobigen Steinmauern; sein Aktenkoffer schlug leicht gegen den blauen Stoff seiner Hose. Zwanzig Minuten lang mußte er die Sicherheitsüberprüfungen über sich ergehen lassen, die damit begannen, daß er sich ausweisen mußte; dann wurde überprüft, ob er auf der Besucherliste stand, er wurde abgetastet und mußte durch einen Metalldetektor gehen, und schließlich durchsuchte man seinen Aktenkoffer. Die Wächter beäugten mißtrauisch das kleine Transistorradio, doch nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß es keine Konterbande enthielt, durfte Rider es behalten. Man las ihm die Vorschriften für Besucher vor, und er mußte nach jedem einzelnen Absatz laut und deutlich erklären, daß er ihn verstanden hatte. Rider wußte, daß die höfliche Fassade der Wächter sehr schnell zerbröckeln würde, sollte er auch nur gegen eine dieser Vorschriften verstoßen.

Er schaute sich um, konnte seine Furcht und die schier überwältigende Nervosität jedoch nicht abschütteln. Es war, als sei es dem Architekten des Gefängnisses gelungen, zusammen mit Stein und Mörtel auch Angst und Schrecken zu vermauern. Riders Magen verkrampfte sich, und seine Handflächen waren schweißnaß, als wollte er angesichts eines bevorstehenden Hurrikans in eine zwanzigsitzige Propellermaschine steigen. Er war zwar während des Vietnamkriegs beim Militär gewesen, hatte das Land aber nie verlassen, an keiner einzigen Kampfhandlung teilgenommen, war kein einziges Mal in Todesgefahr geraten. Die reinste Ironie, wenn er nach einem Herzinfarkt tot umfiel, während er in einem Militärgefängnis auf amerikanischem Grund und Boden stand.

Er atmete tief ein, gab seinem Herz den geistigen Befehl, sich zu beruhigen, und fragte sich erneut, warum er überhaupt her-

gekommen war. Rufus Harms konnte weder ihn noch jemand anderen zu irgend etwas zwingen. Aber nun war Rider hier. Er atmete noch einmal tief durch, befestigte den Besucherausweis an seiner Jacke und umklammerte den beruhigenden Griff des Aktenkoffers, während ein Wächter ihn zum Besucherraum führte.

Während Rider ein paar Minuten lang allein wartete, betrachtete er das stumpfe Braun der Wände, das mit Absicht verwendet worden zu sein schien, um diejenigen, die ohnehin schon die Hölle durchlebten und am Rande des Selbstmords standen, zusätzlich zu deprimieren. Er fragte sich, wie viele Männer hier hausten, von ihren Mitmenschen eingekerkert, und das aus sehr gutem Grund. Und doch hatten sie alle Mütter, selbst die widerwärtigsten; und bei einigen von ihnen, vermutete Rider, war sogar der Vater mehr als nur ein Samenfleck auf einer Eizelle. Trotzdem waren diese Männer hier gelandet. Hatte das Böse schon in ihrer Wiege gelegen? Möglich. Vielleicht, überlegte Rider, gibt es bald einen Gentest, der den Leuten verrät, ob ihr Kind die Wiedergeburt von Charles Manson ist, während es noch in die Vorschule geht. Aber, verdammt noch mal, was sollen die Leute tun, wenn man ihnen diese schlechte Nachricht überbringt?

Rider wurde aus seinen Gedanken gerissen, als Rufus Harms den Besucherraum betrat. Er war wesentlich größer als die beiden Wächter, die ihn hineinführten. Auf den ersten Blick hätte man meinen können, ein Herr würde von seinen Leibeigenen begleitet, doch in Wirklichkeit war es genau umgekehrt. Harms war der größte Mensch, dem Rider je persönlich begegnet war, ein Riese mit außergewöhnlicher Kraft. Auch jetzt schien er den Raum mit seiner Körpermasse auszufüllen. Sein gewaltiger Brustkorb sah aus, als bestünde er aus zwei gegossenen, armierten Betonblöcken, die nebeneinander verankert waren, und die Arme waren dicker als die Oberschenkel der Wächter. Harms trug Schellen an beiden Händen und Füßen, die ihn

zwangen, im »Häftlings-Schlurfschritt« zu gehen. Doch er war geübt darin; bei ihm wirkten die trippelnden Schritte seltsam anmutig.

Er muß an die Fünzig sein, dachte Rider, sieht aber gut zehn Jahre älter aus. Der Anwalt bemerkte die Narben im Gesicht und den unnatürlich verbogenen Knochen unter Harms' rechtem Auge. Der junge Mann, den Rider damals verteidigt hatte, besaß gut geschnittene, ebenmäßige Gesichtszüge. Nun aber war dieses Gesicht verwüstet. Rider fragte sich, wie oft Rufus hier verprügelt worden war, und welche anderen verräterischen Beweise von Mißhandlung unter seiner Kleidung verborgen waren.

Harms ließ sich gegenüber von Rider an einem Holztisch nieder, dessen Oberfläche von Tausenden nervöser, verzweifelter Fingernägel arg zerkratzt war. Er schaute Rider noch nicht an, blickte statt dessen zu dem Wächter hinüber, der im Raum blieb.

Rider erkannte, was Harms ihm stumm mitteilen wollte. »Gefreiter«, sagte er zu dem Wächter, »ich bin sein Anwalt und möchte ungestört mit ihm sprechen.«

Die Antwort erfolgte ganz automatisch. »Sie sind hier in einem Hochsicherheitsgefängnis. Jeder Gefangene gilt als gewalttätig und gefährlich. Ich bin zu Ihrer eigenen Sicherheit hier.«

Die Männer hier *waren* gefährlich, sowohl die Häftlinge *als auch* die Wächter. So war es nun mal; es ließ sich nicht ändern.

»Das verstehe ich«, erwiderte der Anwalt. »Ich bitte Sie ja auch nicht, das Zimmer zu verlassen. Aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ein bißchen zurücktreten würden. Ein dem Anwalt und seinem Mandanten verfassungsmäßig zugestandenes Recht – Sie verstehen, nicht wahr?«

Der Wächter antwortete nicht, ging aber zum anderen Ende des Raumes, vorgeblich außer Hörweite. Schließlich schaute Rufus Harms zu Rider hinüber. »Haben Sie das Radio mitge-

bracht?«

»Eine seltsame Bitte, aber ich habe sie erfüllt.«

»Holen Sie es bitte hervor, und schalten Sie es ein.«

Rider tat wie geheißen. Sofort wurde der Raum von den traurigen Klängen von Country-Musik erfüllt. Wie hohl, wie gekünstelt die Lieder klingen, dachte Rider unbehaglich. Wenn die Texter einmal wirkliches Elend erleben wollen, wirkliche Hoffnungslosigkeit, sollten sie hierherkommen.

Als der Anwalt Harms fragend ansah, schaute dieser sich im Raum um. »Hier haben die Wände viele Ohren, und manche kann man nicht sehen, nicht wahr?«

»Es verstößt gegen das Gesetz, das Gespräch zwischen einem Anwalt und seinem Mandanten abzuhören.«

Harms bewegte leicht die Hände, und die Ketten rasselten. »Viele Dinge verstoßen gegen das Gesetz, aber die Leute tun sie trotzdem. Sowohl in diesem Gebäude als auch draußen. Nicht wahr?«

Rider ertappte sich dabei, wie er nickte. Harms war kein junger, verängstigter Bursche mehr. Er war ein Mann. Ein Mann, der sich unter Kontrolle hatte, obwohl jede Minute, jeder Bereich seines Lebens überwacht wurde. Rider bemerkte überdies, daß sämtliche Bewegungen Harms' gemessen und genau überlegt waren. Als wäre er in ein Schachspiel vertieft, streckte er langsam die Hand aus, um eine Figur zu berühren, und zog die Hand dann mit ähnlicher Vorsicht wieder zurück. Hier konnte eine schnelle Bewegung tödlich sein.

Der Häftling beugte sich vor und fing so leise zu sprechen an, daß Rider sich anstrengen mußte, ihn trotz der Musik zu verstehen. »Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Es überrascht mich, daß Sie den Weg auf sich genommen haben.«

»Und mich hat es sehr überrascht, von Ihnen zu hören. Aber es hat wahrscheinlich auch meine Neugier erregt.«

»Sie sehen gut aus. Die Jahre sind freundlich zu Ihnen gewesen.«

Rider mußte lachen. »Ich hab' kaum noch Haare auf dem Kopf und fünfzig Pfund zugelegt. Trotzdem vielen Dank.«

»Ich will Ihre Zeit nicht verschwenden. Ich möchte, daß Sie bei Gericht einen Antrag für mich stellen.«

Riders Erstaunen war offensichtlich. »Bei was für einem Gericht?«

Wenngleich die Musik seine Worte übertönte, sprach Harms noch leiser. »Beim höchsten Gericht, das es gibt. Beim Obersten Gerichtshof.«

Riders Kinnlade fiel herab. »Das ist ein Witz.« Doch der Ausdruck in Harms' Augen besagte etwas ganz anderes. »Na schön. Und was genau soll ich beantragen?«

Mit einer schnellen, geschmeidigen Bewegung zog Harms trotz der Behinderung durch seine Fesseln einen Umschlag aus dem Hemd und hielt ihn hoch. Augenblicklich trat der Wächter heran und riß Harms den Umschlag aus der Hand.

Sofort protestierte Rider. »Gefreiter, das ist ein vertrauliches Gespräch zwischen Anwalt und Mandant.«

»Lassen Sie es ihn lesen, Samuel, ich habe nichts zu verbergen.«

Der Wächter öffnete den Umschlag und überflog den Inhalt des Briefes. Er nickte zufrieden, gab ihn Harms zurück' und ging wieder zur entfernten Seite des Raumes.

Harms gab Umschlag und Brief an Rider weiter, der sich beides ansah. Als er wieder aufschaute, beugte Harms sich noch näher an ihn heran und sprach mindestens zehn Minuten lang. Während Harms' Worte sich über Rider ergossen, riß der Anwalt mehrmals die Augen auf. Schließlich lehnte der Häftling sich zurück und schaute Rider an.

»Sie werden mir helfen, nicht wahr?«

Rider konnte nicht antworten, mußte erst noch verdauen, was er gehört hatte. Hätte die Hüftkette die Bewegung nicht unmöglich gemacht, hätte Harms den Arm ausgestreckt und seine Hand über die Riders gelegt – nicht als Drohgebärde, sondern

als nachdrückliche Bitte um Hilfe von einem Mann, der seit fast dreißig Jahren keine Hilfe mehr bekommen hatte. »Nicht wahr, Samuel?«

Schließlich nickte Rider. »Ich werde Ihnen helfen, Rufus.«

Harms erhob sich und ging zur Tür.

Rider schob das Blatt in den Umschlag zurück; dann verstau- te er ihn und das Radio in seinem Aktenkoffer. Der Anwalt konnte nicht wissen, daß auf der anderen Seite eines großen Spiegels, der an einer Wand des Besucherraums hing, jemand den gesamten Austausch zwischen Häftling und Anwalt beobachtet hatte.

Und dieser Jemand rieb sich nun das Kinn, in tiefe und sorgenvolle Gedanken versunken.

KAPITEL 5

Um zehn Uhr erhob sich Richard Perkins, der Marshal des Obersten Gerichtshofs. Er trug einen grauen Frack, der auch die traditionelle Gewandung von Anwälten aus dem Büro des Staatssekretärs im Justizministerium war. Perkins stand an einem Ende des riesigen Richtertisches, hinter der sich neun Ledersessel unterschiedlicher Stilrichtung und Größe, aber alle mit hohen Lehnen befanden; dann schlug er mit seinem Hammer auf ein hartes Kissen. »Der ehrenwerte Oberste Richter und die beigeordneten Richter der Vereinigten Staaten«, verkündete er.

Der lange, burgunderrote Vorhang hinter dem Richtertisch teilte sich an neun verschiedenen Stellen, und dieselbe Anzahl von Richtern erschien. Sie wirkten steif und mürrisch in ihren schwarzen Roben, als wären sie soeben aus dem Schlaf hochgefahren und hätten festgestellt, daß sich neben ihren Betten eine Menschenmenge versammelt hatte. Als sie Platz nahmen, fuhr Perkins fort: »Hört, hört, hört. Wer dem ehrenwerten Obersten Gericht der Vereinigten Staaten etwas vorzubringen hat, der möge in Respekt und Achtung vortreten, denn das Gericht sitzt nun zu Rate. Gott schütze die Vereinigten Staaten und dieses hohe Gericht.«

Perkins setzte sich und ließ den Blick durch den quadratischen Gerichtssaal schweifen, der die Ausmaße eines kleinen Sportfeldes besaß. Die mehr als dreizehn Meter hohe Decke ließ das Auge beinahe nach dahinziehenden Wolken suchen. Nach einigen Präliminarien und der Vereidigung neuer, vor dem Obersten Gericht zugelassener Anwälte würde der erste der beiden Fälle aufgerufen werden. An diesem Tag, einem Mittwoch, würden am Morgen nur zwei Fälle verhandelt werden. Nachmittags tagte das Gericht ohnehin nur am Montag und Dienstag. Donnerstags und freitags fanden keine mündli-

chen Verhandlungen statt. Und so würde es bis Ende April weitergehen, drei Tage die Woche, alle vierzehn Tage – etwa einhundertfünfzig mündliche Verhandlungen, bei denen die Richter die Rolle eines modernen Salomo für das Volk der Vereinigten Staaten übernahmen.

Beide Seiten des Gerichtssaals wurden von beeindruckenden Friesen geziert. Auf der rechten sah man Gesetzesschaffende aus dem vorchristlichen Altertum, auf der linken ihre Gegenstücke aus nachchristlicher Zeit. Zwei Heere, die bereit standen, übereinander herzufallen. Vielleicht um zu entscheiden, wer recht gehandelt hatte. Moses gegen Napoleon, Hammurabi gegen Mohammed. Das Gesetz, die Verkündung von Gerechtigkeit, konnte äußerst schmerzhaft sein – sogar blutig. Unmittelbar über dem Richtertisch befanden sich zwei Marmorstatuen. Die eine stellte die Majestät des Gesetzes dar, die andere die Macht der Regierung. Zwischen ihnen befand sich eine Tafel mit den Zehn Geboten. Und an den Wänden der riesigen Halle stand eine Vielzahl von Skulpturen – Hüter der Rechte des Volkes, Schutzgeister der Weisheit und der Kunst der Staatsführung, Verteidiger der Menschenrechte. Sie alle symbolisierten die Rolle des Gerichts. Wenn es je eine harmonisch gestaltete Bühne für die Anhörung von Fragen höchster moralischer und sittlicher Bedeutung gegeben hatte, dann war es diese erhabene Szenerie. Doch die Beschaffenheit des Geländes kann trügerisch sein.

Ramseys Platz war in der Mitte des Richtertisches, Elizabeth Knight saß ganz rechts außen. Ein Auslegermikrofon hing von der Mitte der Decke herab. Die Mütter und Väter, die auf den Zuschauerrängen saßen, hatten sich merklich angespannt, als die Richter in den Saal getreten waren. Selbst ihre quengelegenen, gelangweilten Kinder saßen nun ein wenig gerader. Eine verständliche Reaktion, selbst für diejenigen, die mit dem Ruf dieses Gerichts nicht so vertraut waren. Denn man konnte deutlich spüren, welche Macht sich hier konzentrierte, welche

wichtigen Konfrontationen hier bevorstanden.

Diese neun mit schwarzen Roben bekleideten Richter legten unumstößlich fest, wann Frauen legal abtreiben durften; sie schrieben Schulkindern vor, wo sie lernen mußten; sie bestimmten, welche Begriffe obszön waren und welche nicht; sie entschieden, daß die Polizei ohne richterliche Verfügung keine Wohnung durchsuchen und keine Geständnisse erzwingen durfte. Waren diese Richter in ihr Amt gewählt, behielten sie es ihr Leben lang und waren praktisch gegen jede Anfechtung gefeit. Und sie wirkten auf einer so geheimnisvollen Ebene, in einem so unergründlichen Schwarzen Loch, daß einem andere bedeutende Menschen, die weit mehr im Licht der Öffentlichkeit standen, ja selbst die Mitglieder anderer ehrwürdiger Bundesinstitutionen belanglos und dünkelfhaft erschienen. Diese Richter beschäftigten sich routinemäßig mit Themen, die Menschen im ganzen Land dazu trieben, Andersdenkenden die Köpfe einzuschlagen, Bomben in Abtreibungskliniken zu legen und vor den Hinrichtungstrakten der Gefängnisse zu demonstrieren. Sie befaßten sich mit Fragestellungen, die dermaßen komplex waren, daß sie die menschliche Zivilisation bis zu ihrem Untergang heimsuchen würden. Und dennoch sahen sie ruhig und gelassen aus.

Der erste Fall wurde aufgerufen. Es ging um positive Diskriminierung an öffentlichen Universitäten – oder vielmehr mit dem, was davon noch übrig war. Frank Campbell, der Anwalt, der zugunsten der positiven Diskriminierung plädierte, hatte kaum seinen ersten Satz beendet, als Ramsey ihn schon mit einem Hammerschlag unterbrach.

Der Oberste Richter wies auf den vierzehnten Verfassungszusatz hin, der eindeutig besage, daß niemand diskriminiert werden dürfe. Bedeute dies nicht, daß auch eine positive Diskriminierung gemäß der Verfassung unzulässig sei?

»Aber es gibt vielfache Strömungen, die ...«

»Warum wird Vielfalt mit Gleichheit gleichgesetzt?« unter-

brach Ramsey den Anwalt.

»Sie gewährleistet, daß es breiten und verschiedenartigen Studentengruppen ermöglicht wird, unterschiedliche Ideen zu artikulieren, unterschiedliche Kulturen zu repräsentieren – was wiederum dazu beiträgt, der Ignoranz und den vorgefaßten Meinungen entgegenzuwirken.«

»Beruht Ihre gesamte Begründung nicht auf der Prämisse, daß Schwarze und Weiße anders denken? Daß ein Schwarzer, der von Eltern großgezogen wurde, die gut situierte Professoren an einem College in ... sagen wir ... San Francisco sind, vollkommen andere Werte und Vorstellungen in eine Universität einbringt als ein Weißer, der in genau demselben sozialen Umfeld in San Francisco aufgewachsen ist?« Ramseys Stimme klang skeptisch.

»Ich bin der Ansicht, daß alle Menschen verschieden sind«, erwiderte Campbell.

»Aber sollte man nicht meinen, daß die Ärmsten in diesem Land ein größeres Recht auf eine helfende Hand haben, ohne dabei die Hautfarbe ins Spiel zu bringen?« fragte Richter Knight. Ramsey schaute neugierig zu ihr hinüber. »Ihre Begründung aber macht keinen Unterschied zwischen Reich und Arm, nicht wahr?« fügte Knight hinzu.

»Das ... ist richtig«, gab Campbell zu.

Michael Fiske und Sara Evans saßen in einem gesonderten Teil der Ränge, im rechten Winkel zum Richtertisch. Während Michael der Befragung lauschte, warf er Sara einen Blick zu. Sie schaute ihn nicht an.

»Man kommt nicht um die Buchstaben des Gesetzes herum, nicht wahr? Damit würden wir die Verfassung auf den Kopf stellen«, beharrte Ramsey, nachdem er schließlich den Blick von Elizabeth Knight abgewandt hatte.

»Was ist mit dem Geist hinter diesen Buchstaben?« erwiderte Campbell.

»Geister sind gestaltlos. Ich ziehe es vor, mich mit greifbaren

und konkreten Dingen zu beschäftigen.« Ramseys Worte riefen auf den Rängen vereinzelter Gelächter hervor. Der Oberste Richter setzte seine verbale Attacke fort und nahm mit tödlicher Präzision Campbells Präzedenzfälle und Argumentation auseinander. Elizabeth Knight schwieg und schaute starr vor sich hin; sie war mit den Gedanken offensichtlich irgendwo anders, nur nicht in diesem Gerichtssaal. Als die rote Lampe an Campbells Pult anzeigte, daß seine Redezeit zu Ende war, rannte er beinahe zu seinem Tisch zurück. Und als der Anwalt der gegnerischen Partei zum Richtertisch trat und mit seinem Plädoyer begann, konnte man fast den Eindruck gewinnen, die Richter würden gar nicht mehr zuhören.

»Mann, Ramsey geht aber ganz schön zur Sache«, bemerkte Sara. Sie und Michael saßen in der Cafeteria des Gerichtsgebäudes; die Richter hatten sich zu ihrer traditionellen Nachbesprechung in den Speisesaal zurückgezogen. »Er hat den Anwalt der Universität in fünf Sekunden auseinandergenommen.«

Michael schluckte einen Bissen von seinem Sandwich herunter. »Ramsey sucht schon seit mindestens drei Jahren nach einem Fall, um der positiven Diskriminierung den Wind aus den Segeln zu nehmen. Tja, und jetzt hat er ihn gefunden. Sie hätten sich außergerichtlich einigen sollen, statt den Fall vor dieses Gericht zu bringen. Ramsey wird reinen Tisch machen.«

»Glaubst du wirklich, er geht so weit?«

»Machst du Witze? Warte mal ab, bis du die Begründung siehst. Ramsey wird sie wahrscheinlich selbst schreiben, damit er so richtig seine Freude daran hat. Die Sache ist gestorben.«

»Ich kann seine Argumentation zum Teil nachvollziehen.«

»Na klar. Sie ist ja auch offensichtlich. Eine konservative Gruppe hat den Fall vorgebracht und die Klägerin sorgfältigst ausgesucht. Weiß, intelligent, aus der Arbeiterschicht, fleißig, hat nie eine Zuwendung oder ein Stipendium bekommen. Und das Beste ... die Klägerin ist eine Frau!«

»Es ist verfassungsmäßig verankert, daß niemand diskriminiert werden darf.«

»Sara, du weißt, daß der vierzehnte Verfassungszusatz unmittelbar nach dem Bürgerkrieg erlassen wurde, um eine Diskriminierung der Schwarzen zu verhindern. Nun hat man diesen Verfassungszusatz zu einem Knüppel umfunktioniert, mit dem man die Leute niederprügeln kann, denen er ursprünglich helfen sollte. Na ja, die Knüppler haben soeben für ihr eigenes Armageddon gesorgt.«

»Was meinst du damit?«

»Daß die Armen, die noch Hoffnung haben, zurückschlagen werden. Und die Armen ohne Hoffnung prügeln wiederum zurück. Keine schönen Aussichten.«

»Oh.« Sie schaute Michael an. Er wirkte in sich gekehrt, konzentriert und ernster, als man es bei einem Mann seines Alters annehmen sollte. Immer wieder äußerte er laut seine Meinung, auch wenn er sich damit den Mund verbrannte oder peinliche Auftritte riskierte. Das war eine der Eigenschaften, die Sara an ihm gleichzeitig bewunderte und fürchtete.

»Mein Bruder könnte dir so einiges darüber erzählen«, fügte Michael hinzu.

»Das glaube ich dir gern. Hoffentlich lerne ich ihn eines Tages mal kennen.«

Michael schaute sie an, wandte den Blick dann wieder ab. »Ramsey sieht die Welt anders, als sie in Wirklichkeit ist. Er hat sich im Leben ganz allein durchgeboxt. Warum sollen andere das nicht auch schaffen? Aber ich bewundere den Mann. Er schreibt es den Armen und den Reichen, dem Staat und dem Individuum gleichermaßen hinter die Ohren. Er hat keine Lieb-linge, das muß man ihm lassen.«

»Du mußtest auch viele Schwierigkeiten überwinden.«

»Ja. Ich will nicht ins eigene Horn blasen, aber ich habe einen IQ von über hundertsechzig. Das kann nicht jeder von sich behaupten.«

»Ich weiß«, sagte Sara wehmütig. »Mein juristisch geschulter Verstand sagt mir, daß es richtig war, was heute geschehen ist. Aber mein Herz sagt mir, daß es eine Tragödie gewesen ist.«

»He, hier ist das Oberste Gericht. Keiner hat behauptet, daß es einfach sei. Ach, übrigens, was hat Richterin Knight vorhin eigentlich versucht?«

Michael war an allem interessiert, was im Gericht vor sich ging, an sämtlichen internen Geheimnissen, dem Klatsch und Tratsch, den Strategien, die von den Richtern und ihren Mitarbeitern angewendet wurden, wenn sie bevorstehende Fälle erörterten oder analysierten. Doch Michael kam nicht dahinter, worauf Elizabeth Knight an diesem Morgen vor Gericht angespielt hatte, und das wurmte ihn.

»Es waren doch nur ein paar Sätze, Michael.«

»Na und? Zwei Sätze können mehr aussagen als eine ganze Urteilsbegründung. Rechte für die Armen? Du hast doch gesehen, wie Ramsey darauf abgefahren ist. Ist Knight auf irgendwas ganz Neues aus? Hat sie versucht, die Weichen für einen bestimmten Fall zu stellen? Na komm, sag's mir schon.«

»Ich kann nicht glauben, daß du mich so etwas fragst. Es ist vertraulich.«

»Wir spielen doch alle im gleichen Team, Sara.«

»Genau! Wie oft stimmen Knight und Murphy gemeinsam ab? Nicht sehr oft. Und du weißt ganz genau, dieses Haus hat neun sehr verschiedene Zimmer.«

»Stimmt. Neun kleine Königreiche. Aber wenn Knight noch ein As im Ärmel hat, hätte ich es gern gewußt.«

»Ich muß nicht alles wissen, was hier vor sich geht. Mein Gott, du weißt schon mehr als alle anderen Assessoren zusammen, mehr als die meisten Richter. Ich meine, wie viele andere Assessoren gehen bei Anbruch der Dämmerung runter in die Poststelle, um sich anzuschauen, was für Berufungen hereingekommen sind?«

»Ich mache nicht gern halbe Sachen.«

Sara schaute ihn an, wollte etwas sagen, überlegte es sich dann aber anders. Warum die Dinge komplizieren? Sie hatte Michael ihre Antwort bereits gegeben. Auch sie war ehrgeizig, konnte sich aber nicht vorstellen, mit einem Mann verheiratet zu sein, der so hohe Ansprüche stellte wie Michael Fiske. Sie könnte sie niemals erfüllen, ihnen nie gerecht werden. Es wäre ein Fehler, es auch nur zu versuchen.

»Tut mir leid, Michael, ich gebe keine Vertraulichkeiten weiter. Du weißt so gut wie ich, daß sich hier jede Bemerkung mit einem militärischen Feldzug vergleichen läßt. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Und man muß sich den Rücken freihalten.«

»Grundsätzlich stimme ich dir zu, aber nicht in diesem Fall. Du kennst Murphy. In ihm schlägt das alte Blut wieder durch. Er ist liebenswert, aber ein Liberaler durch und durch. Er würde alles tun, um den Armen zu helfen. Er und Knight werden bei diesem Fall gemeinsame Sache machen, da gibt es gar keinen Zweifel. Murphy sucht ständig nach einer Gelegenheit, Sand in Ramseys Getriebe zu werfen. Bevor Ramsey hier die Oberhand gewann, war Tom Murphy der maßgebliche Mann am Gericht. Es macht keinen Spaß, am Lebensabend stets auf der Seite der Minderheit zu stehen.«

Sara schüttelte den Kopf. »Ich kann wirklich nicht näher darauf eingehen.«

Michael seufzte und stocherte in seinem Essen. »Wir entfernen uns voneinander, Sara. In jeder Hinsicht, nicht wahr?«

»Das stimmt nicht. Du willst es nur so darstellen. Ich weiß, ich habe dir weh getan, und es tut mir leid.«

Plötzlich grinste er. »Vielleicht ist es am besten so. Wir sind beide so störrisch, daß wir uns am Ende wohl gegenseitig abmurksen würden.«

»Der Boy aus dem hintersten Virginia und die Landpomeranze aus Carolina«, sagte sie mit bewußt gedehntem Südstaatenakzent. »Wahrscheinlich hast du recht.«

Er drehte sein Glas zwischen den Händen und schaute sie an.
»Wenn du mich für dickköpfig hältst, solltest du wirklich mal meinen Bruder kennenlernen.«

Sara erwiderte seinen Blick nicht. »Da bin ich mir sicher. Bei dem Prozeß, den wir verfolgt haben, war er einfach klasse.«

»Ich bin sehr stolz auf ihn.«

Jetzt schaute sie ihn an. »Warum mußten wir uns dann wie Diebe in den Gerichtssaal schleichen, damit er nicht mitkriegt, daß wir ihm zugeschaut haben?«

»Das mußt du ihn schon fragen.«

»Ich frage aber dich.«

Michael zuckte die Achseln. »Er hat ein Problem mit mir. Er hat mich gewissermaßen aus seinem Leben verbannt.«

»Warum?«

»Ich kenne nicht alle Gründe. Vielleicht kennt nicht mal er selbst sie genau. Aber ich weiß, daß es ihn nicht sehr glücklich gemacht hat.«

»Ich habe ihn zwar nur kurz gesehen, aber deprimiert oder unglücklich kam er mir nicht vor.«

»Wirklich? Wie ist er dir denn vorgekommen?«

»Humorvoll, klug. Kann sich gut in Menschen hineinversetzen.«

»Wie ich sehe, hat er sich in dich hineinversetzt.«

»Er wußte ja nicht mal, daß ich dort war.«

»Es hätte dir aber gefallen, wenn er's gewußt hätte, nicht wahr?«

»Was soll das jetzt schon wieder heißen?«

»Nur, daß ich nicht blind bin. Und ich bin mein Leben lang in seinem Schatten gewandelt.«

»Du bist doch das junge Genie mit den grenzenlosen Zukunftsaussichten.«

»Und er ist ein Held, ein ehemaliger Cop, der jetzt genau jene Menschen verteidigt, die er früher eingebuchtet hat. Er hat etwas von einem Märtyrer an sich. Damit bin ich nie fertigge-

worden. Aber er ist ein guter Jurist, der sich unglaublich ins Zeug legt.« Michael schüttelte den Kopf, als er an die lange Zeit dachte, die sein Bruder im Krankenhaus verbracht hatte. Keiner hatte gewußt, ob er es schaffen würde. Es hätte von einem Tag zum anderen, von einer Minute zur anderen vorbei sein können. Michael hatte nie zuvor solch eine Furcht gekannt wie bei dem Gedanken, seinen Bruder zu verlieren. Anscheinend hatte er ihn trotzdem verloren. Aber nicht durch den Tod. Nicht durch diese Kugeln.

»Vielleicht glaubt er, in deinem Schatten zu stehen.«

»Das bezweifle ich.«

»Hast du ihn je gefragt?«

»Wie ich schon sagte, wir sprechen nicht mehr miteinander.«

Er hielt inne. »Hast du meinen Antrag wegen John abgelehnt?« fragte er dann. Er hatte Sara beobachtet, wie *sie* seinen Bruder beobachtet hatte. Vom ersten Augenblick an, da sie John Fiske gesehen hatte, war sie von ihm hingerissen gewesen. Damals war es Michael bloß wie ein unterhaltsamer Spaß erschienen, daß er und Sara seinem Bruder bei einer Verhandlung zugehört und zugeschaut hatten. Jetzt verfluchte er sich dafür, daß er selbst diesen Vorschlag gemacht hatte.

Sara errötete. »Ich kenne ihn nicht mal. Wie könnte ich da irgendwelche Gefühle für ihn haben?«

»Fragst du jetzt mich oder dich selbst?«

»Darauf werde ich nicht antworten.« Ihre Stimme zitterte.

»Was ist mit dir? Liebst du deinen Bruder?«

Michael setzte sich abrupt auf und schaute sie an. »Ich werde meinen Bruder immer lieben, Sara. Immer.«

KAPITEL 6

Rider ging wortlos an seiner Sekretärin vorbei, flüchtete in sein Büro, öffnete den Aktenkoffer und holte den Umschlag hervor. Er zog den Brief heraus, warf aber kaum einen Blick darauf, bevor er ihn in den Papierkorb fallen ließ. Der Brief enthielt Harms' Testament – aber das war nur ein Trick, ein unverfänglicher Text, der den Gefängniswächter täuschen sollte. Rider musterte den Umschlag eingehend und drückte dann auf den Knopf der Gegensprechanlage.

»Sheila, bringen Sie mir bitte die Kochplatte und den Teekessel? Machen Sie ihn mit Wasser voll.«

»Ich koche Ihnen gern einen Tee, Mr. Rider.«

»Ich möchte keinen Tee, Sheila. Bringen Sie mir einfach den verdammten Kessel und die Kochplatte!«

Sheila ließ sich weder zu einer Bemerkung über diesen seltsamen Wunsch noch zu einem Kommentar über die schlechte Laune ihres Chefs hinreißen. Sie brachte den Kessel und die Kochplatte ins Büro und verließ es sofort wieder.

Rider stöpselte die Kochplatte ein, und nach ein paar Minuten quoll Dampf aus dem Kessel. Der Anwalt nahm den Umschlag behutsam an den Ecken, hielt ihn über den Dampf und beobachtete, wie er sich öffnete, genau wie Rufus Harms es ihm gesagt hatte. Rider fingerte an den Ecken herum; kurz darauf hatte er den Umschlag gänzlich geöffnet. Doch statt eines Umschlags hielt er nun zwei Blatt Papier in den Händen: das eine war eine handschriftliche Notiz, das andere eine Kopie des Briefes, den Harms von der Army erhalten hatte.

Als Rider die Kochplatte wieder ausschaltete, fragte er sich staunend, wie Rufus diesen Umschlag, der in Wirklichkeit ein Brief war, angefertigt hatte. Und wie hatte er den Brief von der Army kopiert und dann darin versteckt? Dann fiel ihm ein, daß Harms' Vater Drucker gewesen war. Es wäre besser für Rufus

gewesen, beruflich in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, statt sich freiwillig zur Armee zu melden, ging es Rider durch den Kopf.

Er ließ die beiden Blätter eine Minute lang trocknen, setzte sich dann hinter den Schreibtisch und las, was Rufus geschrieben hatte. Es dauerte nicht lange. Die Bemerkungen waren ziemlich kurz, auch wenn viele Worte kaum leserlich oder falsch geschrieben waren. Was Rider nicht wissen konnte: Harms hatte den Brief in nahezu völliger Dunkelheit geschrieben und jedesmal innegehalten, wenn er hörte, daß die Schritte eines Wächters näher kamen. Als Rider zu Ende gelesen hatte, war sein Mund pulvertrocken. Er mußte sich zwingen, die offizielle Mitteilung der Army zu lesen. Ein weiterer Tiefschlag.

»Großer Gott!« Er sank in seinem Sessel zurück, rieb sich mit einer Hand über die kahle Stelle am Kopf, sprang dann auf, lief zur Tür und schloß sie ab. Wie ein mutierendes Virus breitete die Furcht sich in seinem Innern aus. Er bekam kaum noch Luft, beugte sich über den Schreibtisch und drückte wieder auf den Knopf der Gegensprechanlage. »Sheila, bringen Sie mir bitte ein Glas Wasser und eine Aspirin.«

Einen Augenblick später klopfte Sheila an die Tür. »Mr. Rider«, sagte sie, »es ist abgeschlossen.«

Rasch schloß er die Tür auf, nahm das Glas und das Aspirin entgegen und wollte gerade wieder abschließen, als Sheila fragte: »Ist alles in Ordnung?«

»Ja, ja«, erwiderte er und drängte sie hinaus.

Wieder schaute Rider auf den Brief, den er für Rufus beim Obersten Gericht einreichen sollte. Rider hatte die entsprechende Befugnis; er war als Anwalt beim Obersten Gerichtshof zugelassen, was er jedoch lediglich der Förderung durch einen ehemaligen Kollegen beim Militär verdankte, der nun im Justizministerium arbeitete. Wenn Rider tat, was Rufus verlangte, würde genau dieser Kollege bei Harms' Berufungsverhandlung die Gegenseite vertreten – was zu einer persönlichen Katastro-

phe führen *mußte*.

Aber er hatte es Rufus versprochen.

Rider legte sich auf das Ledersofa, das in einer Ecke seines Büros stand, schloß die Augen und ließ seine Gedanken in die Vergangenheit schweifen. In der Nacht, in der Ruth Ann Mosley ermordet worden war, hatte es viele Unstimmigkeiten gegeben. In Rufus' Vorstrafenregister waren keine Gewalttaten aufgeführt, nur zahlreiche Befehlsverweigerungen, die viele Vorgesetzte gegen ihn aufgebracht und anfangs auch Rider verärgert hatten. Was Harms' Unfähigkeit betraf, den einfachsten Befehlen zu gehorchen, so hatte man schließlich, als Rider ihn vor Gericht vertrat, dafür eine Erklärung gefunden. Doch für seine Flucht aus dem Bau gab es keine Erklärung. Da Rider damals keine andere Verteidigungsmöglichkeit sah, hatte er schließlich angedeutet, auf geistige Unzurechnungsfähigkeit plädieren zu wollen, was ihm gerade genug Hebelwirkung verschafft hatte, um seinen Mandanten vor der möglichen Hinrichtung zu bewahren. Und das war dann das Ende vom Lied gewesen. Der Gerechtigkeit war Genüge getan worden. Zumindest in dem Umfang, den man auf dieser Welt erwarten konnte.

Rider betrachtete erneut die Mitteilung der Army, diese krasse Lüge aus der Vergangenheit, die nun eindeutig enthüllt worden war. Diese Information hätte vor gut fünfundzwanzig Jahren, als das Mädchen ermordet worden war, in Harms' Militärakte stehen müssen; aber das war nicht der Fall gewesen. Mit dieser Information hätte Rider damals eine plausible, schlüssige Verteidigung aufbauen können. Harms' Militärakte war manipuliert worden, und nun kannten sie beide den Grund dafür.

Harms wollte seine Freiheit zurück, wollte seinen Namen reinwaschen – und beides vor dem höchsten Gericht des Landes. Und Rufus Harms weigerte sich, die Aussicht auf Freiheit in die Hände des Militärs zu legen. Das hatte er Rider gesagt, während die Country-Musik seine Worte übertönt hatte. Wer

konnte ihm seine Wünsche verdenken?

Rufus hatte das Recht auf seiner Seite. Man sollte ihn anhören, und man sollte ihn freilassen. Man sollte etwas für ihn unternehmen. Doch Rider blieb regungslos auf seiner Couch mit dem abgewetzten Leder liegen. Der Grund dafür war Furcht. Ein viel intensiveres und bohrenderes Gefühl – so schien es – als jedes andere. Rider hatte die Absicht, in ein paar Jahren in den Ruhestand zu gehen und die Eigentumswohnung an der Golfküste zu beziehen, die er und seine Frau sich bereits ausgesucht hatten. Ihre Kinder waren erwachsen. Rider war der eisig kalten Winter überdrüssig, die sich in den Tälern dieser Gegend festsetzten; er war es leid, immer neuen Fällen hinterherzujagen und sein Berufsleben gewissenhaft im Viertelstundentakt zu protokollieren. Doch so verlockend die Aussicht auf den Ruhestand auch war – sie reichte nicht aus, Rider davon abzuhalten, seinem alten Mandanten zu helfen. Einige Dinge waren richtig, und einige falsch.

Rider erhob sich von der Couch und setzte sich an seinen Schreibtisch. Anfangs war er der Meinung gewesen, Rufus am einfachsten helfen zu können, indem er dessen Informationen an eine der großen Zeitungen schickte und dann der Macht der Presse die Arbeit überließ. Aber es war durchaus vorstellbar, daß die Zeitung den Brief als den eines Irren abtat und in den nächsten Papierkorb warf oder die Sache auf eine Art und Weise vermasselte, daß sie Rufus in Gefahr brachte. Doch in Wahrheit wollte Rider sich der Sache aus einem anderen, ganz einfachen Grund selbst annehmen: Rufus Harms war sein Mandant und hatte seinen Anwalt gebeten, seine Berufung beim Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten einzubringen. Punktum. Und genau das würde Rider tun. Er hatte Rufus schon einmal im Stich gelassen; das würde ihm kein zweites Mal passieren. Dem Mann mußte dringend ein *bißchen* Gerechtigkeit zuteil werden – und gab es einen besseren Ort dafür als das höchste Gericht im Land? Wenn man dort keine Ge-

rechtigkeit bekommt, wo dann, fragte Rider sich.

Als er ein Blatt Papier aus der Schreibtischschublade nahm, ließ das Sonnenlicht, das durchs Fenster fiel, seine viereckigen goldenen Manschettenknöpfe funkeln und erfüllte das Büro mit dünnen hellen Lichtbahnen. Rider zog seine alte Schreibmaschine heran, die er aus Gründen der Nostalgie behalten hatte. Er wußte nicht, welche formellen Anforderungen er beim Einreichen eines Antrags an den Obersten Gerichtshof beachten mußte, ging aber davon aus, daß er gegen die meisten verstoßen würde. Aber das störte ihn nicht. Er wollte endlich seine Geschichte loswerden – sich von ihr befreien.

Als er das Schreiben aufgesetzt hatte, wollte er es zusammen mit Harms' Brief und dem Schreiben der Army in einen Umschlag stecken. Dann überlegte er es sich anders. Die Paranoia, die sich in dreißig Jahren Berufserfahrung entwickelt hatte, schwappte über ihm zusammen wie ein Schwall Eiswasser. Er ging in den kleinen Büroraum ganz hinten in seiner Kanzlei-Suite. Dort machte er Fotokopien von Harms' Briefen, dem handschriftlichen und dem getippten. Seine Furcht und sein Unbehagen trieben ihn dazu, den Brief der Army erst einmal zu behalten. Wenn die Story Auswirkungen zeigte, konnte er ihn immer noch an die Öffentlichkeit bringen, ebenfalls anonym. Er versteckte die Kopien in einer Schreibtischschublade und schloß sie ab. Die Vorlagen schob er in den Umschlag. In seinem juristischen Adreßbuch schlug er die Anschrift des Obersten Gerichts nach, dann tippte er einen Adressenaufkleber, schrieb aber keinen Absender auf den Umschlag. Als er fertig war, setzte er den Hut auf, zog den Mantel an und ging zum Postamt an der Ecke.

Bevor er es sich anders überlegen konnte, füllte er das Formular für einen Einschreibebrief aus, damit er eine Empfangsbescheinigung bekam. Er gab den Brief dem Schalterbeamten, bezahlte das Porto, bekam den Einlieferungsschein und kehrte in sein Büro zurück. Erst dort fiel ihm ein, daß das Gericht den

Absender anhand des Rückscheins ermitteln konnte. Rider seufzte. Auf das, was nun in Gang kam, hatte Rufus sein halbes Leben lang gewartet. Und in gewisser Hinsicht hatte Rider ihn damals im Stich gelassen.

Den Rest des Tages lag der Anwalt im Dunkeln auf der Couch in seinem Büro und betete stumm, das Richtige getan zu haben. Doch im Herzen wußte er es schon.

KAPITEL 7

»Ramseys Assessoren liegen mir wegen des Kommentars in den Ohren, den Sie neulich über die Frage abgegeben haben, daß den Armen eine gewisse Präferenzbehandlung zusteht, Richterin Knight.« Sara schaute zu der Frau hinüber, die ruhig und gelassen hinter ihrem Schreibtisch saß.

Ein Lächeln huschte über das Gesicht Elizabeth Knights, während sie Dokumente durchsah. »Das kann ich mir gut vorstellen.«

Sie beide wußten, daß Ramseys Assessoren einer gut ausgebildeten Spezialeinheit ähnelten. Sie hatten ihre Fühler überallhin ausgestreckt und hielten nach allem Ausschau, was den Obersten Richter interessieren und für seine Tagesordnungspunkte von Belang sein konnte. So gut wie nichts entging ihrer Aufmerksamkeit. Jedes Wort, jeder Ausruf, jedes Gespräch, jede beiläufige Plauderei auf dem Flur wurde sorgfältig notiert, analysiert und für zukünftige Verwendung archiviert.

»Also war genau diese Reaktion von Ihnen beabsichtigt?«

»Sara, auch wenn es mir nicht gefällt, aber hier geschehen Dinge, die man einfach hinnehmen muß. Manche nennen es ein Spiel. Ich bin anderer Meinung. Aber ich kann diese Vorgänge nicht ignorieren. Der Oberste Richter bereitet mir kein so großes Kopfzerbrechen. Ich werde bei einer Reihe von Abstimmungen Standpunkte einnehmen, die Ramsey niemals unterstützen wird. Ich weiß es, und er weiß es auch.«

»Also haben Sie einen Versuchsballon für die anderen Richter steigen lassen.«

»Gewissermaßen, ja. Die mündliche Verhandlung ist aber auch ein offenes, öffentliches Forum.«

»Also für die Öffentlichkeit.« Saras Gedanken überschlugen sich. »Und für die Medien?«

Elizabeth Knight legte die Papiere auf den Schreibtisch, fal-

tete die Hände und blickte die jüngere Frau an. »Dieses Gericht wird stärker von der öffentlichen Meinung beeinflusst, als viele eingestehen würden. Einige hier würden den Status quo gern auf ewig erhalten. Aber das Gericht muß mit der Zeit gehen, und die Zeiten ändern sich.«

»Und das hat etwas mit den Fällen zu tun, die ich recherchieren sollte, nicht wahr? Bei denen es darum geht, daß die Armen das gleiche Recht auf eine Ausbildung bekommen wie die Wohlhabenden?«

»Ich habe größtes Interesse daran.« Elizabeth Knight war im Osten von Texas aufgewachsen, im armen Hinterland. Doch ihr Vater war ein reicher Mann gewesen, was ihr eine erstklassige Ausbildung ermöglicht hatte. Oft hatte Elizabeth sich gefragt, wie ihr Leben verlaufen wäre, wäre ihr Vater arm gewesen – wie sehr viele Leute, unter denen sie aufgewachsen war. Alle Richter schleppten eine psychologische Last mit zum Gericht, und Elizabeth Knight war da keine Ausnahme. »Und mehr werde ich jetzt nicht dazu sagen.«

»Und Blankley?« sagte Sara. Sie bezog sich damit auf die Verhandlung, in der es um positive Diskriminierung ging – den Fall, den Ramsey so drastisch aus den Angeln gehoben hatte.

»Wir haben natürlich noch nicht darüber abgestimmt, Sara, also kann ich noch nicht sagen, was dabei herauskommen wird.« Diese Abstimmungen fanden unter strengster Geheimhaltung statt; nicht einmal ein Stenograph oder eine Sekretärin war dabei. Doch wer die Vorgänge bei Gericht einigermaßen aufmerksam verfolgte – und dazu gehörten auch die Assessoren, die sich Tag für Tag hier aufhielten –, konnte mit einiger Genauigkeit vorhersagen, was diese Abstimmungen ergeben würden, wenngleich die Richter immer wieder für Überraschungen gut waren. Der deprimierte Blick Elizabeth Knights jedoch ließ erkennen, wie im Fall *Blankley* die Stimmen verteilt waren.

Und Sara konnte den Kaffeesatz genauso gut lesen wie jeder

andere. Michael Fiske hatte recht. Die einzige Frage lautete, wie schwungvoll die Begründung ausfallen würde.

»Schade nur, daß ich nicht mehr hier sein werde, um zu erleben, welche Früchte meine Recherche tragen wird«, sagte Sara.

»Das weiß man nie. Sie, Sara, sind zu einer zweiten Sitzungsperiode hierher zurückgekehrt. Michael Fiske hat sich bei Tommy für eine dritte verpflichtet. Ich würde es sehr begrüßen, wenn auch Sie weitermachen würden.«

»Seltsam, daß Sie ihn erwähnen. Auch Michael hat sich nach Ihren Bemerkungen bei der mündlichen Verhandlung erkundigt. Er ist der Ansicht, daß Murphy alles willkommen heißt, was Sie bezüglich der Präferenzbehandlung für Arme unternehmen werden.«

Knight lächelte. »Michael muß es ja wissen. Er und Tommy stehen sich so nahe, wie es bei einem Richter und seinem Assistenten nur möglich ist.«

»Michael weiß mehr über das Gericht als jeder andere. Manchmal kann er einem sogar ein bißchen unheimlich sein.«

Knight musterte Sara scharf. »Ich dachte, Sie und Michael stünden sich nahe.«

»Das stimmt auch. Ich meine, wir sind gute Freunde.« Sara errötete, als Richterin Knight sie weiterhin unverwandt musterte.

»Also werden wir demnächst keine Heiratsanzeige von Ihnen beiden lesen können?« Knight lächelte freundlich.

»Was? Nein, nein. Wir sind nur Freunde.«

»Ich verstehe. Tut mir leid, daß ich gefragt habe, Sara. Es geht mich nichts an.«

»Schon gut. Wir verbringen tatsächlich viel Zeit miteinander. Da liegt es nahe, daß einige Leute glauben, es steckt mehr als nur Freundschaft dahinter. Ich meine, Michael ist ein sehr attraktiver Mann, und offensichtlich auch ein sehr kluger. Er hat eine große Zukunft.«

»Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, Sara, aber das hört

sich so an, als wollten Sie sich selbst etwas einreden.«

Sara senkte den Blick. »Ja, kann schon sein.«

»Hören Sie auf den Rat einer Frau, die zwei erwachsene Töchter hat. Überstürzen Sie nichts. Lassen Sie die Dinge ihren Lauf nehmen. Sie haben viel Zeit. Ende des mütterlichen Rat-schlags.«

Sara lächelte. »Danke.«

»So, und was macht das Memo zum Fall *Chance gegen die Vereinigten Staaten*?«

»Ich weiß, daß Steven pausenlos daran arbeitet.«

»Steven Wright kommt hier nicht besonders gut zurecht.«

»Nun ja, er bemüht sich wirklich sehr.«

»Sie müssen ihm helfen, Sara. Sie sind die dienstälteste As-sessorin. Ich hätte dieses Memo schon vor vierzehn Tagen ha-ben müssen. Ramsey hat seine Munition beisammen, und sämt-liche Präzedenzfälle sprechen für ihn. Wenn ich auch nur einen Schuß zurückfeuern will, muß ich mindestens ebenso gut vor-bereitet sein.«

»Die Sache hat höchste Priorität für mich. In Ordnung?«

»Gut.«

Sara erhob sich. »Ich bin sicher, Sie werden mit dem Ober-sten Richter fertig.«

Die Frauen lächelten sich an. Elizabeth Knight war für Sara Evans, die ihre Mutter schon als kleines Mädchen verloren hatte, beinahe zu einer zweiten Mutter geworden.

Als Sara das Büro verlassen hatte, lehnte Elizabeth Knight sich in ihrem Sessel zurück. Das Amt, das sie nun innehatte, war die Kulmination lebenslanger Arbeit und Opfer, aber auch das Ergebnis von Glück und Können. Sie war mit einem ange-sehenen Senator der Vereinigten Staaten verheiratet, einem Mann, den sie liebte und der ihre Liebe erwiderte. Sie war eine von nur drei Frauen, die jemals den Talar eines Richters am Obersten Gerichtshof getragen hatten. Sie kam sich unbedeu-tend vor – zugleich aber mit gewaltiger Macht ausgestattet. Der

Präsident, der sie nominiert hatte, war noch im Amt. Er hatte sie als zuverlässige Juristin der politischen Mitte betrachtet. Elizabeth Knight war politisch nicht so aktiv gewesen, daß der Präsident davon ausgehen konnte, sie würde sich als linientreu erweisen, was seine Partei betraf. Andererseits erwartete er wahrscheinlich von ihr, daß sie sich kritisch passiv verhielt und die Lösung der wirklich wichtigen Fragen den gewählten Volksvertretern überließ.

Sie hatte keine so festgefahrenen Ansichten wie etwa Ramsey oder Murphy. Diese beiden entschieden bei Abstimmungen nicht so sehr nach der Faktenlage eines jeden Falles, sondern nach seiner allgemeinen gesellschaftlichen Bedeutung. Murphy würde niemals für ein Todesurteil votieren, ganz gleich, welche Seite in die Berufung gegangen war. Ramsey dagegen würde eher den Krempel hinschmeißen, bevor er sich in einer Strafsache auf die Seite des Angeklagten schlug.

Elizabeth Knight konnte sich bei ihren Entscheidungen nicht auf solche vorgefaßten Einstellungen stützen. Sie nahm jeden Fall, wie er kam – und auch jede gegnerische Partei. Für sie gab es keine übergeordnete juristische, gesellschaftliche oder moralische Philosophie. Natürlich, auch sie zog die Auswirkungen der Entscheidungen dieses höchsten Gerichts in Betracht, war aber auch um Fairneß gegenüber den tatsächlich betroffenen Parteien bemüht – mit der Konsequenz, daß sie bei ziemlich vielen Fällen das Zünglein an der Waage war. Aber dagegen hatte sie nichts einzuwenden. Sie war kein Mauerblümchen, und sie war schließlich hierhergekommen, um etwas zu bewirken.

Erst hier, an diesem Gericht, war ihr deutlich geworden, *wie* bedeutend und folgeschwer ihre Entscheidungen sein konnten. Und die Verantwortung, die mit solch einer Macht einherging, erfüllte sie mit Demut. Und machte ihr angst. Ließ sie hellwach an die Decke starren, während ihr Mann neben ihr fest schlief.

Trotzdem – dachte sie und lächelte – wärest du an keinem Ort lieber als an diesem, hättest du im Leben nichts lieber getan als das, was du nun tust.

KAPITEL 8

John Fiske betrat das Gebäude im West End von Richmond. Offiziell trug es die Bezeichnung ›Altenheim‹, doch in Wirklichkeit war es ein Hospiz. Ein Haus, in das die Alten und Kranken kamen, um zu sterben. Als Fiske durch den Korridor ging, versuchte er, das Stöhnen und Schreien zu ignorieren. Er sah die Menschen mit ihren ausgezehrten Körpern, den tief gesenkten Köpfen, den kraftlosen Gliedmaßen, wie sie in Rollstühlen saßen, die wie Einkaufswagen an der Wand standen.

Es hatte aller Entschlossenheit bedurft, die er und sein Vater aufbringen konnten, um Johns Mutter in dieses Heim zu bringen. Michael Fiske hatte nie der Tatsache ins Auge gesehen, daß seine Mutter keinen Verstand mehr besaß. Ihr Geist war von der Alzheimerschen Krankheit zerstört. An die guten Zeiten erinnerte man sich gern, doch was ein Mensch wirklich wert war, erkannte man daran, wie er sich in schlechten Zeiten verhielt. Soweit es John Fiske betraf, hatte sein Bruder bei dieser Prüfung jämmerlich versagt.

John trug sich beim Empfang ein. »Wie geht es ihr heute?« fragte er die Angestellte. Da er oft hier war, kannte er jeden vom Personal.

»Es ging ihr schon mal besser, John, aber Ihr Besuch wird sie aufmuntern«, antwortete die Frau.

»Sicher«, murmelte Fiske, während er zum Besucherraum ging.

Seine Mutter erwartete ihn dort, wie immer mit Morgenmantel und Pantoffeln bekleidet. Ihre Blicke schweiften ziellos durch den Raum, ihr Mund bewegte sich, doch es kamen keine Worte über ihre Lippen. Als Fiske an der Schwelle erschien, schaute sie ihn an, und ein Lächeln legte sich auf ihr Gesicht. John ging zu ihr, setzte sich ihr gegenüber.

»Wie geht es meinem Mikey?« fragte Gladys Fiske und rieb

zärtlich sein Gesicht. »Wie geht es meinem Baby?«

Fiske atmete tief ein. Seit zwei Jahren ging das jetzt schon so. Es war immer dasselbe: In Gladys Fiskes zerrüttetem Verstand war er Mike, der kleine Bruder, würde es immer sein, bis zum letzten ihrer Tage. John war völlig aus dem Gedächtnis seiner Mutter verschwunden, als wäre er nie geboren.

Er berührte sanft ihre Hände, gab sein Bestes, seine Verzweiflung, den Schmerz und die Enttäuschung zurückzuhalten. »Mir geht es gut. Wirklich prima. Dad geht es auch gut. Und auch Johnny«, fügte er dann leise hinzu. »Er hat nach dir gefragt. Er fragt ständig nach dir.«

Ihr Blick war leer. »Johnny?«

Fiske versuchte es jedesmal, und jedesmal bekam er dieselbe Antwort. Warum hatte sie ihn vergessen und nicht seinen Bruder? Irgendeine Erinnerung mußte tief in Gladys' Innerem verwurzelt sein – irgend etwas, das es der Alzheimerschen Krankheit ermöglicht hatte, Johns Persönlichkeit aus ihrem Leben zu löschen. War seine Existenz nie so bedeutsam, nie so wichtig für sie gewesen? Er war der Sohn gewesen, der immer für seine Eltern dagewesen war. Er hatte ihnen als Junge geholfen, und nun half er ihnen als erwachsener Mann. Er hatte alles für sie getan. Er hatte sie mit einem Großteil seines Einkommens unterstützt. Er war an einem drückend heißen Augusttag, mitten in einem höllischen Prozeß, auf eine Leiter gestiegen, um seinem alten Herrn beim Dachdecken zu helfen, weil der kein Geld für einen Handwerker hatte. Und doch war immer Mike der Lieblingssohn gewesen, obwohl er seine eigenen Wege gegangen war, seine eigenen selbstsüchtigen Wege, dachte Fiske. Mike war stets der Hoffnungsträger gewesen, der Sohn, der seiner Familie Ehre machen würde.

Aber so ganz stimmte das nicht, das wußte er. So extrem waren seine Eltern nie gewesen, was ihre Liebe zu den Söhnen betraf, ihre Hoffnungen und Erwartungen. Doch sein Zorn hatte diese Wahrheit verzerrt, hatte das Schlechte wachsen und

das Gute absterben lassen.

»Mike?« fragte Gladys ängstlich. »Wie geht es den Kindern?«

»Ausgezeichnet. Sehr gut. Sie werden groß. Es sind prächtige Kinder. Sie sehen dir sehr ähnlich.« Fiske hätte sich am liebsten auf den Boden geworfen, laut geschrien, geweint, weil er so tun mußte, als wäre er Mike. Der Kleine. Der Familienvater.

Gladys lächelte und griff sich ans Haar.

John wußte, was sie hören wollte. »Du siehst gut aus. Dad meint, du bist hübscher denn je.« Den Großteil ihres Lebens war Gladys Fiske eine attraktive Frau gewesen, die sehr großen Wert auf ihr Äußeres gelegt hatte. Die Auswirkungen der Alzheimerschen Krankheit hatten in ihrem Fall den Alterungsprozeß beschleunigt. Ich danke Gott, dachte Fiske, daß du dich nicht mehr erkennen kannst, Mom. Er hoffte, daß seine Mutter sich noch immer für zwanzig hielt und für so hübsch, wie sie hübscher nie sein würde.

Er gab ihr das Geschenk, das er ihr mitgebracht hatte. Sie nahm es mit kindlicher Freude entgegen und riß die Verpackung ab. Behutsam berührte sie die Bürste und fuhr sich dann ganz vorsichtig damit durchs Haar.

»Das ist das Schönste, was ich je gesehen habe.«

Das sagte sie fast immer, egal was er ihr mitbrachte. Taschentücher, Lippenstift, ein Bilderbuch. Das Schönste, was sie je gesehen hatte. Jedesmal, wenn er hierherkam, sammelte sein Bruder massenhaft Pluspunkte.

Fiske zwang sich, diese Gedanken zu unterdrücken, und verbrachte eine sehr angenehme Stunde mit seiner Mutter. Er liebte sie sehr. Hätte er gekonnt, hätte er die Krankheit, die ihr Gehirn zerstörte, aus ihr herausgerissen. Aber das konnte niemand, und deshalb wollte er alles tun, um bei ihr sein zu können, solange es noch möglich war.

Selbst als der eigene Bruder.

Fiske verließ das Altenheim und fuhr zum Haus seines Vaters. Als er in die vertraute Straße abbog, schaute er sich in den verfallenden Grenzen seiner ersten achtzehn Lebensjahre um: auffällige Häuser mit abbröckelnder Farbe und morschen Veranden, durchhängende Stacheldrahtzäune und schmutzige Höfe, die zu schmalen Straßen mit aufgerissener Asphaltdecke führten; zu beiden Seiten parkten endlose Reihen uralter, rostender Fords und Chevys.

Vor fünfzig Jahren war dieses Viertel eines der vielen gewesen, in denen nach dem Zweiten Weltkrieg die Menschen mit der unerschütterlichen Zuversicht, das Leben könne nur besser werden, einen neuen Anfang versucht hatten. Für jene, welche diese Brücke zum Wohlstand nicht überschritten hatten, war *die* sichtbarste Veränderung in ihrem verbrauchten Leben die hölzerne Rampe für einen Rollstuhl, die man über die vordere Treppe gelegt hatte. Als Fiske eine dieser Rampen betrachtete, wußte er, daß er bei seiner Mutter einen Rollstuhl dem Verfall des Gehirns jederzeit vorziehen würde.

Er bog auf die Einfahrt des gut instand gehaltenen Hauses seines Vaters ab. Je schlimmer das Viertel um das Haus herum zerfiel, desto härter schuftete sein alter Herr, den Niedergang in Schach zu halten. Vielleicht, um die Vergangenheit ein wenig länger am Leben zu erhalten. Vielleicht, weil er hoffte, seine Frau würde als Zwanzigjährige mit einem unverbrauchten, gesunden Verstand wieder nach Hause kommen. Der alte Buick stand in der Einfahrt; die Karosserie rostete ein wenig, doch der Motor war dank der meisterhaften Mechanikerkünste des Besitzers in erstklassigem Zustand. Fiske sah, daß sein Vater, wie üblich mit einem weißen T-Shirt und blauen Arbeitshosen, sich in der Garage über irgendein Gerät beugte. Ed Fiske lebte zwar im Ruhestand, war aber noch immer am glücklichsten, wenn er die Finger voller Schmieröl und das Innenleben einer komplizierten Maschine in einem heillosen Durcheinander vor sich ausgebreitet hatte.

»Im Kühlschrank ist kaltes Bier«, sagte Ed, ohne aufzuschauen.

Fiske öffnete den alten Kühlschrank, den sein Vater in die Garage gestellt hatte, und nahm sich eine Flasche Miller. Er setzte sich auf einen wackeligen alten Küchenstuhl und schaute seinem Vater bei der Arbeit zu, so wie er es schon als kleiner Junge getan hatte. Es hatte ihn immer fasziniert, wie geschickt sein Vater mit den Händen war, wie er ganz genau zu wissen schien, wohin jedes Teil gehörte.

»Ich war heute bei Mom.«

Mit einer geübten Drehung der Zunge schob Ed die Zigarette, die er gerade rauchte, in den rechten Mundwinkel. Seine muskulösen Unterarme beugten und entspannten sich wieder, als er eine Schraube anzog.

»Ich gehe morgen hin. Dachte, ich putze mich fein raus, bring' ihr ein paar Blumen mit und ein kleines Mittagessen, das Ida kochen wird. Ein ganz besonderer Tag. Nur sie und ich.«

Ida German war die direkte Nachbarin. Sie wohnte schon länger in dem Viertel als sonst jemand. Sie war Johns Vater eine gute Gesellschaft gewesen, seit seine Frau nicht mehr hier war.

»Das wird Mom gefallen.« John nippte an seinem Bier und lächelte angesichts der Vorstellung, was die beiden für ein Bild abgeben würden.

Ed machte fertig, womit er sich gerade beschäftigte, und brauchte dann kurze Zeit, um sich zu waschen. Das Schmieröl entfernte er mit Benzin und einem Lappen von den Händen. Dann holte auch er sich ein Bier und nahm gegenüber von seinem Sohn auf einem alten Werkzeugkasten Platz.

»Hab' gestern mit Mike gesprochen«, sagte er.

»Ach ja«, erwiderte Fiske ohne das geringste Interesse.

»Er macht sich am Gericht verdammt gut. Weißt du, sie haben ihn aufgefordert, noch ein Jahr zu bleiben. Er muß wirklich schwer was auf dem Kasten haben.«

»Er ist bestimmt der Beste, den sie je hatten.« Fiske stand auf und ging zur offenen Tür. Er atmete tief ein und füllte seine Lungen mit dem Geruch von frisch gemähtem Gras.

Als Kinder hatten er und sein Bruder jeden Samstag den Rasen gemäht und die üblichen Hausarbeiten erledigt, und dann war die ganze Familie zur wöchentlichen Fahrt zum A & P-Supermarkt in den riesigen Kombi gestiegen. Wenn die Jungs wirklich fleißig gewesen waren, die Hausarbeit ordentlich getan und das Gras nicht zu kurz geschnitten hatten, bekamen sie ein Soda aus dem Automaten neben dem Mülleimer vor dem A&P. Für John und Mike war es flüssiges Gold gewesen. Die Fiske-Brüder dachten die ganze Woche an dieses Soda. Als Kinder hatten sie sich sehr nahegestanden. Obwohl John drei Jahre älter war als Michael, hatten sie jeden Morgen gemeinsam die *Times Dispatch* ausgetragen und auch zusammen Sport getrieben. Mike war körperlich so fit gewesen, daß er an seinem ersten Jahr an der Hochschule in einigen Uni-Auswahlmannschaften gespielt hatte. Die Fiske-Brüder. Alle hatten sie gekannt, sie respektiert. Es waren glückliche Zeiten gewesen.

Diese Zeiten waren vorbei. John drehte sich wieder um und schaute seinen Vater an.

Ed schüttelte den Kopf. »Hast du gewußt, daß Mike einen Lehrauftrag an einer der großen Universitäten ausgeschlagen hat, Harvard oder so, um am Gericht zu bleiben? Er hat jede Menge Angebote von großen Kanzleien. Er hat sie mir gezeigt. Mein Gott, die haben ihm so viel Geld geboten, ich konnte es kaum glauben.« Der Stolz in seiner Stimme war nicht zu überhören.

»Noch mehr Macht für ihn«, sagte Fiske.

Ed schlug sich plötzlich auf den Schenkel. »Was ist los mit dir, Johnny? Verdammt noch mal, was hast du gegen deinen Bruder?«

»Ich habe nichts gegen ihn.«

»Und warum kommt ihr zwei dann nicht mehr miteinander aus wie früher, verdammt? Ich habe mit Mike gesprochen. Es liegt nicht an ihm.«

»Hör mal, Pop, er hat sein Leben, und ich habe meins. Ich kann mich nicht erinnern, daß du bei Onkel Ben auch so empfindlich gewesen bist.«

»Mein Bruder war ein Schnorrer und Säufer. Dein Bruder ist es nicht.«

»Schnorren und Saufen sind nicht die einzigen Laster auf der Welt.«

»Verdammt, ich verstehe dich einfach nicht, mein Sohn.«

»Das geht den meisten so. Stell dich hinten an die Warteschlange!«

Ed drückte die Zigarette auf dem Betonfußboden aus, stand auf und lehnte sich gegen einen der freiliegenden Beschlagknägel der Garage. »Eifersucht zwischen Brüdern gehört sich nicht. Du solltest dich darüber freuen, was Mike aus seinem Leben gemacht hat.«

»Ach? Du hältst mich also für eifersüchtig?«

»Bist du's denn nicht?«

Fiske nippte wieder an seinem Bier und schaute zu dem bauchnabelhohen Stacheldrahtzaun hinüber, der den kleinen Hinterhof am Haus seines Vaters umgab. Zur Zeit war der Zaun dunkelgrün gestrichen. Im Lauf der Jahre hatte er viele Farben gesehen. John und Mike hatten ihn jeden Sommer gestrichen, jeweils in der Farbe, die bei der jährlichen Renovierung der Büroräume der Spedition übriggeblieben war, für die Ed gerade arbeitete. Fiske sah zu dem Apfelbaum hinüber, der eine Ecke des Hofes vereinnahmte. Er wies mit der Bierflasche darauf. »Du hast Raupen. Hol mir eine Lötlampe.«

»Ich kümmere mich schon darum.«

»Du steigst doch nicht mal gern auf einen Stuhl, Pop.«

Fiske zog die Jacke aus, holte eine Leiter aus der Garage und nahm die Lötlampe, die sein Vater ihm gab. Er entzündete sie,

stellte die Leiter unter das prallrunde Nest und stieg hinauf. Es dauerte ein paar Minuten, doch das Nest löste sich unter der Hitze der Flamme langsam auf. Fiske stieg die Leiter hinunter und stellte den Brenner ab, während sein Vater die Überreste des Nests zusammenharkte.

»Gerade hast du gesehen, was für ein Problem ich mit Mike habe.«

»Was?« Verwirrt schaute sein Vater ihn an.

»Wann war Mike zum letztenmal hier, um dir zu helfen? Verdammt noch mal, wann hat er dich oder Mom das letzte Mal auch nur besucht?«

Ed kratzte an seinen Bartstoppeln und kramte in der Hosentasche nach einer Zigarette. »Er hat viel zu tun. Er kommt, sooft er kann.«

»Aber sicher.«

»Er tut wichtige Arbeit für die Regierung. Hilft den vielen Richtern. Verflixt, es ist das höchste Gericht im Land, das weißt du doch.«

»Tja, Pop, auch ich hab' ziemlich viel zu tun.«

»Das weiß ich, mein Sohn. Aber ...«

»Aber bei mir ist es etwas anderes, ich weiß.« Fiske warf sich die Jacke über die Schulter und wischte sich den Schweiß aus den Augen. Die Moskitos würden bald hervorkommen. Das ließ ihn an Wasser denken. Sein Vater hatte auf einem Campingplatz unten am Mattaponi River einen Wohnwagen stehen. »Warst du in letzter Zeit mal beim Wohnwagen?«

Erleichtert über den Themenwechsel schüttelte Ed den Kopf. »Nee, aber ich will bald mal hinfahren. Ich will noch mal mit dem Boot raus, bevor es zu kalt wird.«

Fiske rieb sich eine weitere Schweißperle von der Stirn. »Sag mir Bescheid, vielleicht fahre ich mit.«

Ed musterte seinen ältesten Sohn. »Wie geht's dir so?«

»Beruflich? Hab' diese Woche zwei Fälle gewonnen und zwei verloren. Das ist heutzutage ein ganz guter Durchschnitt.«

»Sei vorsichtig, mein Junge. Ich weiß, du glaubst an das, was du tust, aber es sind verdammt gefährliche Leute, für die du als Anwalt arbeitest. Einige von denen erinnern sich vielleicht noch aus deiner Zeit als Cop an dich. Ich liege nachts oft wach und muß darüber nachdenken.«

Fiske lächelte. Er liebte seinen Vater genauso sehr wie seine Mutter, ja auf irgendeine schwer deutbare Weise, wie sie für Männer typisch war, vielleicht sogar mehr. Der Gedanke, daß sein Vater seinetwegen manchmal noch immer nicht schlafen konnte, war sehr beruhigend. John gab dem alten Mann einen Klaps auf den Rücken.

»Keine Sorge, Pop, ich bin immer sehr vorsichtig.«

»Und was ist mit der anderen Sache?«

Unbewußt berührte Fiske seine Brust. »Mir geht's ganz prima. Wahrscheinlich werde ich hundert Jahre alt.«

»Das hoffe ich, Junge«, sagte sein Vater mit großer Überzeugung, als er seinem Sohn hinterherschaut, während er zum Wagen ging.

Ed schüttelte den Kopf, als er darüber nachdachte, wie weit seine Söhne sich voneinander entfernt hatten und daß er nichts dagegen hatte tun können. »Verdammt.« Mehr fiel ihm nicht dazu ein. Er setzte sich wieder auf den Werkzeugkasten und trank die Flasche Bier aus.

KAPITEL 9

Es war noch früh am Morgen, als Michael Fiske leise summend durch den breiten Korridor mit der hohen Decke zur Poststelle ging. Als er den Raum betrat, schaute ein Verwaltungsangestellter auf. »Sie haben sich einen günstigen Zeitpunkt ausgesucht, Michael. Wir haben gerade eine Lieferung hereinbekommen.«

»Ist Knastpost dabei?« fragte Michael. Er bezog sich damit auf den immer größer werdenden Anteil, den Petitionen von Häftlingen ausmachten. Die meisten wurden in forma pauperis eingereicht, was wörtlich »nach Beschaffenheit des Armen« bedeutete. Man unterhielt eine eigene Ablage für diese Petitionen, und sie war so groß, daß ein Angestellter eigens für sie abgestellt worden war. In den IFPs, wie sie vom Gerichtspersonal genannt wurden – den Anträgen zur Prozeßkostenbeihilfe –, fand man zumeist vollkommen idiotische Gesuche, die allenfalls zur Belustigung dienten, gelegentlich aber auch einen Fall, der die Aufmerksamkeit des Gerichts verdiente. Michael wußte, daß einige der wichtigsten Urteile aufgrund von IFP-Fällen gesprochen worden waren – deshalb seine frühmorgendliche gewohnte Suche nach Berufungsgold in dieser Mine aus Papier.

»Den handschriftlichen Kritzeleien zufolge, die ich bislang zu entziffern versucht habe, würde ich sagen, daß man durchaus davon ausgehen kann«, erwiderte der Angestellte.

Michael schleppte einen Postkorb in eine Ecke. Im Korb befanden sich zahlreiche Beschwerden, Leidensgeschichten und eine beeindruckende Aufzählung angeblicher Ungerechtigkeiten der unterschiedlichsten Art. Doch keine einzige konnte man einfach mit einem Schulterzucken abtun. Viele solcher Schreiben stammten von Menschen, die in der Todeszelle saßen; für sie war der Oberste Gerichtshof die letzte Hoffnung auf Ret-

tung vor der legalen Tötung.

In den nächsten zwei Stunden arbeitete Michael sich durch den Korb. Er war mittlerweile sehr erfahren darin, die Spreu vom Weizen zu trennen. Routiniert überflog er die langen Dokumente; mühelos entdeckte er im Turistenchinesisch die eigentlich wichtigen Punkte und verglich sie dann mit anstehenden Urteilen, aber auch mit fünfzig Jahre alten Präzedenzfällen, die er aus seinem enzyklopädischen Gedächtnis hervorkramte. Dann legte er das Schreiben beiseite und nahm sich das nächste vor. Doch nach zwei Stunden hatte er noch nichts von Interesse gefunden.

Er spielte bereits mit dem Gedanken, in sein Büro zu gehen, als seine Finger sich um den braunen Umschlag schlossen. Der Adressenaufkleber war mit der Maschine geschrieben, doch es fand sich kein Absender. Seltsam, dachte Michael. Den Leuten, die ihre Fälle diesem Gericht vortrugen, war normalerweise daran gelegen, daß die Richter sie zu finden wußten, falls ihre Berufung angenommen wurde, was selten genug vorkam. Doch an der linken Seite des Umschlags war mit einer Heftklammer die Empfangsbestätigung eines Nachnahmescheins befestigt. Michael öffnete den Umschlag und zog die beiden darin befindlichen Blätter heraus.

Es gehörte unter anderem zu den Aufgaben der Angestellten in der Poststelle, darauf zu achten, daß sämtliche Eingaben den strengen Anforderungen des Gerichts genügten. Wenn die Petition einer Partei angenommen wurde, die Prozeßkostenhilfe für sich beanspruchte, verzichtete das Gericht auf gewisse formale Vorschriften und Gebühren und übernahm sogar einen Teil der Beratungskosten, obwohl der Anwalt seine Arbeit nicht in Rechnung stellte: Es war eine Ehre und Auszeichnung, als Anwalt vor dem Obersten Gericht zu stehen. Es gab ein bestimmtes Formular, mit dem man die Prozeßkostenhilfe – das frühere Armenrecht – beanspruchen konnte; außerdem mußte eine eidesstattliche Versicherung vorliegen, in welcher der

Häftling erklärte, mittellos zu sein. Michael stellte fest, daß beide Formulare fehlten. Dieser Antrag mußte noch einmal eingereicht werden.

Doch als Michael las, *was* in dem Umschlag war, verflüchtigten sich alle Gedanken an Formfehler. Nachdem er beide Schreiben gelesen hatte, bemerkte er, daß Schweiß von seinen Handflächen das Papier färbte. Zuerst wollte er die Seiten in den Umschlag zurückstecken und vergessen, daß er sie je gesehen hatte. Doch er konnte es nicht. Er hatte das Gefühl, etwas unternehmen zu müssen, als wäre er persönlich Zeuge eines Verbrechens geworden.

»He, Michael, Murphys Amtszimmer hat gerade angerufen, ob Sie hier sind«, sagte der Angestellte. Keine Antwort. »Michael?« wiederholte der Angestellte. »Richter Murphy sucht nach Ihnen.«

Michael nickte. Endlich gelang es ihm, sich auf etwas anderes zu konzentrieren als auf die beiden Blätter in seiner Hand. Als der Angestellte sich wieder seiner Arbeit zuwandte, schob Michael die Seiten in den Umschlag zurück. Er zögerte kurz. In den nächsten Sekunden konnte sich entscheiden, was aus seiner gesamten Karriere als Anwalt, aus seinem ganzen Leben werden mochte. Schließlich legte er den Umschlag in seinen Aktenkoffer, als würden seine Hände unabhängig von seinen Gedanken handeln. Da die Petition noch nicht offiziell vom Gericht registriert worden war, hatte Michael soeben – unter anderem – Diebstahl von Gerichtseigentum begangen, ein Kapitalverbrechen.

Als er aus der Poststelle stürmte, wäre er beinahe mit Sara Evans zusammengestoßen.

Zuerst lächelte Sara, doch als sie sein Gesicht sah, veränderte sich ihre Miene. »Michael, was ist los?«

»Nichts. Alles in Ordnung.«

Sie packte seinen Arm. »Das stimmt nicht. Du zitterst, und dein Gesicht ist kreidebleich.«

»Ich hab' mir wohl irgendwas gefangen.«

»Dann solltest du lieber nach Hause gehen.«

»Ich lasse mir von der Sanitäterin ein Aspirin geben. Ich komme schon klar.«

»Bestimmt?«

»Sara, ich muß wirklich los.« Er schüttelte ihre Hand ab, und sie schaute ihm besorgt hinterher.

Der Rest des Tages kroch für Michael quälend langsam dahin. Wiederholt ertappte er sich dabei, wie er seinen Aktenkoffer anstarrte und an den Inhalt dachte. Als er spätabends endlich mit der Arbeit fertig war, trat er wild in die Pedale und radelte zu seiner Wohnung auf dem Capitol Hill. Er schloß die Tür hinter sich ab und nahm den Umschlag aus der Tasche. Dann holte er sich einen Notizblock und brachte alles zu dem kleinen Eßtisch.

Eine Stunde später lehnte er sich zurück und betrachtete die zahlreichen Notizen, die er gemacht hatte. Er klappte seinen Laptop auf, tippte die Aufzeichnungen ein und speicherte sie auf der Festplatte. Dabei veränderte er sie, formulierte sie um, überdachte sie noch einmal, wie es seit langem seine Gewohnheit war. Er hatte beschlossen, dieses Problem so anzugehen, wie er es bei jedem anderen auch getan hätte. Er würde die Informationen in der Petition so sorgfältig wie möglich überprüfen. Am wichtigsten aber war die Bestätigung, daß es sich bei den Namen, die in der Petition genannt wurden, tatsächlich um jene Personen handelte, die Michael dahinter vermutete. War der Antrag begründet, würde er ihn in die Poststelle zurückschmuggeln. Erwies er sich als belanglos – als das Werk eines Geistesgestörten oder eines Gefangenen, der blindlings um sich schlug –, würde Michael den Antrag vernichten.

Michael schaute aus dem Fenster und über die Straße hinweg zu den dicht an dicht stehenden Reihenhäusern, die nun zu Gebäuden mit Apartments wie diesem umgebaut wurden. Überall in diesem Viertel wohnten junge Regierungsangestellte. Die

Hälfte von ihnen war noch in den Büros, der Rest lag im Bett und wurde von Alpträumen über noch unerledigte Arbeiten von nationaler Bedeutung geplagt, vermutlich so lange, bis morgens um fünf der Wecker klingelte. Das Dunkel, in das Michael starrte, wurde nur vom trüben Licht einer Straßenlampe an der Ecke unterbrochen. Der Wind hatte an Heftigkeit zugenommen, und der heraufziehende Sturm hatte die Temperaturen sinken lassen. Der Heizkessel des alten Gebäudes war noch nicht eingeschaltet, und plötzlich drang die Kälte durchs Fenster und ließ Michael frösteln. Er holte sich ein Sweatshirt aus dem Schrank, streifte es über, kehrte zum Fenster zurück und schaute wieder hinaus auf die Straße.

Er hatte noch nie von Rufus Harms gehört. Den Angaben im Brief zufolge war Michael erst fünf Jahre alt gewesen, als der Mann ins Gefängnis gekommen war. Die Rechtschreibung im Brief war katastrophal, die Ausformung der Buchstaben und Worte unbeholfen. Mike fühlte sich an die ersten Schreibversuche eines Kindes erinnert. Der zweite, maschinengeschriebene Brief erklärte einige der Hintergründe des Falles und war offensichtlich von einer wesentlich gebildeteren Person verfaßt worden. Vielleicht von einem Anwalt, dachte Michael. Die Ausdrucksweise ließ darauf schließen, daß er von einem Fachmann stammte, der versucht hatte, seinen Beruf – ebenso seine Identität – zu verbergen. Dem maschinengeschriebenen Brief zufolge hatte die Army in ihrem Schreiben Rufus Harms um bestimmte Informationen gebeten. Doch Harms bestritt, je an dem Programm teilgenommen zu haben, an dem er den Unterlagen der Army zufolge mitgewirkt hatte. Es sei die Tarnung für ein Verbrechen gewesen, behauptete Harms, das zu einem schrecklichen Justizirrtum geführt hatte – zu einem juristischen Fiasko, das ihn fünfundzwanzig Jahre seines Lebens gekostet hatte.

Plötzlich wurde Michael warm, und er drückte das Gesicht gegen das kühle Fenster und atmete tief ein. Die Luft ließ das

Glas beschlagen. Was er tat, war eine unverfrorene Einmischung in das Recht eines Bürgers, seine Ansprüche vor Gericht durchzusetzen. Sein Leben lang hatte Michael an das unveräußerliche Recht des einzelnen geglaubt, Zugang zum Gesetz zu haben, ganz gleich, wie reich oder arm er war. Ein so grundlegendes Recht konnte man nicht widerrufen oder für nichtig erklären. Er tröstete sich ein wenig mit dem Gedanken, daß der Antrag aufgrund einer Reihe von Formfehlern ohnehin zurückgewiesen worden wäre.

Aber bei diesem Fall lag es anders. Selbst wenn die Behauptungen unrichtig waren, konnten sie dem Ruf einiger sehr einflußreicher Leute schrecklichen Schaden zufügen. Und wenn sie sich als wahr erwiesen? Michael schloß die Augen. Lieber Gott, bitte, laß es nicht so weit kommen, betete er.

Er drehte den Kopf, schaute zum Telefon. Plötzlich fragte er sich, ob er seinen Bruder anrufen und um Rat bitten sollte. Vielleicht wußte John besser, wie man sich in einer solchen Situation verhielt. Doch Michael zögerte noch einen Moment. Er wollte sich nicht eingestehen, daß er Hilfe brauchte, besonders nicht von John, von dem er sich entfremdet hatte. Aber es war vielleicht eine Möglichkeit, endlich zu seinem Bruder zurückzufinden. Die Schuld lag nicht ausschließlich auf einer Seite; Michael war mittlerweile reif genug zu erkennen, wie schwierig es mitunter war, den Begriff der Schuld zu definieren.

Er griff nach dem Telefon und wählte. Doch er bekam nur die Ansage des Anrufbeantworters zu hören, was ihn irgendwie erleichterte. Michael hinterließ eine Nachricht, in der er John um Hilfe bat, verriet aber keine Einzelheiten. Dann legte er auf und kehrte zum Fenster zurück. Wahrscheinlich war es besser gewesen, daß John nicht zu Hause war und den Anruf persönlich entgegengenommen hatte. Sein Bruder neigte dazu, die Dinge lediglich in starre Begriffe zu fassen, alles in Schwarz und Weiß zu sehen – ein verräterischer Hinweis darauf, wie er

sein Leben führte.

Erst in den frühen Morgenstunden schlief Michael ein, nachdem er zuversichtlicher geworden war, mit diesem Alptraum fertig zu werden, ganz gleich, wie er sich entwickelte.

KAPITEL 10

Drei Tage, nachdem Michael Fiske die Akte aus der Poststelle entwendet hatte, rief Rufus Harms erneut in Sam Riders Kanzlei an, mußte aber erfahren, daß der Anwalt geschäftlich verreist war. Als Rufus in seine Zelle zurückgebracht wurde, kam er im Gang an einem Mann vorbei.

»Sind ja 'ne Menge Anrufe in letzter Zeit, Harms. Mann, hast du 'nen Postversand aufgemacht, oder was?« Die Wächter lachten laut über die Worte des Mannes. Vic Tremaine war knapp eins achtzig groß, hatte weißblondes, kurzgeschorenes Haar, wettergegerbte Züge und eine Figur wie ein Geschützturm. Er war der stellvertretende Kommandant von Fort Jackson und hatte es sich zur persönlichen Aufgabe gemacht, Harms' Leben so unerträglich wie möglich zu gestalten. Harms sagte nichts, stand bloß stumm und geduldig da, während Tremaine ihn von oben bis unten musterte.

»Was wollte dein Anwalt? Ist dem 'ne neue Ausrede dafür eingefallen, daß du das kleine Mädchen abgeschlachtet hast? Geht es darum?« Tremaine trat dichter an den Häftling heran. »Siehst du die Kleine noch im Schlaf? Hoffentlich. Ich höre dir nämlich zu, wenn du in deiner Zelle weinst.« Tremaines Tonfall war unverhohlen spöttisch, die Muskeln an seinen Armen und Schultern spannten sich bei jedem Wort, und die Adern an seinem Hals traten hervor, als hoffe er darauf, Harms würde ausrasten, irgend etwas versuchen – was dann das Ende seiner lebenslänglichen Haftstrafe bedeuten würde. »Du weinst wie ein Baby, Mann. Ich wette, die Eltern von dem kleinen Mädchen haben auch geweint. Ich wette, sie wollten dir die Finger um den Hals legen und dir die Luft abdrehen. Wie du's bei ihrem Mädchen getan hast. Hast du schon mal darüber nachgedacht?«

Harms zuckte nicht einmal. Seine Lippen bildeten weiter eine gerade Linie, und er starrte an Tremaine vorbei. Harms hatte

Isolationshaft hinter sich, Einzelhaft, Verspottungen, körperliche und geistige Mißhandlungen; alles, was ein Mensch einem anderen Menschen aus Grausamkeit, Furcht und Haß antun konnte, hatte Rufus Harms ertragen. Ganz gleich, was Tremaines Worte besagten oder wie sie vorgebracht wurden, sie konnten die Mauer nicht durchdringen, die Rufus Harms umgab und am Leben hielt.

Tremaine spürte es und trat einen Schritt zurück. »Schafft mir den Kotzbrocken aus den Augen.« Als die Wächter den Häftling davonzerrten, rief Tremaine ihm hinterher: »Lies wieder in deiner Bibel, Harms. Näher wirst du dem Himmel nicht kommen.«

John Fiske eilte der Frau hinterher, die über den Korridor des Gerichtsgebäudes ging. »He, Janet, haben Sie eine Minute Zeit für mich?«

Janet Ryan war eine sehr erfahrene Anklägerin, die zur Zeit ihr Bestes gab, einen von Fiskes Mandanten für viele Jahre hinter Gitter zu bringen. Außerdem war sie attraktiv und geschieden. Als sie sich zu John umdrehte, lächelte sie. »Für Sie auch zwei Minuten.«

»Es geht um Rodney ...«

»Moment mal, helfen Sie mir auf die Sprünge. Ich habe viele Rodneys.«

»Einbruch, Elektrowarengeschäft, North Side.«

»Er war bewaffnet, die Polizei hat ihn verfolgt ... vorbestraft ... jetzt fällt es mir wieder ein.«

»Genau. Auf jeden Fall will keiner von uns diesen Trottel vor Gericht bringen.«

»Was im Klartext heißt, John: Ihr Fall steht auf wackligen Füßen, und meine Beweise sind überwältigend.«

Fiske schüttelte den Kopf. »Einige Ihrer Beweise wurden vielleicht nicht rechtmäßig sichergestellt.«

»*Vielleicht* ist ein ganz komisches Wort, meinen Sie nicht

auch?«

»Und das Geständnis hat Löcher.«

»Das ist bei allen Geständnissen so. Aber Tatsache ist, Ihr Mandant ist ein Berufsverbrecher. Und ich werde Geschworene finden, die ihn für lange Zeit hinter Gitter bringen.«

»Warum wollen Sie dann das Geld der Steuerzahler verschwenden?«

»Was schlagen Sie vor?«

»Er gesteht den Einbruch und den Besitz von Diebesgut. Lassen Sie die häßliche kleine Anklage wegen Waffenbesitz fallen. Wir einigen uns auf fünf Jahre unter Berücksichtigung der Untersuchungshaft.«

Janet ging weiter. »Wir sehen uns vor Gericht.«

»Na schön, na schön. Acht Jahre. Aber das muß ich noch mit ihm besprechen.«

Sie drehte sich um und zählte die Punkte an den Fingern ab. »Er gesteht alles, auch den »häßlichen kleinen Waffenbesitz«, kriegte zehn Jahre, vergißt die Untersuchungshaft und sitzt die ganze Strafe ab. Danach gibt's fünf Jahre auf Bewährung. Aber wenn er auch nur an einen Baum neben einer Kirche pinkelt, wandert er ohne Diskussionen für weitere zehn Jahre in den Knast. Sollte er vor Gericht gehen, werde ich zwanzig Jahre beantragen. Und ich will sofort eine Antwort.«

»Verdammt, Janet, wo ist Ihr Mitgefühl geblieben?«

»Das spare ich mir für jemanden auf, der es verdient. Meine Liste ist sehr kurz, wie Sie sich wahrscheinlich denken können. Außerdem ist das ein Angebot unter Freunden. Ja oder nein?«

Fiske trommelte mit den Fingern auf seinen Aktenkoffer.

»Eins ...«, sagte Ryan. »Zwei ...«

»Also gut, also gut. Abgemacht.«

»Es ist ein Vergnügen, Geschäfte mit Ihnen zu machen, John. Übrigens ... warum rufen Sie mich nicht mal an? Sie wissen schon, nach Feierabend?«

»Glauben Sie nicht, daß da irgendwo ein Interessenkonflikt

lauert?«

»Überhaupt nicht. Bei meinen Freunden kenne ich erst recht kein Pardon.«

Sie ging summend davon, und Fiske lehnte sich an die Wand und schüttelte den Kopf.

Eine Stunde später war er wieder in seinem Büro und warf den Aktenkoffer aufs Sofa. Er nahm den Hörer von der Gabel und rief die Nachrichten ab, die in seiner Wohnung auf dem Anrufbeantworter eingegangen waren. Während er den Tonbandstimmen lauschte, schrieb er Notizen für eine bevorstehende Anhörung. Als er die Stimme seines Bruders hörte, schrieb er ungerührt weiter. Ein Finger zuckte vor und löschte die Nachricht. Mike rief gelegentlich an, wenn auch nur selten. John hatte ihn nie zurückgerufen.

Wahrscheinlich, sagte er sich, will Mike mich damit nur vor den Kopf stoßen. Doch kaum war ihm dieser Gedanke gekommen, als er auch schon wußte, daß er falsch damit lag.

John stand auf, ging zu einem Bücherschrank, der von Prozeßakten und dicken juristischen Wälzern aus den Nähten zu platzen drohte. Er nahm ein gerahmtes Foto hervor. Es war ein altes Bild. John trug seine Polizeiuniform, und Mike stand neben ihm. Der stolze kleine Bruder, der gerade zum Mann geworden war, und der große Bruder mit ernstem Gesicht – ein Mann, der schon viel Schlimmes im Leben gesehen hatte und damit rechnete, bis zu seinem Tod noch viel mehr davon zu sehen. Ja, er hatte tatsächlich die häßliche Seite der Menschheit kennengelernt, aus erster Hand, und beschäftigte sich noch immer damit, nun jedoch ohne Uniform. Nur einen Aktenkoffer, ein billiger Anzug und ein schnelles Mundwerk. Statt Kugeln wurde mit Worten geschossen. Bis zum Ende seiner Tage.

Fiske stellte das Foto zurück und setzte sich. Doch immer wieder schaute er zu dem Foto hinüber. Plötzlich konnte er sich nicht mehr konzentrieren.

Ein paar Tage später klopfte Sara Evans an die Tür von Michael Fiskes Büro und öffnete sie dann unaufgefordert. Das Zimmer war leer. Michael hatte sich ein Buch von ihr ausgeliehen, das sie nun selbst brauchte.

Sara schaute sich um, entdeckte das Buch aber nirgends. Dann bemerkte sie in der Knieöffnung des Schreibtisches Michaels Aktenkoffer. Sie hob ihn hoch. Am Gewicht erkannte sie, daß sich irgend etwas darin befinden mußte. Der Aktenkoffer war verschlossen, doch Sara hatte ihn sich einige Male geborgt und kannte die Kombination. Sie öffnete ihn und sah sofort zwei Bücher und einige Papiere darin. Das Buch, das sie suchte, war nicht dabei.

Sie war schon im Begriff, den Aktenkoffer wieder zu schließen, als sie innehielt. Sie nahm die Papiere heraus und schaute sich dann den Umschlag an. Adressiert an die Poststelle des Obersten Gerichts.

Sara hatte kaum einen Blick auf die handgeschriebene Seite und den getippten Brief geworfen, als sie Schritte hörte. Sie legte die Papiere zurück in den Aktenkoffer, schloß ihn wieder und schob ihn unter den Schreibtisch. Einen Augenblick später kam Michael herein.

»Sara! Was hast du hier zu suchen?«

Sie bemühte sich, einen ganz normalen Eindruck zu machen.
»Ich wollte mir nur das Buch zurückholen, das ich dir letzte Woche geliehen habe.«

»Das habe ich zu Hause.«

»Na ja, vielleicht könnte ich zum Abendessen vorbeikommen und es mir holen.«

»Ich habe ziemlich viel zu tun.«

»Wir alle haben viel zu tun, Michael. Aber du hast dich in letzter Zeit ziemlich ins Schneckenhaus verkrochen. Ist wirklich alles in Ordnung? Daß du mir ja nicht unter dem Streß zusammenbrichst.« Sie lächelte, um ihm zu zeigen, daß es scherzhaft gemeint war. Doch Michael sah wirklich so aus, als

würde er die Anspannung nicht durchstehen.

»Mir geht es gut, ehrlich. Ich bringe das Buch morgen mit.«

»So wichtig ist es auch wieder nicht.«

»Ich bringe es morgen mit«, sagte er ein wenig gereizt. Sein Gesicht lief rot an, aber er beruhigte sich schnell wieder. »Und jetzt muß ich mich wirklich an die Arbeit machen.« Er schaute zur Tür.

Sara ging durchs Zimmer, legte die Hand auf den Türkнопf, schaute dann aber zurück. »Michael, wenn du jemanden brauchst, um mit ihm zu reden ... ich bin für dich da.«

»Ja, klar, danke.« Er schob sie hinaus, schloß die Tür und verriegelte sie. Dann ging er zum Schreibtisch und zog den Aktenkoffer hervor. Er schaute sich den Inhalt an und ging dann zur Tür.

Später an diesem Abend fuhr Sara ihren Wagen auf die Schottereinfahrt und schlenderte zu dem kleinen Cottage, das am George Washington Parkway lag, einer wunderschönen Straße. Das Häuschen gehörte ihr – ihr erstes eigenes Heim –, und sie hatte eine Menge Arbeit hineingesteckt, um es herzurichten. Eine Treppe führte zum Potomac und hinab zu ihrem kleinen Segelboot, das dort vertäut lag. Sie und Michael waren in ihrer spärlichen Freizeit über den Fluß auf das Maryland-Ufer gesegelt und dann nach Norden, unter der Memorial Bridge hindurch und weiter nach Georgetown. Auf dem Boot hatten sie himmlische Ruhe gefunden – ein um so kostbareres Gut, als sie während der Arbeit von einem Meer aus Hektik, Lärm und Streß umgeben waren.

Michael hatte Saras letztes Angebot abgelehnt, sie auf eine Segeltour zu begleiten. Eigentlich, überlegte Sara, hat er in der vergangenen Woche alle meine Vorschläge abgelehnt, sich mal wieder mit mir zu treffen. Zuerst hatte sie es darauf zurückgeführt, daß sie Michaels Heiratsantrag abgelehnt hatte, doch nach der Begegnung in seinem Büro wußte sie, daß es andere

Gründe geben mußte.

Sie versuchte, sich genau daran zu erinnern, was sie in seinem Aktenkoffer gesehen hatte. Es war eine Akte aus der Ablage gewesen, da war sie sicher. Und auf dem maschinengeschriebenen Brief hatte sie einen Namen gesehen: *Harms*. An den Vornamen erinnerte sie sich nicht. Sie hatte nur ein paar Zeilen lesen können, bevor Michael ins Büro gekommen war, glaubte aber erkannt zu haben, daß dieser Harms offensichtlich irgendeine Berufung eingelegt hatte. Um was es dabei ging, wußte Sara nicht. Der maschinengeschriebene Brief war nicht unterzeichnet gewesen.

Sara war schnurstracks in die Poststelle gegangen, um festzustellen, ob in der Ablage irgendein Fall unter dem Namen Harms verzeichnet war. Sie hatte keinen gefunden. Sara konnte ihren eigenen Gedanken nicht fassen, als sie sich fragte, ob Michael eine Berufungseingabe an sich genommen hatte, bevor sie bearbeitet und ordnungsgemäß abgelegt worden war. Falls ja, hatte er sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht. Er konnte des Gerichts verwiesen, ja sogar zu einer Gefängnisstrafe verurteilt werden.

Sara trat ins Haus, zog rasch Jeans und ein T-Shirt an und ging wieder hinaus. Es war schon dunkel. Assessoren am Obersten Gerichtshof kamen nur selten im Hellen nach Hause, außer es dämmerte schon, und sie waren nur rasch nach Hause gefahren, um zu duschen und sich umzuziehen, bevor sie wieder an die Arbeit gingen.

Sara stieg die Treppe zum Kai hinunter und setzte sich auf ihr Boot. Wenn Michael sich ihr doch nur anvertrauen würde ... dann könnte sie ihm helfen. Trotz seiner gegenteiligen Behauptung hatte Michael sich von ihr zurückgezogen. Er hatte die Zurückweisung längst nicht verkräftet. Aber wer hätte das schon, fragte sich Sara.

Abrupt sprang sie auf, lief zum Haus, hob den Hörer ab und wählte Michaels Nummer, hielt dann aber inne. Michael Fiske

war stur. Wenn sie ihn nun darauf ansprach, was sie gesehen hatte, wurde alles nur noch schlimmer. Sara legte auf. Sie mußte warten, bis Michael von sich aus auf sie zukam.

Sie ging wieder hinaus, schaute auf das Wasser. Ein Jet flog vorüber, und Sara winkte ihm automatisch zu – eine Art Ritual von ihr. Doch die Maschinen flogen hier tatsächlich so tief, daß ein Passagier Sara durchaus hätte sehen können, wäre es hell gewesen. Als sie die Hand wieder senkte, fühlte sie sich so deprimiert wie seit dem Tod ihres Vaters nicht mehr, der sie ganz allein zurückgelassen hatte.

Nach dem Tod des Vaters hatte Sara ein neues Leben angefangen. War an die Westküste gegangen, hatte Jura studiert und einen ausgezeichneten Abschluß gemacht. Sie hatte als Rechtspraktikantin am Neunten Berufungsgericht gearbeitet und dann den Job beim Obersten Gerichtshof angenommen. Anschließend hatte sie die Farm in North Carolina verkauft und dieses Haus erworben. Sie war nicht vor ihrem alten Leben geflohen, oder vor der Trauer, die sie überkam, wann immer sie daran dachte, daß ihre Eltern nicht mehr da waren, nicht mehr erlebten, was sie erreicht hatte, sie nicht einmal mehr umarmen konnten.

Oder war es doch eine Flucht gewesen? Sara glaubte es nicht. Doch irgendwann würde der Tag kommen, da sie das Oberste Gericht verlassen mußte, und sie hatte nicht die geringste Ahnung, was sie dann tun wollte. In der freien Wildbahn der Juristerei konnte sie überall unterkommen. Das Problem war nur, daß Sara sich nicht darüber im klaren war, ob das Recht ein Teil ihres Lebens werden sollte. Drei Jahre Jurastudium, ein Jahr am Berufungsgericht, nun im zweiten Jahr am Supreme Court – und sie fühlte sich jetzt schon ein bißchen ausgebrannt.

Sie dachte an ihren Vater, einen Farmer, der zugleich das Amt des städtischen Friedensrichters bekleidet hatte. Er hatte keinen schmucken Gerichtssaal gehabt. Doch seine Urteile waren klug und gerecht gewesen. Er hatte sie sich draußen auf

den Feldern überlegt, während er auf seinem Traktor saß oder während er sich wusch, weil es gleich Abendessen gab. Für Sara bedeutete das Gesetz *genau das* – und auch für die meisten anderen Menschen, glaubte sie wenigstens. So sollte es jedenfalls sein: Die Suche nach der Wahrheit. Und dann, nachdem man sie gefunden hatte, der Urteilspruch, Keine heimlichen Tagesordnungen, keine Wortspiele, vielmehr gesunder Menschenverstand, der sich an die Tatsachen hielt. Sara seufzte. So einfach war es nie. Das wußte sie besser als die meisten anderen.

Sie ging wieder ins Haus, stellte sich auf einen Stuhl und schnappte sich eine Schachtel Zigaretten vom Küchenschrank. Dann setzte sie sich in die Hollywoodschaukel auf der hinteren Veranda und schaute hinaus aufs Wasser, blickte zum klaren Himmel empor und fand auf Anhieb den Großen Wagen. Ihr Dad war begeisterter Amateurastronom gewesen und hatte ihr viele Sternbilder erklärt. Sara segelte oft nur nach den Sternen; das hatte sie in Stanford gelernt. In einer klaren Nacht konnte man die Sterne niemals verlieren, konnte sich nie verirren, wenn man die Sterne kannte. Das war tröstend. Während Sara die Zigarette rauchte, hoffte sie, daß Michael wußte, was er tat.

Ihre nächsten Gedanken galten einem anderen Fiske: John. Michaels Bemerkung über sie, Sara, und seinen Bruder war der Wahrheit ziemlich nahegekommen. In dem Augenblick, als sie John Fiske zum erstenmal gesehen hatte, hatte irgend etwas in sämtlichen wichtigen Schaltkreisen ihres Herzens, ihres Hirns und der Seele klick gemacht.

Sara hatte keine Erklärung dafür. Sie glaubte nicht, daß so bedeutende Gefühle so rasch und mit einer solchen Intensität entstehen konnten. So etwas gab es einfach nicht – und deshalb war sie so verwirrt, denn genau das war ihr widerfahren. Bei jeder Bewegung John Fiskes, bei jedem Wort, das er sprach, jedem Blickkontakt, den er mit jemandem herstellte, ja, wenn er nur lächelte oder die Stirn runzelte, hatte Sara das Gefühl

gehabt, ihn ewig betrachten zu können, ohne seiner jemals überdrüssig zu werden. Beinahe hätte sie über die Absurdität dieser Vorstellung gelacht. Andererseits ... wie verrückt konnte es sein, wenn sie doch genau so empfand?

Und es war nicht das einzige Mal gewesen, daß sie John gesehen hatte. Michael wußte nichts davon, aber sie hatte bei einer Freundin im Gericht in Richmond angerufen und sich John Fiskes Verhandlungstermine in den nächsten vierzehn Tagen durchgeben lassen. Es hatte sie verwundert, wie oft der Mann vor Gericht auftrat. Im vergangenen Sommer, als es am Obersten Gerichtshof ein bißchen ruhiger zuging, war Sara noch einmal nach Richmond gefahren und hatte sich John Fiskes Plädoyer unmittelbar vor der Urteilsverkündung angehört. Sie hatte ein Kopftuch und eine Brille getragen – nur für den Fall, daß sie Fiske später vorgestellt wurde oder daß er sie beim erstenmal gesehen hatte, als sie ihn zusammen mit Michael beobachtet hatte.

Fiske hatte sich energisch für seinen Mandanten eingesetzt. Doch kaum hatte er sein Plädoyer beendet, hatte der Richter den Angeklagten zu lebenslanger Haft verurteilt. Fiske hatte sich seinen Aktenkoffer geschnappt und den Gerichtssaal verlassen, als sein Mandant abgeführt wurde, um seine Strafe anzutreten. Draußen hatte Sara beobachtet, wie Fiske versucht hatte, die Familie des Mannes zu trösten. Die Frau war erbärmlich dünn und sah krank aus; ihr Gesicht war mit blauen Flecken und Schwellungen übersät.

Fiske sprach ein paar Worte mit der Frau, umarmte sie und wandte sich dann dem ältesten Sohn zu, einem jungen Mann von vierzehn Jahren, der schon so aussah, als würde er ein hingebungsvoller Sklave der Straße werden.

»Du bist jetzt der Mann im Haus, Lucas. Du mußt auf deine Familie aufpassen«, sagte Fiske.

Sara musterte den Teenager. Es schmerzte sie, den Zorn in seinem Gesicht zu sehen. Wie konnte jemand, der noch so jung

war, so viel Feindseligkeit in sich bergen?

»Hm«, sagte Lucas und starrte die Wand an. Er hatte sich schon für die Straße gerüstet, für die Bandenarbeit. Um den Kopf hatte er ein Tuch geschlungen, und er trug Kleidung, die sich niemand leisten konnte, der bei McDonald's Hamburger wendete.

Fiske kniete nieder und schaute den anderen Sohn an. Enis war sechs Jahre alt, verdammt niedlich und ungewöhnlich quirlich.

»He, Enis, wie geht's dir so?« sagte Fiske und streckte die Hand aus.

Enis ergriff sie mißtrauisch und schüttelte sie. »Wo ist mein Daddy?«

»Er muß für 'ne Weile weg.«

»Warum?«

»Weil er einen umge...«, begann Lucas; dann brachte Fiske ihn mit einem scharfen Blick zum Schweigen. Lucas murmelte ein Schimpfwort, schüttelte die zitternde Hand seiner Mutter ab und stelzte davon.

Fiske schaute wieder Enis an. »Dein Daddy hat was getan, da ist er selbst böse darauf. Jetzt geht er weg, damit alles wieder gut wird.«

»Ins Gefängnis?« fragte Enis. Fiske nickte.

Während Sara dieses Gespräch verfolgte, kam ihr in den Sinn, daß sich Fiske – und Erwachsene im allgemeinen – heutzutage in solchen Situationen wohl töricht und unbeholfen vor kamen, wie Gestalten aus einer Comedy-Serie der fünfziger Jahre, die versuchten, sich mit einem Kind des zweiten Jahrtausends zu befassen. Selbst mit sechs Jahren wußte Enis vermutlich eine Menge über das Strafrechtsystem. Und über das Böse im Leben wußte der kleine Junge wahrscheinlich viel mehr als jeder durchschnittliche Erwachsene.

»Wann kommt Daddy raus?« fragte Enis.

Fiske schaute zu der Frau hoch und blickte dann wieder den

kleinen Jungen an. »Das wird noch sehr, sehr lange dauern, Enis. Aber deine Mom wird für dich da sein.«

»Na dann«, sagte Enis ohne merkliche Gefühlsregung. Er nahm die Hand seiner Mom, und sie gingen davon.

Sara beobachtete, wie Fiske den beiden einen Moment hinterherschaut. Wieder konnte sie beinahe fühlen, was er dachte. Der eine Sohn war vielleicht für immer verloren, der andere ließ seinen Vater beiläufig, wie einen streunenden Hund, auf der Straße zurück.

Schließlich hatte Fiske seine Krawatte gelockert und war davongegangen.

Sara wußte nicht genau warum, beschloß aber, ihm zu folgen. Fiske ging langsam, und sie hatte keine Mühe, ihn im Auge zu behalten. Die Bar, die er betrat, war ein kleiner Spalt in der Wand; die Fenster waren dunkel. Sara zögerte kurz; dann ging sie ebenfalls hinein.

Fiske saß am Tresen. Er hatte offensichtlich schon bestellt, denn der Barkeeper schob ihm ein Bier hinüber. Sara ging rasch zu einem Tisch ganz hinten im Raum und setzte sich. Wenngleich die Bar einen schmutzigen Eindruck machte, war sie ziemlich gut besucht; dabei war es gerade erst fünf. Die Gäste waren eine interessante Mischung aus Arbeitern und Büroangestellten aus der Innenstadt. Fiske saß zwischen zwei Bauarbeitern, deren gelbe Schutzhelme vor ihnen auf dem Tresen lagen. Fiske zog seine Jacke aus und setzte sich darauf. Seine Schultern waren genauso breit wie die der stämmigen Männer neben ihm. Sara fiel auf, daß sein Hemd nicht mehr ordentlich in der Hose steckte und hinten heraushing. Sein dunkles Haar bedeckte den Hals und fiel bis auf den Kragen des weißen Oberhemdes. Sara konnte kaum den Blick davon lösen.

Er sprach mit den Männern, die neben ihm saßen. Die Arbeiter lachten herzlich über irgend etwas, das er gesagt hatte, und Sara ertappte sich dabei, daß sie lächelte, obwohl sie die Be-

merkung nicht gehört hatte. Schließlich kam eine Kellnerin, und Sara bestellte ein Ginger Ale. Sie beobachtete weiterhin Fiske an der Bar. Er scherzte nicht mehr herum. Er starrte so intensiv die Wand an, daß auch Sara unwillkürlich hinüberschaute. Sie sah dort lediglich ordentlich aufgereihte Bier- und Schnapsflaschen; Fiske hingegen erblickte dort offensichtlich viel mehr.

Er hatte bereits sein zweites Bier bestellt; als er es serviert bekam, hielt er sich die Flasche an die Lippen, bis sie leer war. Sara stellte fest, daß er große Hände mit dicken, kräftig aussehenden Fingern besaß. Sie sahen nicht wie die Hände eines Mannes aus, der ständig einen Bleistift schwang oder vor einem Computermonitor saß.

Fiske legte ein paar Scheine auf den Tresen, nahm seine Jacke und drehte sich um. Einen Moment lang glaubte Sara, seinen Blick zu spüren. Er zögerte kurz; dann zog er die Jacke an. Sara saß ganz hinten in einer dunklen Ecke. Sie glaubte nicht, daß Fiske sie gesehen hatte. Aber warum hatte er dann gezögert? Jetzt wurde sie doch ein wenig nervös. Sie wartete noch eine Minute, legte dann ein paar Scheine auf den Tisch, erhob sich und ging.

Als Sara wieder ins Sonnenlicht trat, sah sie Fiske nicht mehr. Er war so plötzlich verschwunden wie in einem Traum. Impulsiv kehrte Sara in die Bar zurück und fragte den Barkeeper, ob er John kenne. Der Mann schüttelte den Kopf. Sara wollte noch ein paar Fragen stellen, doch der Gesichtsausdruck des Barkeepers besagte, daß er nicht besonders auskunftsfreudig war.

Die Bauarbeiter beäugten Sara mit ziemlichem Interesse. Sie beschloß, die Bar zu verlassen, bevor es unangenehm für sie werden konnte. Sie ging zurück zu ihrem Wagen und stieg ein. Ein Teil von ihr wünschte sich, sie wäre Fiske irgendwie begegnet, der andere Teil war froh, daß es nicht dazu gekommen war. Was hätte sie auch zu ihm sagen sollen? Hallo, ich bin

eine Kollegin Ihres Bruders, und ich beschatte Sie in gewisser Weise?

Sara war an diesem Abend nach Nordvirginia zurückgefahren, hatte ebenfalls zwei Bier getrunken und war in der Hollywoodschaukel auf ihrer Veranda eingeschlafen. Auf derselben, auf der sie nun saß, eine Zigarette rauchte und den Himmel beobachtete. Das war das letzte Mal gewesen, daß sie John Fiske gesehen hatte. Es war etwa vier Monate her.

Da sie den Mann nicht einmal kannte, konnte sie ihn schwerlich lieben; eine gewisse Vernarrtheit war wohl wahrscheinlicher. Sollte sie John Fiske jemals kennenlernen, würde vielleicht schon das erste Gespräch den Eindruck zunichte machen, den sie von ihm gewonnen hatte.

Doch Sara glaubte nicht an das Schicksal. Wenn sich zwischen ihr und John Fiske irgend etwas entwickeln sollte, würde sie selbst wohl den ersten Zug machen müssen. Sie hatte aber nicht die geringste Ahnung, wie dieser Zug aussehen sollte.

Sara drückte die Zigarette aus und schaute zum Himmel empor. Jetzt wäre sie gern gesegelt. Sie wollte den Wind im Haar spüren, das Kitzeln der Gischt auf ihrer Haut, das Brennen der Taue auf ihren Handflächen. Aber im Augenblick wollte sie nichts davon allein erleben. Sie wollte mit jemandem Zusammensein, mit einem ganz bestimmten Menschen. Doch dem wenigen nach, was Michael ihr über John Fiske erzählt und Sara selbst von dem Mann gesehen hatte, bezweifelte sie, daß es jemals dazu kommen würde.

Hundertfünfzig Kilometer südlich von Saras Haus schaute auch John Fiske kurz in den Himmel, als er aus seinem Wagen stieg. Der Buick stand nicht auf der Einfahrt, aber Fiske hatte sowieso nicht seinen Vater besuchen wollen. Abgesehen von zwei Teenagern, die zwei Häuser weiter an einem Chevy mit einem dermaßen gewaltigen Motor arbeiteten, daß man glauben konnte, er habe die Motorhaube gesprengt, war in der Nachbarschaft

alles ruhig.

Fiske hatte den ganzen Tag bei Gericht verbracht. Er hatte seinen Fall ungeschminkt vorgetragen, bis ins kleinste Detail. Der stellvertretende Staatsanwalt hatte erbarmungslos auf einen Schuldspruch hingearbeitet. Acht Stunden eindringliche Wortgefechte – und Fiske hatte kaum Zeit gehabt, aufs Klo zu gehen und zu pinkeln, als die Geschworenen auch schon mit dem Schuldspruch zurück in den Gerichtssaal kamen. Es war die dritte Verurteilung seines Mandanten. Der Mann war endgültig weg vom Fenster.

Die Ironie an der Sache war nur, daß Fiske ihn in diesem Fall tatsächlich für unschuldig hielt – was er von den meisten seiner Mandanten nicht behaupten konnte. Aber der Bursche hatte so viele andere krumme Dinger gedreht, daß die Geschworenen es ihm vielleicht unbewußt heimzahlen wollten. Hinzu kam, daß Fiske wohl eher an Altersschwäche sterben würde, bevor er von seinem Mandanten den Rest des Honorars bekam. Lebenslängliche gaben sich nur selten Mühe, ihre Schulden zu begleichen, besonders, wenn es sich um Schulden gegenüber dem Anwalt handelte, der für ihre Verurteilung verantwortlich war.

Fiske ging auf den Hof, öffnete die Seitentür der Garage, trat ein und holte sich ein Bier aus dem Kühlschrank. Die Feuchtigkeit lag noch immer wie ein nasses Tuch über dem Landstrich, und Fiske drückte sich die kalte Flasche an die Schläfe und ließ die Kühle tief einsickern. Ganz am Ende des Hofes standen ein paar schiefe Bäume und eine seit langer Zeit abgestorbene Weinrebe, die sich noch immer fest um rostige Pfähle und Stacheldraht schlang.

Fiske ging hinüber und lehnte sich gegen eine der Ulmen. Er schaute auf eine Stelle am Boden, an der kein Gras wuchs. Hier lag Bo begraben, der belgische Schäferhund, mit dem die Brüder Fiske aufgewachsen waren. Als ihr Vater den Hund eines Tages mit nach Hause gebracht hatte, war er nicht größer als Daddys Faust gewesen. Binnen eines Jahres war er zu einer

breitbrüstigen, sechzig Pfund schweren, schwarz und weiß gezeichneten Schönheit geworden, die beide Jungs abgöttisch geliebt hatten, besonders Mike. Bo lief ihnen immer hinterher, wenn sie morgens Zeitungen austrugen, folgte ihnen über die gesamte Strecke. Sie hatten fast neun Jahre der innigen Freude miteinander verbracht, als Bo eines Tages nach einem Schlaganfall zusammengebrochen war, während Mike mit ihm spielte.

John hatte in seinem ganzen Leben noch nie jemanden so verzweifelt weinen sehen wie seinen Bruder. Weder seine Mutter noch der Vater konnten Mike trösten. Er hatte sich heulend in den Hof gesetzt, den buschigen Schwanz des Hundes gehalten und versucht, ihn wieder auf die Beine zu stellen, um im Sonnenschein mit ihm zu spielen. John hatte seinen Bruder an diesem Tag in den Armen gehalten, hatte mit ihm geweint und den reglosen Kopf ihres geliebten Schäferhundes gestreichelt.

Am nächsten Tag war Mike zur Schule gegangen, während John mit seinem Vater zu Hause blieb, um den Hund hier zu begraben. Als Mike heimgekommen war, hatten alle an einem kleinen Gottesdienst für Bo teilgenommen, der auf dem Hof abgehalten wurde. Mike hatte voller Inbrunst aus der Bibel gelesen; dann hatten die Brüder am Kopf des schlichten Grabes einen kleinen Grabstein aufgestellt, eigentlich mehr einen Hohlziegel, auf den sie mit einem Federhalter Bos Namen geschrieben hatten. Der Ziegel stand noch dort, aber die Tinte war längst schon verschwunden.

Fiske kniete nieder und fuhr mit der Hand durch das Gras, das an dieser von den Bäumen beschatteten Stelle ganz glatt und fein war. Herrgott, was hatten sie diesen Hund geliebt. Warum mußte die Vergangenheit so schnell zurückweichen? Warum hatte man stets den Eindruck, daß die guten Zeiten so kurz gewesen waren? Er schüttelte den Kopf – als die Stimme ihn plötzlich zusammenfahren ließ.

»Ich erinnere mich an den alten Hund, als wäre es gestern

gewesen.«

John schaute auf zu Ida German, die auf der anderen Seite des Zaunes stand und ihn musterte. Er erhob sich und blickte ein wenig verlegen drein. »Es ist schon lange her, Mrs. German.«

Die Frau roch ständig nach Rindfleisch und Zwiebeln, genau wie ihr Haus, wie Fiske wußte. Seit fast dreißig Jahren war sie Witwe. Sie bewegte sich langsam; ihr Körper war verschrumpelt, untersetzt und dick. Ihr langer Hausmantel bedeckte venöse, fleckige Beine und gedunsene Fußgelenke. Doch mit fast neunzig Jahren waren ihr Verstand und ihre Aussprache noch klar.

»Bei mir ist alles schon lange her. Nicht bei dir. Noch nicht. Wie geht es deiner Mom?«

»Sie schlägt sich so durch.«

»Ich wollte sie schon lange mal besuchen, aber mein alter Körper hat einfach nicht mehr so viel Schwung wie früher.«

»Mom würde sich bestimmt freuen, Sie zu sehen.«

»Dein Daddy ist vor 'ner Weile weggefahren. Zu 'nem Treffen der American Legion, glaube ich.«

»Schön. Es freut mich, daß er mal rauskommt. Und ich weiß es zu schätzen, daß Sie ihm Gesellschaft leisten.«

»Es macht keinen Spaß, allein zu sein. Ich habe drei meiner Kinder überlebt. Das ist für Eltern das Schlimmste auf der Welt ... die eigenen Kinder zu begraben. Ist einfach nicht normal. Wie geht es Mike? Ich sehe ihn hier nicht oft.«

»Er hat ziemlich viel zu tun.«

»Wer hätte schon gedacht, daß aus diesem pausbäckigen kleinen Flachskopf mal das wird, was aus ihm geworden ist? Man mag's kaum glauben.«

»Mike hat es verdient.« Fiske hielt kurz inne. Es war ihm einfach so herausgerutscht. Aber sein Bruder hatte es verdient.

»Das gilt für euch beide.«

»Mike hat es wohl ein bißchen weiter gebracht als ich.«

»Ha. Glaub das ja nicht. Dein Daddy gibt unentwegt mit dir an. Sicher, er spricht auch von Mike, aber du bist sein Erstgeborener.«

»Na ja, er und Mom haben uns anständig erzogen. Alles für uns geopfert. So was vergißt man nicht.« Vielleicht hat Mike es vergessen, sagte sich John. Aber mir würde es nie passieren.

»Tja, Mike konnte eben drei guten Vorbildern folgen.«

Fiske blickte Mrs. German neugierig an.

»Der Junge hat den Boden angebetet, auf dem du gewandelt bist.«

»Die Menschen ändern sich.«

»Glaubst du das wirklich?«

Es fing an zu regnen, aber es waren nur ein paar Tropfen. »Gehen Sie lieber wieder rein, Mrs. German. Sieht so aus, als würde es gleich zu schütten anfangen.«

»Du weißt, du kannst mich Ida nennen, wenn du willst.«

Fiske lächelte. »Manche Dinge ändern sich nicht, Mrs. German.«

Er schaute ihr nach, bis sie im Haus war. Das Viertel war längst nicht mehr so sicher wie früher. Er und sein Vater hatten Schließriegel an den Türen, Schlösser an den Fenstern und ein Guckloch in der Haustür angebracht. Senioren waren bevorzugte Opfer von Verbrechern.

Fiske schaute noch einmal hinunter auf Bos Grab, und in seiner Erinnerung war das Bild seines Bruders zementiert, der sich eines toten Hundes wegen die Augen ausweinte.

KAPITEL 11

»Wie geht's dir, Mom?« Michael Fiske berührte das Gesicht seiner Mutter. Es war noch früh am Morgen, und Gladys war nicht besonders gut gelaunt. Ihr Gesicht lief rot an, und sie wich vor seiner Berührung zurück. Er schaute sie kurz an, und tiefe Traurigkeit trat in seine Augen, als er die offene Feindseligkeit in ihrem Blick sah.

»Ich habe dir etwas mitgebracht.« Er öffnete die Tasche, die er in der Hand hielt, und holte einen mit Geschenkpapier verpackten Karton hervor. Als seine Mutter keine Anstalten machte, ihn zu öffnen, übernahm Michael es für sie. Er zeigte ihr die Bluse in ihrer Lieblingsfarbe, lavendelblau. Er hielt sie ihr hin, doch sie wollte sie einfach nicht anfassen. So war es jedesmal, wenn er sie besuchte. Sie sprach kaum mit ihm, war immer schlecht gelaunt. Und nie nahm sie seine Geschenke an. Wiederholt versuchte er, sie in ein Gespräch zu verwickeln, doch sie weigerte sich.

Michael lehnte sich zurück und seufzte. Er hatte seinem Vater davon erzählt, hatte ihm erklärt, daß die eigene Mutter nichts mit ihm zu tun haben wollte, rein gar nichts. Doch sein alter Herr konnte nichts daran ändern. Niemand hatte Einfluß darauf, zu wem Gladys nett war. Deshalb besuchte Michael sie in letzter Zeit immer seltener.

Er hatte versucht, mit seinem Bruder darüber zu sprechen, aber John hatte sich geweigert, dieses Thema mit ihm zu erörtern. Michael wußte, daß seine Mutter John niemals so behandeln würde. Er war ihr Goldjunge. Michael Fiske hätte zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt oder mit dem Nobelpreis ausgezeichnet werden können – in Gladys' Augen würde er trotzdem hinter dem älteren Bruder zurückstehen.

Er ließ die Bluse auf dem Tisch liegen, gab seiner Mutter einen flüchtigen Kuß und ging.

Draußen hatte starker Regen eingesetzt. Michael schlug Kragen seines Trenchcoats hoch und rannte zu seinem Wagen zurück. Er hatte eine sehr lange Fahrt vor sich. Er war nicht nur in Richtung Süden gefahren, um seine Mutter zu besuchen. Sein Ziel war nun das südwestliche Virginia. Fort Jackson. Um mit Rufus Harms zu sprechen.

Einen Moment überlegte er, ob er bei seinem Bruder vorbeifahren sollte. John hatte nicht zurückgerufen – was Michael allerdings nicht sonderlich verwunderte. Aber die Reise, die er nun antrat, barg einige persönliche Risiken, und Michael hätte nichts dagegen gehabt, den Rat seines Bruders zu hören, sich vielleicht sogar von ihm begleiten zu lassen. Dann aber schüttelte er den Kopf. John Fiske war ein vielbeschäftigter Anwalt und hatte keine Zeit, durch den halben Staat zu fahren und den verrückten Theorien seines jüngeren Bruders hinterherzujagen. Michael mußte allein damit fertig werden.

Wie so oft, stand Elizabeth Knight früh auf, machte ein paar Dehnübungen auf dem Fußboden und lief dann auf dem Laufband im Gästezimmer der Wohnung im Watergate-Gebäude, die sie und ihr Ehemann, Senator Jordan Knight, gemietet hatten. Elizabeth duschte, zog sich an, machte Kaffee und Toast und sah einige Memos durch, um sich auf eine mündliche Verhandlung in der nächsten Woche vorzubereiten.

Heute war Freitag, also würden die Richter einen Teil des Tages mit Besprechungen verbringen und über Fälle abstimmen, die sie bereits gehört hatten. Ramsey leitete diese Konferenzen nach einem engen Terminplan. Zu Elizabeth' Bedauern fanden bei diesen Zusammenkünften kaum Diskussionen statt. Ramsey faßte die wichtigsten Punkte eines jeden Falles zusammen, gab seine Stimme mündlich ab und wartete, bis die anderen Richter ebenfalls votiert hatten. Wenn Ramsey die Mehrheit besaß, und das war normalerweise der Fall, verfaßte er selbst die Begründung. Hatte er die Mehrheit nicht, wurde

die Begründung von dem beisitzenden Richter der Gegenseite verfaßt, der sein Amt am längsten innehatte. Normalerweise war Murphy dieser Mann, denn als ideologische Gegner stimmten er und Ramsey nur selten gleich ab.

Während Richterin Knight ihren Kaffee trank, dachte sie über ihre ersten drei Jahre am Gericht nach. Sie waren wirklich rasend schnell vergangen. Vielfach ging man davon aus, daß Richterin Knight nicht nur für die Rechte der Frauen eintrat, sondern sich auch für Interessen stark machte, die viele Frauen traditionell unterstützten – eben weil auch sie eine Frau war. Niemandem schien klar zu sein, daß man sie damit in ein Klischee preßte. Elizabeth Knight war Richterin, keine Politikerin. Sie mußte jeden Fall einzeln bewerten, für sich selbst, so wie sie es bereits als Richterin an anderen Gerichten getan hatte. Dennoch mußte sogar sie eingestehen, daß der Supreme Court etwas anderes war, etwas Besonderes. Die Urteile, die von hier aus ergingen, hatten eine so weitreichende Bedeutung, daß die Richter gezwungen waren, stets über den Sachverhalt eines bestimmten Falles hinauszuschauen und die Auswirkungen zu bedenken, die ihre Entscheidung auf alle anderen hatte. Und das fiel Elizabeth Knight unglaublich schwer.

Sie schaute sich in der luxuriösen Wohnung um. Sie und ihr Mann führten ein Leben, dem es an nichts fehlte. Häufig bezeichnete man sie als das mächtigste Paar der Hauptstadt. Und in gewisser Hinsicht waren sie das auch.

Elizabeth trug diesen Mantel, so gut sie konnte, auch wenn sie nun gegen die Isolation ankämpfen mußte, die jeder Richter zu ertragen hatte. Wenn man an dieses Gericht berufen wurde, riefen plötzlich Freunde nicht mehr an, und die Leute behandelten einen anders, waren vorsichtiger, achteten darauf, was sie sagten. Elizabeth war stets gesellig und kontaktfreudig gewesen. Nun hatte sie diese Eigenschaften beinahe verloren. Sie klammerte sich an das Berufsleben ihres Mannes, um die Auswirkungen dieser abrupten Veränderung in ihrem Leben zu

mindern. Manchmal kam sie sich wie eine Nonne vor, die mit acht Mönchen als lebenslangen Gefährten lebte.

Als hätte er auf ihre Gedanken reagiert, trat Jordan Knight, noch im Schlafanzug, hinter Elizabeth und umarmte sie.

»He, es gibt noch kein Gesetz, das von dir verlangt, jeden Tag bei Morgendämmerung mit der Arbeit anzufangen. Es tut der Seele gut, sich noch ein bißchen ins Bett zu kuscheln«, sagte er.

Sie küßte seine Hand, drehte sich um und umarmte ihn ebenfalls.

»Ich kann mich gar nicht erinnern, daß du ein Langschläfer bist, Senator.«

»Dann sollten wir beide wohl eine konzertierte Aktion in Erwägung ziehen. Wer weiß, wozu das führen könnte? Ich habe gehört, Sex ist das beste Mittel gegen das Altern.«

Jordan Knight war groß und kräftig gebaut, mit sich lichten- dem Haar und gebräuntem, tief zerfurchtem Gesicht. Es war ungerecht, daß die Welt das körperliche Erscheinungsbild von Männern und Frauen so unterschiedlich betrachtete, doch Knight wirkte auch mit seinen Falten und den überschüssigen Pfunden stattlich. Er machte auf den Seiten der Post und der örtlichen Zeitungen eine ziemlich gute Figur, wie auch in den bundesweiten Fernsehsendungen, in denen er sogar die gewief- testen Experten für Politik oft mit seinem Witz, seiner Erfahrung und Intelligenz beeindruckte.

»Du hast in der Tat einige sehr interessante Ansichten.«

Er schenkte sich eine Tasse Kaffee ein, während sie ihre Pa- piere ordnete.

»Ramsey umgarnt dich noch immer, in sein Lager überzulauf- en und schön brav so zu stimmen wie er?«

»Oh, er drückt auf sämtliche richtigen Knöpfe und sagt sehr nette Sachen. Doch einige meiner jüngsten Entscheidungen sind wohl nicht so gut bei ihm angekommen.«

»Geh deinen eigenen Weg, wie du es immer schon getan

hast, Beth. Du bist klüger als sie alle. Verdammt, du müßtest Oberste Richterin sein.«

Sie legte einen Arm um seine breiten Schultern. »Und du vielleicht Präsident?«

Er zuckte mit den Achseln. »Der Senat dürfte für mich Herausforderung genug sein. Wer weiß, das ist vielleicht die letzte Runde für meine Wenigkeit.«

Sie zog den Arm zurück. »Darüber müssen wir uns noch unterhalten.«

»Ich weiß. Wir haben beide viel zu tun. Zu viele Anforderungen an unsere Zeit. Sobald die Dinge sich etwas beruhigt haben, werden wir uns unterhalten. Ich glaube, wir müssen wirklich miteinander sprechen.«

»Das hört sich aber ernst an.«

»Wir können nicht ewig in dieser Tretmühle weitermachen, Beth.«

Sie stieß ein besorgtes Lachen aus. »Ich fürchte, ich habe mich lebenslang dazu verpflichtet.«

»Das ist das Gute an der Politik. Man kann sich stets dazu entschließen, nicht mehr zu kandidieren. Oder man kann seinen Sitz verlieren.«

»Ich dachte, du wolltest noch viel mehr erreichen.«

»Dazu wird es nicht kommen. Zu viele Hindernisse. Zu viele Spielchen. Um dir die Wahrheit zu sagen, ich bin das alles ziemlich leid.«

Beth Knight wollte etwas sagen, hielt dann aber inne. Sie hatte sich voll und ganz auf das »Spiel« am Obersten Gerichtshof eingelassen.

Jordan Knight nahm seine Kaffeetasse und drückte Elizabeth einen Kuß auf die Wange. »Zeig's ihnen, Frau Richterin.«

Als der Senator das Zimmer verließ, rieb sie sich an der Stelle, wo er sie geküßt hatte, das Gesicht ab. Sie versuchte, sich wieder auf ihre Papiere zu konzentrieren, konnte es aber nicht. Sie saß einfach da, und ihre Gedanken wirbelten in viele unter-

schiedliche Richtungen davon.

John Fiske hielt das Foto in der Hand, das ihn und seinen Bruder zeigte. Er saß schon seit mindestens zwanzig Minuten dort, hatte das Foto in dieser Zeit aber kaum einmal angesehen. Schließlich stellte er es in den Bücherschrank, ging zum Telefon und wählte Michaels Nummer.

Er hörte die Tonbandstimme des Anrufbeantworters und machte sich gar nicht erst die Mühe, eine Nachricht zu hinterlassen. Dann rief er beim Obersten Gerichtshof an, erfuhr aber, daß Michael noch nicht da war. Eine halbe Stunde später rief John noch einmal an, und ein anderer Assessor teilte ihm mit, daß Michael an diesem Tag überhaupt nicht kommen würde.

Das ist mal wieder typisch, dachte er. Da hatte er endlich allen Mut zusammengenommen und seinen Bruder angerufen, mit dem Erfolg, ihn nicht erreichen zu können. Aber war es das wirklich – Mut? John setzte sich an den Schreibtisch und versuchte zu arbeiten, doch seine Blicke schweiften immer wieder zu dem Foto hinüber.

Schließlich packte er seinen Aktenkoffer, dankbar, daß er zum Gericht mußte und damit vor einigen nagenden Gefühlen fliehen konnte.

Im Lauf des Vormittags hatte er zwei Verhandlungen unmittelbar hintereinander. Die eine gewann er überzeugend; bei der anderen wurde er vom Richter auseinandergenommen, der sich offenbar keine Gelegenheit entgehen ließ, Fiskes Argumente ins Lächerliche zu ziehen, während der stellvertretende Staatsanwalt daneben stand und sich höflich ein Lächeln verkniff. Man mußte die professionelle Fassade wahren; beim nächstenmal konnte man selbst durch die Mangel gedreht werden. Das war jedem hier klar. Oder zumindest denen, die sich daran hielten.

Anschließend fuhr Fiske ins Gefängnis der Stadt Richmond, danach in den Knast des Bezirks Henrico – beide Male, um mit

Mandanten zu sprechen. Mit dem einen ging er die Strategie für den bevorstehenden Prozeß durch. Sein einsitzender Mandant bot Fiske an, in den Zeugenstand zu treten und zu lügen. Tut mir leid, das werden Sie nicht tun, sagte Fiske zu ihm. Mit dem anderen sprach er über den allgegenwärtigen Kuhhandel. Monate, Jahre, Jahrzehnte. Wie lange muß ich sitzen? Bekomme ich eine Chance auf bedingten Straferlaß? Eine Bewährungsstrafe? Helfen Sie mir hier raus, Mann, ich habe Frau und Kinder. Ich muß mich um mein Geschäft kümmern. Ja, klar. Was ist im Vergleich dazu schon ein bißchen Mord und Totschlag?

Beim letzten Mandanten nahmen die Dinge einen ganz anderen Lauf. »Es sieht nicht gut für uns aus, Leon. Wir sollten einen Handel abschließen«, riet Fiske ihm.

»Nein. Wir gehen vor Gericht.«

»Sie haben zwei Augenzeugen.«

»Ach ja?«

Leon wurde beschuldigt, ein Kind erschossen zu haben. Es war ein Streit zwischen zwei Skinhead-Banden gewesen, und das kleine Mädchen war zwischen die Fronten geraten – eine dieser Tragödien von heutzutage. »Na ja, die können mir nichts anhaben, wenn sie nicht aussagen, oder?«

»Warum sollten sie denn nicht aussagen?« fragte Fiske ruhig. Das hatte er schon häufiger erlebt. Wie oft waren ihm als Cop Fälle zwischen den Fingern zerronnen, weil die Zeugen vergessen hatten, was sie gesehen und woran sie sich zuvor noch so deutlich erinnerten hatten?

Leon zuckte mit den Achseln. »So was kommt schon mal vor. Die Leute halten ihre Vorladungen einfach nicht ein.«

»Die Polizei hat ihre Aussagen aufgenommen.«

Leon warf ihm einen scharfen Blick zu. »Ja, aber die Leute, die gegen mich aussagen, müssen schon persönlich kommen, oder? Damit Sie sie im Zeugenstand auseinandernehmen können, nicht wahr?«

»Sie kennen sich aber gut mit Ihren verfassungsmäßigen Rechten aus«, sagte Fiske trocken und atmete tief ein. Er hatte das Spielchen mit der Zeugenbeeinflussung so unendlich satt. »Kommen Sie schon, Leon, raus damit – ich bin Ihr Anwalt, das fällt unter die Schweigepflicht. Warum werden diese Leute nicht gegen Sie aussagen?«

Leon lächelte schwach. »Das brauchen Sie nicht zu wissen.«

»Doch, muß ich. Ich kann keine Überraschungen gebrauchen. Man weiß nie, was der Staatsanwalt vorhat. Glauben Sie mir, ich habe das schon oft erlebt. Wenn da irgend etwas läuft, und ich bin nicht darauf vorbereitet, könnte Ihr Arsch den Bach runtergehen.«

Plötzlich schaute Leon ein wenig besorgt drein. Daran hatte er offensichtlich gar nicht gedacht. Er rieb an dem Hakenkreuz auf seinem Arm. »Schweigepflicht, was? Das haben Sie doch gesagt?«

»Genau.« Fiske beugte sich vor. »Es bleibt unter uns und Gott.«

Leon lachte. »Gott? Scheiße, das ist gut.« Er rutschte ein Stück vor. »Ich hab' da ein paar Freunde«, sagte er mit gesenkter Stimme. »Die werden diesen Zeugen 'nen kleinen Besuch abstatten. Dafür sorgen, daß sie vergessen, wie man zum Gericht kommt. Ist schon alles vorbereitet.«

Fiske prallte zurück. »Verflixt noch mal, wie konnten Sie das tun?« rief er theatralisch aus.

»Was?«

»Mir die eine verdammte Sache verraten, wegen der ich zum Richter gehen muß.«

»Wovon sprechen Sie, zum Teufel?«

»Ich bin gesetzlich – und moralisch – verpflichtet, keine Information zu enthüllen, die ein Mandant mir gegeben hat.«

»Wo liegt dann das Problem? Ich bin Ihr Mandant und habe Ihnen gerade eine verdammte Information gegeben.«

»Richtig, aber bei dieser Bestimmung gibt es *eine* wichtige

Ausnahme. Sie haben mir gerade von einem Verbrechen erzählt, das Sie beabsichtigen. Und genau das muß ich dem Gericht mitteilen. Ich darf nicht zulassen, daß Sie dieses Verbrechen begehen. Ich muß Ihnen raten – tun Sie es nicht. Diesen Rat habe ich Ihnen hiermit erteilt. Hätten Sie das Verbrechen schon begangen, hätten wir nicht die geringsten Schwierigkeiten. Verflucht, was haben Sie sich nur dabei gedacht! Können Sie mir das sagen?« Fiske schaute empört drein.

»Ich hab' doch nicht gewußt, daß es so 'ne Bestimmung gibt. Scheiße, ich bin doch kein verdammter Rechtsanwalt.«

»Jetzt hören Sie aber auf, Leon, Sie kennen das Gesetz besser als die meisten Anwälte. Aber jetzt haben Sie tatsächlich alles verpfuscht. Jetzt *müssen* wir den Handel abschließen.«

»Verdammt noch mal, was soll das heißen?«

»Wenn wir vor Gericht gehen, und die Zeugen erscheinen nicht, muß ich dem Gericht mitteilen, was Sie mir gerade erzählt haben. Und wenn die Zeugen kommen, sind Sie geliefert.«

»Na, dann sagen Sie es doch einfach nicht.«

»Das ist nicht drin, Leon. Wenn ich es nicht sage, und es kommt irgendwie heraus, verliere ich meine Zulassung. Und ich mag Sie zwar sehr, aber *soviel* ist mir kein Mandant wert. Ohne meine Zulassung habe ich nichts zu mehr zu beißen. Und Sie haben den Mist gebaut, nicht ich.«

»He, Mann, das ist doch nicht zu fassen. Ich dachte, man kann seinem verdammten Anwalt alles sagen.«

»Ich sehe zu, was ich bei dem Handel herausholen kann. Sie werden eine Zeitlang ins Gefängnis müssen, Leon, da führt kein Weg dran vorbei.« Fiske stand auf und gab dem Häftling einen Klaps auf den Rücken. »Keine Sorge, ich hole soviel für Sie raus, wie ich kann.«

Als Fiske den Besucherraum verließ, lächelte er zum erstenmal an diesem Tag.

KAPITEL 12

Michael Fiske schaute beim Fahren nervös nach vorn. Die Straße war schlecht, und die Scheibenwischer kämpften gegen den Wolkenbruch um ein Minimum an Sicht. Bis jetzt war Michael gut vorangekommen, denn er war praktisch nur auf dem Highway gefahren. Doch kaum hatte er die Interstate 81 verlassen, hatte es sich schlagartig geändert. Er war in Richtung Westen gefahren, vorbei an Orten mit Namen wie Pulaski, Bland und sogar an einem Etwas namens Hungry Mothers State Park, was vor seinem geistigen Auge die unbehagliche Vision sich aneinanderdrängender Massen von Müttern und Kindern heraufbeschwor, die neben den Parkwegen um etwas zu essen bettelten. Windböen, die vom nahen Big A Mountain hinunterstiegen, schüttelten den Wagen. Obwohl Fiske in Virginia geboren und aufgewachsen war, war er niemals westlich von Roanoke gewesen und hatte sich nur dort hingewagt, um das Staatsexamen abzulegen.

Er schaute zu dem Aktenkoffer hinüber, der neben ihm auf dem Beifahrersitz lag, und atmete tief ein. Er hatte eine Menge herausgefunden, seit er Rufus Harms' Gesuch um Hilfe gelesen hatte.

Harms hatte ein kleines Mädchen ermordet, das mit den Eltern den Militärstützpunkt besucht hatte, wo Harms gegen Ende des Vietnamkriegs stationiert gewesen war. Harms hatte damals im Bau gesessen, doch irgendwie war ihm der Ausbruch gelungen. Aber es gab kein Motiv. Es schien sich um die zufällige Gewalttat eines Verrückten zu handeln. Diese Fakten waren unbestritten. Als Mitarbeiter am Obersten Gerichtshof standen Michael viele Informationsquellen zur Verfügung, und er hatte sie allesamt ausgeschöpft, um sich einen Überblick über die Hintergründe zu verschaffen. Doch es gab keinen Hinweis von seiten des Militärs, daß die Gründe, wie Harms

sie in seiner Petition beschrieb, je existiert hatte. Michael hämmerte die Faust ans Lenkrad. Hätten Harms oder sein Anwalt dem Antrag doch nur den Brief der Army beigelegt!

Michael war schließlich zu dem Schluß gelangt, daß er seine Informationen von der Quelle selbst würde beziehen müssen: von Rufus Harms. Er hatte versucht, eine direkte Begegnung zu vermeiden, und zunächst einige Umwege probiert. Über den Rückschein hatte er Samuel Rider ausfindig gemacht, doch der Mann hatte auf Michaels Bitten um Rückruf nicht reagiert. War Rider der Verfasser des maschinengeschriebenen Briefes? Michael hielt es für möglich, ja, er ging praktisch davon aus. Er hatte im Gefängnis angerufen, um mit Harms am Telefon zu sprechen, doch man hatte seine Bitte abschlägig beschieden. Das hatte seinen Verdacht nur erhärtet. Wenn ein Unschuldiger im Gefängnis saß, war es Michaels Aufgabe – seine *Pflicht*, berichtete er sich –, für dessen Freilassung zu sorgen.

Und es gab noch einen letzten Grund für diese Fahrt. Einige der in der Petition aufgeführten Namen – die Namen der Leute, die angeblich in den Tod des kleinen Mädchens verwickelt waren – kannte Michael sehr gut. Falls sich herausstellte, daß Rufus Harms die Wahrheit sagte ... Michael erschauerte, während ein alptraumhaftes Szenario nach dem anderen durch seine Gedanken huschte.

Auf dem Sitz neben ihm lagen eine Straßenkarte und ein Blatt mit einer selbstverfaßten Wegbeschreibung, welche die genaue Strecke zum Gefängnis enthielt. Er war kilometerweit über Nebenstraßen mit morschen Holzbrücken gefahren, die vom Wetter und von Auspuffabgasen geschwärzt waren; durch Städte, die nicht groß genug waren, um diese Bezeichnung verdient zu haben; und vorbei an heruntergekommenen, dauergeparkten Wohnwagen, die man in schmale Felsspalten in den Ausläufern der Appalachen gezwängt hatte. Er war schlammverkrusteten Pickups begegnet, an deren Radioantennen Miniaturlflaggen der Konföderierten flatterten und auf deren Gestel-

len in den Rückfenstern Schrotflinten und Jagdgewehre lagen. Als er sich dem Militärgefängnis näherte, wurden die verkniffenen, wettergegerbten Gesichter der wenigen Menschen, die er sah, immer unfreundlicher, und ihre Augen waren von einem ständigen, unveränderlichen Argwohn erfüllt.

Als Michael eine Felsnase umrundete, erhob sich vor ihm plötzlich die Haftanstalt. Die steinernen Wände waren dick, hoch und weitläufig, wie eine mittelalterliche Burg, die man auf dieses elende Fleckchen steinigen Bodens versetzt hatte. Er fragte sich kurz, ob die Steine von den Häftlingen selbst herbeigeschleppt worden waren und sie damit ihre eigenen Gräber hatten errichten müssen.

Er erhielt seinen Besucherausweis, fuhr durch das Haupttor und wurde dann zum Besucherparkplatz des Gefängnisses weitergeleitet. Dem Wachtposten am Eingang erklärte Michael den Grund für seinen Besuch.

»Sie stehen nicht auf der Besucherliste«, sagte der junge Soldat. Er musterte Michaels dunkelblauen Anzug und die intelligenten Gesichtszüge voller Verachtung. *Ein reicher, schnieker Klugscheißer aus der Stadt*, konnte Michael in den Augen des Mannes lesen.

»Ich habe mehrmals angerufen, konnte aber niemanden erreichen, der mir gesagt hätte, wie man auf die Liste gesetzt wird.«

»Das hängt vom Häftling ab. Ganz allgemein gesagt ... wenn er Sie sehen will, sehen Sie ihn. Wenn nicht, dann nicht.« Ein schiefes Grinsen legte sich auf sein Gesicht. »Das ist das einzige, was die Burschen zu sagen haben.«

»Wenn Sie ihm sagen, daß ein Anwalt ihn sprechen möchte, wird er mich bestimmt auf die Besucherliste setzen.«

»Sie sind sein Anwalt?«

»Ich habe im Augenblick mit einem Berufungsantrag von ihm zu tun«, sagte Michael ausweichend.

Der Wachtposten schaute in sein Hauptbuch. »Rufus Harms«, sagte er, offensichtlich verwirrt. »Der sitzt schon län-

ger hier, als ich lebe. Was für einen Berufungsantrag kann so einer wie der denn nach all dieser Zeit noch stellen?«

»Ich bin nicht befugt, darüber zu sprechen«, sagte Michael.
»Meine Arbeit fällt unter die Schweigepflicht und ist absolut vertraulich.«

»Weiß ich. Halten Sie mich für blöd?«

»Keineswegs.«

»Wenn ich Sie hereinlasse, und es stellt sich raus, ich hätte es nicht gedurft, macht man mir die Hölle heiß.«

»Nun ja, wie wär's, wenn Sie bei Ihrem Vorgesetzten nachfragen? Dann ist es nicht Ihre Entscheidung, und Sie kriegen keinen Ärger.«

Der Wachtposten griff nach seinem Telefon. »Das hatte ich sowieso vor«, sagte er in sehr unfreundlichem Tonfall.

Der Mann telefonierte ein paar Minuten lang und legte dann auf. »Es kommt jemand runter.«

Michael nickte.

»Woher kommen Sie?« fragte der Soldat.

»Aus Washington, D.C.«

»Wieviel verdient so einer wie Sie?« Ganz klar, welche Summe Michael jetzt auch nannte, sie wäre zu hoch gewesen.

Er sah, daß sich ein uniformierter Soldat näherte, und atmete tief ein. »Eigentlich nicht mal annähernd genug.«

Der junge Wachtposten stand schnell auf und bedachte seinen vorgesetzten Offizier mit einem militärischen Gruß. Der Offizier wandte sich Michael zu. »Bitte, kommen Sie mit, Mr. Fiske.« Der Mann war in den Fünfigern, schlank, hatte ein ruhiges, aber energisches Auftreten und kurzgeschnittenes graues Haar, das dazu beitrug, ihn auf den ersten Blick als Berufsoffizier einzustufen.

Michael folgte dem präzise ausschreitenden Mann über den Gang in ein kleines Büro. Dann erklärte er ihm fünf Minuten lang genau, was ihn hierhergeführt hatte, ohne irgendwelche bedeutenden Informationen preiszugeben. Das Juristen-

Fachchinesisch half Michael, um den heißen Brei zu reden.

»Wenn Sie Mr. Harms sagen, daß ich hier bin, wird er mich empfangen.«

Der Mann drehte einen Kugelschreiber zwischen den Fingern und hielt den Blick der toten Augen auf sein Gegenüber gerichtet. »Das ist ziemlich verwirrend. Rufus Harms hat vor kurzem Besuch von seinem Anwalt bekommen. Und das waren nicht Sie.«

»Ach ja? Hieß der Anwalt Samuel Rider?« Der Offizier antwortete nicht, doch das kurze Aufblitzen von Erstaunen auf seinem Gesicht ließ Michael innerlich lächeln. Seine Ahnung hatte sich als richtig erwiesen. Harms ehemaliger Militäranwalt hatte die beiliegende maschinengeschriebene Seite verfaßt. »Man kann mehr als nur einen Anwalt haben, Sir.«

»Nicht jemand wie Rufus Harms. Er hat in den letzten fünf- undzwanzig Jahren gar keinen Anwalt gehabt. Sicher, sein Bruder besucht ihn regelmäßig, aber dieses plötzliche Interesse an dem Mann verwirrt uns schon. Das können Sie sicher verstehen.«

Michael lächelte freundlich, doch seine nächsten Worte waren bestimmt. »Sie werden doch sicher das Recht eines Häftlings anerkennen, mit einem Anwalt zu sprechen.«

Der Offizier musterte ihn einen Moment, griff schließlich nach dem Telefon und sprach in den Hörer. Dann legte er wieder auf und schaute Michael wortlos an. Fünf Minuten verstrichen, dann klingelte das Telefon. Der Mann hob ab, lauschte kurz und nickte Michael dann zu. »Er will mit Ihnen sprechen«, erklärte er knapp.

KAPITEL 13

Als Rufus Harms auf der Schwelle des Besucherraums erschien und sein Blick auf den jungen Mann fiel, wirkte er verwirrt. Er schlurfte nach vorn. Michael erhob sich, um ihn zu begrüßen, doch ein barscher Ruf des Wächters hinter Rufus ließ ihn innehalten.

»Setzen Sie sich.«

Michael gehorchte umgehend.

Der Wächter ließ Rufus nicht aus den Augen, bis er Michael gegenüber Platz genommen hatte; dann erst musterte er den Anwalt. »Man hat Ihnen während der Leibesvisitation die Verhaltensregeln bei einem Besuch erläutert. Für den Fall, daß Sie einige vergessen haben, finden Sie die Regeln dort drüben deutlich lesbar angeschlagen.« Er zeigte auf ein großes Schild an der Wand. »Körperlicher Kontakt ist unter keinen Umständen erlaubt. Und Sie müssen die ganze Zeit sitzen bleiben. Haben Sie verstanden?«

»Ja. Müssen Sie in diesem Raum bleiben? Es gibt so etwas wie Vertraulichkeit zwischen Anwalt und Mandant. Und muß er angekettet bleiben?« sagte Michael.

»Das würden Sie nicht fragen, wenn Sie gesehen hätten, was er mit ein paar Leuten in diesem Raum gemacht hat. Sogar angekettet könnte er Ihnen in zwei Sekunden den dünnen, kleinen Hals brechen.« Der Wächter trat näher an Michael heran. »Vielleicht gibt es in anderen Gefängnissen mehr Privatsphäre, hier aber nicht. Hier sitzen nur die schlimmsten und gefährlichsten Typen ein, und wir haben eigene Regeln, nach denen das Leben hier läuft. Das ist ein außerplanmäßiger Besuch, also haben Sie zwanzig Minuten Zeit, bevor der große böse Wolf hier wieder Toiletten schrubben muß. Und wir haben heute ein paar wirklich schmutzige Scheißhäuser.«

»Dann wäre es schön, wenn Sie uns anfangen ließen«, sagte

Michael.

Der Wächter sagte nichts mehr und baute sich vor der Tür auf.

Als Michael Rufus anschaute, stellte er fest, daß der Blick des großen Mannes unverwandt auf ihm ruhte.

»Guten Morgen, Mr. Harms. Mein Name ist Michael Fiske.«

»Der Name sagt mir nichts.«

»Ich weiß, aber ich bin gekommen, um Ihnen einige Fragen zu stellen.«

»Sie haben gesagt, Sie seien mein Anwalt. Sie sind nicht mein Anwalt.«

»Das habe ich nicht behauptet. Die anderen sind nur davon ausgegangen. Ich habe nichts mit Mr. Rider zu schaffen.«

Rufus kniff die Augen zusammen. »Woher wissen Sie von Samuel?«

»Das spielt wirklich keine Rolle. Ich möchte Ihnen Fragen stellen, weil ich Ihre Verfügung zur Aktenanforderung erhalten habe.«

»Meine was?«

»Ihre Berufung.« Michael sprach leiser. »Ich arbeite beim Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten.«

Rufus' Mund klappte auf. »Verdammt noch mal, was haben Sie dann hier zu suchen?«

Michael räusperte sich nervös. »Ich weiß, das ist ziemlich unorthodox. Aber ich habe Ihren Berufungsantrag gelesen und wollte Ihnen ein paar Fragen darüber stellen. Sie erheben in Ihrem Antrag einige sehr gravierende Beschuldigungen gegen mehrere sehr bekannte Leute.« Als er in Rufus' verwunderte Augen sah, bedauerte Michael plötzlich, hierhergekommen zu sein. »Ich habe mir die Einzelheiten Ihres Falles angesehen, und einige Punkte kommen mir nicht ganz logisch vor. Deshalb wollte ich Ihnen ein paar Fragen stellen, und wenn alles geklärt ist, können wir Ihren Antrag bearbeiten.«

»Warum wird er nicht schon längst bearbeitet? Er liegt dem

verdamnten Gericht doch vor, oder?«

»Ja, aber er weist einige formale Mängel auf, die normalerweise dazu führen würden, daß er nicht angenommen wird. Ich könnte versuchen, Ihnen bei diesen Formfragen zu helfen. Aber ich möchte einen Skandal vermeiden. Sie müssen wissen, Mr. Harms, daß das Gericht jeden Tag buchstäblich Kisten voller Anträge von Häftlingen erhält. Anträge, die meist unbegründet sind.«

Rufus kniff die Augen zusammen. »Wollen Sie damit sagen, daß ich lüge? Wollen Sie das sagen? Dann verbringen Sie hier mal fünfundzwanzig Jahre für etwas, das nicht Ihre Schuld war. Und dann komme ich zu Ihnen und Sie erzählen mir, wie es Ihnen gefallen hat.«

»Ich sage ja nicht, daß Sie lügen. Ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß an Ihren Behauptungen etwas dran ist, glauben Sie mir, sonst wäre ich nicht gekommen.« Er schaute sich in dem unfreundlichen Raum um. Er war noch nie an einem solchen Ort gewesen, hatte noch nie einem Mann wie Rufus gegenübergesessen. Plötzlich kam er sich wie ein Erstkläßler vor, der aus dem Schulbus stieg und merkte, daß er irgendwie an der High School gelandet war.

»Haben Sie irgendeinen Ausweis dabei, der mir beweist, daß Sie wirklich der sind, für den Sie sich ausgeben? Ich bin seit etwa dreißig Jahren nicht mehr besonders vertrauensvoll.«

Assessoren am Obersten Gerichtshof bekamen keine Dienstaussweise. Man verlangte vom Sicherheitspersonal des Gerichts, daß es sie persönlich oder zumindest vom Sehen her kannte. Doch das Gericht veröffentlichte ein offizielles Verzeichnis mit den Namen und Fotos der Assessoren. Das sollte es den Wachen erleichtern, sich ihre Gesichter einzuprägen. Michael zog sein Exemplar aus der Tasche und zeigte es Rufus. Der Häftling studierte es genau, schaute zum Wächter hinüber und gab Michael dann das Verzeichnis zurück. »Haben Sie ein Radio in Ihrem Aktenkoffer?«

»Ein Radio?« Michael schüttelte den Kopf.

Rufus sprach noch leiser. »Dann summen Sie mal schön.«

»Was?« sagte Michael verwirrt. »Ich kann wirklich nicht ... ich meine, ich bin nicht sehr musikalisch.«

Rufus schüttelte ungeduldig den Kopf. »Haben Sie einen Kugelschreiber?«

Michael nickte stumm.

»Dann nehmen Sie ihn, und klopfen Sie damit auf den Tisch. Die andere Seite hat mittlerweile wahrscheinlich sowieso schon alles gehört, was sie wissen muß, aber dann haben wir noch ein paar Überraschungen für sie parat.«

Als Michael etwas sagen wollte, unterbrach Rufus ihn. »Keinen Mucks mehr. Klopfen Sie einfach, und hören Sie zu.«

Fiske tat wie geheißen. Der Wächter schaute hinüber, sagte aber nichts.

Rufus sprach so leise, daß Michael sich anstrengen mußte, ihn zu verstehen. »Sie hätten nicht hierherkommen sollen. Sie wissen nicht, was für ein Risiko ich eingehen mußte, um dieses Stück Papier hier herauszuschaffen. Wenn Sie es gelesen haben, wissen Sie warum. Den Leuten ist es doch scheißegal, wenn ein alter schwarzer Knacki umgebracht wird, der ein kleines weißes Mädchen erwürgt hat. Glauben Sie ja nicht, irgend jemand würde etwas darauf geben.«

Michael hielt mit dem Klopfen inne. »Das alles ist schon lange her. Es hat sich einiges geändert.«

Rufus grunzte leise. »Ach ja? Warum klopfen Sie nicht mal an die Särge von Martin Luther King oder Malcolm X und sagen ihnen das? Die Zeiten haben sich geändert, jawoll, mein Herr, jetzt ist alles in Ordnung. Amen.«

»So habe ich das nicht gemeint.«

»Wenn die Leute, über die ich in diesem Brief schreibe, schwarz wären, und ich wäre weiß ... und würde nicht hier sitzen ... wären Sie dann auch gekommen, um meine Geschichte zu überprüfen?«

Michael schaute zu Boden. Als er den Blick wieder hob, wirkte sein Ausdruck gequält. »Wahrscheinlich nicht.«

»Ganz bestimmt nicht! Fangen Sie wieder an zu klopfen und hören Sie nicht damit auf.«

Michael kam der Aufforderung nach. »Ob Sie's mir glauben oder nicht, ich will Ihnen helfen. Wenn das, was Sie in Ihrem Brief schildern, wirklich passiert ist, möchte ich dafür sorgen, daß der Gerechtigkeit Genüge getan wird.«

»Warum, zum Teufel, interessieren Sie sich für jemanden wie mich?«

»Weil mir an der Wahrheit liegt«, sagte Michael schlicht. »Glauben Sie mir, wenn Sie die Wahrheit sagen, werde ich alles tun, was in meiner Macht steht, um Sie hier herauszuholen.«

»So was läßt sich leicht sagen.«

»Mr. Harms, ich setze gern mein Gehirn und meine Fertigkeiten ein, um Menschen zu helfen, die nicht so viel Glück gehabt haben wie ich. Das halte ich für meine Pflicht.«

»Na ja, das ist wirklich nett von Ihnen, mein Sohn, aber tatsächlich Sie mir nicht den Kopf. Sonst beiße ich Ihnen vielleicht die Hand ab.«

Michael blinzelte verwirrt; dann endlich ging ihm ein Licht auf. »Tut mir leid, ich wollte nicht herablassend sein. Wenn Sie zu Unrecht verurteilt wurden, möchte ich Ihnen helfen, wieder freizukommen. Das ist alles.«

Rufus sagte einen Moment nichts, als wolle er sich ein Bild davon machen, ob der junge Mann seine Worte aufrichtig meinte. Als er sich schließlich wieder vorbeugte, wirkten seine Gesichtszüge ein bißchen weicher, doch er blieb mißtrauisch.

»Hier kann man nicht ungefährdet über solche Dinge sprechen.«

»Wo können wir uns sonst unterhalten?«

»Ich kenne keinen anderen Platz. Leute wie mich läßt man nicht auf Urlaub raus. Aber alles, was ich gesagt habe, ent-

spricht der Wahrheit.«

»Sie haben erwähnt, daß ein Bri...«

»Halten Sie den Mund!« sagte Rufus. Er schaute sich wieder um, und sein Blick blieb einen Augenblick lang auf dem großen Spiegel haften. »Lag er nicht dem Antrag bei?«

»Nein.«

»Na schön, Sie kennen meinen Anwalt. Sie haben seinen Namen schon genannt.«

Michael nickte. »Samuel Rider. Ich wollte mit ihm sprechen, aber er hat mich nicht zurückgerufen.«

»Klopfen Sie lauter.« Michael erhöhte die Taktzahl. Rufus sah sich noch einmal um und fuhr dann fort: »Ich sage ihm, daß er mit Ihnen sprechen soll. Er wird Ihnen alles erklären, was Sie wissen müssen.«

»Mr. Harms, warum haben Sie Ihren Antrag beim Obersten Gerichtshof eingereicht?«

»Es gibt keinen höheren, nicht wahr?«

»Nein.«

»Hab' ich mir gedacht. Wir bekommen Zeitungen hier, dürfen sogar ein wenig fernsehen und Radio hören. Ich habe diese Leute im Lauf der Jahre beobachtet. Hier drinnen denkt man viel über die Gerichte nach und so was. Die Gesichter ändern sich, aber die Richter können einfach alles tun. Alles, was sie wollen. Ich hab's gesehen. Das ganze Land hat es gesehen.«

»Aber aus rein formellen juristischen Gründen müssen Sie sich erst an niedrigere Gerichte wenden, bevor man Ihre Berufung am Obersten Gerichtshof annimmt. Beispielsweise ... Sie haben noch nicht mal das Urteil eines niedrigeren Gerichts, das Sie anfechten können. Ihr Antrag weist zahlreiche Fehler auf.«

Rufus schüttelte müde den Kopf. »Ich habe mein halbes Leben hier verbracht. So viel Zeit bleibt mir nicht mehr. Ich war nie verheiratet, ich werde nie Kinder haben. Und ich habe nicht vor, mich jahrelang mit Anwälten und Gerichten und so weiter herumzuschlagen. Ich will hier raus, und zwar so schnell wie

möglich. Ich will frei sein. Und diese hohen Richter können mich hier rausholen, wenn sie daran glauben, das Richtige zu tun. Und es ist das Richtige. Gehen Sie zurück, und sagen Sie ihnen das. Sie nennen sich Richter. Jetzt können Sie Recht sprechen und das Richtige tun.«

Michael blickte ihn neugierig an. »Gibt es wirklich keinen anderen Grund dafür, daß Sie sich sofort an den Obersten Gerichtshof gewandt haben?«

Rufus sah ihn verdutzt an. »Zum Beispiel?«

Michael stieß den Atem aus, den er angehalten hatte, ohne es zu merken. Es war durchaus möglich, daß Rufus nicht wußte, welche Ämter einige der Männer, die er in seinem Antrag erwähnt hatte, nun innehatten. »Schon gut.«

Rufus lehnte sich zurück und schaute Michael an. »Was halten die Richter davon? Die haben Sie doch hierhergeschickt, nicht wahr?«

Michael hörte mit dem Klopfen auf. »Ehrlich gesagt wissen sie gar nicht, daß ich hier bin«, sagte er nervös.

»Was?«

»Ich habe Ihren Berufungsantrag noch niemandem gezeigt, Mr. Harms. Ich ... ich wollte mich überzeugen ... na ja, daß alles seine Richtigkeit hat.«

»Nur Sie haben diesen Antrag gesehen?«

»Bis jetzt ja, aber wie ich schon sagte ...«

Rufus warf einen Blick auf Michaels Aktenkoffer. »Sie haben meinen Brief doch nicht mitgebracht, oder?«

Michael schaute ebenfalls zu dem Koffer. »Na ja, ich wollte Ihnen einige Fragen dazu stellen. Es ist nämlich so ...«

»Gott stehe uns bei«, sagte Rufus so laut, daß der Wächter unwillkürlich zusammenzuckte. »Hat man Ihren Aktenkoffer durchsucht, als Sie gekommen sind? Denn zwei von den Männern, die ich erwähnt habe, sind in diesem Gefängnis hier tätig. Der eine ist der Kommandant von diesem Knast.«

»Sie sind *hier*?« Michael erbleichte. Er hatte überprüft, ob

die Männer, die in der Berufung genannt wurden, in den siebziger Jahren in der Army gewesen waren. Von Zweien kannte er den derzeitigen Aufenthaltsort, doch er hatte sich nicht die Mühe gemacht, den Verbleib der anderen Männer zu ermitteln. Er erstarrte. Plötzlich war ihm bewußt geworden, daß er gerade einen möglicherweise tödlichen Fehler gemacht hatte.

»Haben die Ihre verdammte Tasche an sich genommen?«

»Nur ... nur ein paar Minuten. Aber ich habe die Dokumente in einem verschlossenen Umschlag aufbewahrt, und er ist immer noch verschlossen.«

»Sie haben uns beide auf dem Gewissen«, brüllte Rufus. Er explodierte wie ein heißer Geysir, sprang auf und warf den schweren Tisch um, als bestünde er aus Balsaholz. Michael sprang beiseite und rutschte ein Stück über den Boden. Der Wächter griff nach seiner Pfeife, pffiff laut und nahm Rufus dann von hinten in einen Würgegriff. Michael sah, wie der riesige Häftling trotz seiner Ketten den zwei Zentner schweren Wächter wie eine lästige Stechmücke abschüttelte.

Ein halbes Dutzend weitere Wächter stürmten knüppelschwingend in den Raum und warfen sich auf den Farbigen. Rufus schleuderte sie immer wieder zurück, wie ein Elch, der sich gegen ein Rudel Wölfe zur Wehr setzte, gut fünf Minuten lang, bis er schließlich doch überwältigt wurde. Sie zerrten ihn hinaus; zuerst schrie er, doch dann rammte ihm ein Wächter einen Schlagstock an die Kehle, und er verstummte.

Bevor Rufus zur Tür hinausgeschoben wurde, schaute er Michael noch einmal an, und in seinem Blick lagen Entsetzen und das Wissen, verraten worden zu sein.

Nach einem erschöpfenden Kampf, der sich noch im Gang fortsetzte, gelang es den Wächtern endlich, Rufus auf einem Rollbett festzuschnallen.

»Schafft ihn in die Krankenstation!« rief jemand. »Ich glaube, er hat einen Krampf!«

Trotz der Ketten und der dicken Lederriemen warf Rufus sich wie verrückt hin und her, so daß das ganze Bett umzukippen drohte. Er schrie, bis jemand ihm ein Stück Stoff in den Mund stopfte.

»Beeilung, verdammt noch mal«, sagte der Mann.

Die Gruppe stürmte durch die Doppeltür und in die Krankenstation.

»Gott im Himmel!« Der diensthabende Arzt zeigte auf eine Lücke zwischen zwei Betten. »Hierher, Leute!«

Sie schwangen das Bett herum und schoben es in den Zwischenraum. Als der Arzt zu seinem Patienten trat, traf ihn ein Bein des wild um sich tretenden Rufus fast in den Magen.

»Nehmt ihm das aus dem Mund«, sagte der Arzt und zeigte auf das Taschentuch, das man Rufus in den Rachen gestopft hatte. Das Gesicht des Häftlings war dunkelrot angelaufen.

Einer der Wächter betrachtete ihn vorsichtig. »Passen Sie lieber auf, Doc. Er ist völlig durchgedreht. Wenn er an Sie ran kommt ... Gott weiß, was dann passiert. Er hat schon drei meiner Männer verletzt. Verrückter Mistkerl.« Der Wächter sah Rufus drohend an. Als man dem Tobenden das Tuch aus dem Mund zog, füllten seine Schreie sofort wieder den Raum.

»Schließen Sie ihn an einen Monitor an«, sagte der Arzt zu einer der Schwestern. Ein paar Sekunden, nachdem es ihnen endlich gelungen war, die Sensoren an Rufus' Körper anzubringen, beobachtete der Arzt aufmerksam das unregelmäßige Ansteigen und Anfallen von Rufus' Blutdruck und Puls. Dann blickte er eine der Schwestern an. »Bringen Sie eine Infusion her.« Zu einer anderen Schwester sagte er: »Eine Ampulle Lidocain, bevor er einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall bekommt.«

Sowohl die Wächter als auch das medizinische Personal drängten sich um das Bett.

»Können Sie Ihre Männer nicht hier rausschaffen?« rief der Arzt einem der Wächter ins Ohr.

Der Mann schüttelte den Kopf. »Er ist stark wie ein Ochse. Er könnte glatt die Fesseln zerreißen. Wenn ihm das gelingt, und wir sind noch hier, könnte er jeden in diesem Raum binnen einer Minute mit bloßen Händen töten. Glauben Sie mir, er ist dazu imstande!«

Der Arzt warf einen Blick auf das tragbare Infusionsgestell, das mittlerweile neben dem Bett stand. Die andere Schwester kam mit der Ampulle Lidocain herbeigelaufen. Der Arzt nickte den Wächtern zu. »Sie müssen uns helfen, ihn festzuhalten. Wir brauchen eine gute Ader, um ihm die Infusion legen zu können, und wie es aussieht, werden wir nur einen Versuch haben.«

Die Männer rückten noch näher um Rufus zusammen und hielten ihn fest. Selbst mit ihrem vereinten Gewicht gelang es ihnen kaum.

Rufus starrte sie an, voller Wut und Entsetzen zugleich, so daß er kaum einen klaren Gedanken fassen konnte. Genau wie in der Nacht, in der Ruth Ann Mosley gestorben war. Sie rissen Rufus den Hemdsärmel auf, legten die sehnigen Unterarme mit den starken, deutlich hervortretenden Adern frei. Rufus schloß erneut die Augen.

Als er sie wieder öffnete, befand er sich nicht mehr in der Krankenstation von Fort Jackson. Er war wieder in der Arrestzelle in South Carolina, vor einem Vierteljahrhundert. Die Tür wurde aufgestoßen, und einige Männer stürmten herein, als gehöre ihnen dies alles, als gehöre Rufus ihnen. Rufus kannte sie alle vom Sehen – bis auf einen. Er hatte damit gerechnet, daß sie wieder die Schlagstöcke hervorholten, daß er wieder die brutalen Schläge an den Rippen, am Gesäß, an den Unterarmen zu spüren bekam. Das war zu einem Ritual geworden, das jeden Abend und jeden Morgen stattfand. Während Rufus die Schläge stumm erduldete, rief er sich einen Bibelspruch in Erinnerung, und sein Glaube ließ ihn die körperlichen Qualen leichter ertragen.

Dann hielt man ihm eine Pistole an den Kopf. Befahl ihm, sich auf den Boden zu knien und die Augen zu schließen. Und da passierte es. Rufus erinnerte sich an das Erstaunen, den Schock, den er verspürt hatte, als er zu der grinsenden, triumphierenden Gruppe hinaufstarrte. Das Lächeln war längst von ihren Zügen verschwunden, als Harms sich einige Minuten später erhob, die Männer abschüttelte, als wären sie gewichtslos, seine Zellentür aufbrach, den diensthabenden Wächter zur Seite stieß, aus dem Bau stürmte und Amok lief.

Rufus blinzelte und befand sich wieder in der Krankenstation, starrte die Gesichter an, die Körper, die ihn auf das Bett drückten. Er sah die Nadel, die sich seinem Unterarm näherte. Er schaute auf, als einziger in diesem Augenblick. Und da sah er die zweite Nadel, die im Infusionsbeutel steckte, und die Flüssigkeit aus der Injektionsspritze, die in die Lidocainlösung floß.

Vic Tremaine war seine Aufgabe ruhig und geschickt angegangen, als würde er keinen Mord begehen, sondern Blumen gießen. Er schaute sein Opfer nicht mal an. Rufus riß den Kopf herum und nach hinten und starrte auf die Injektionsnadel, die der Arzt hielt. Gleich würde sie seine Haut durchdringen, das Gift in seinen Körper strömen lassen, mit dem Tremaine ihn töten wollte. Sie hatten ihm schon sein halbes Leben genommen. Er würde nicht zulassen, daß sie ihm auch den Rest nahmen. Noch nicht.

Rufus wählte den Zeitpunkt, so gut und so genau er konnte.

»Scheiße!« rief der Arzt, als Rufus die Fesseln sprengte. Er riß die Arme zur Seite. Das Infusionsgestell krachte zusammen; der Beutel fiel zu Boden und platzte. Ein entsetzter Tremaine sprang zurück, um aus der Krankenstation zu flüchten.

Plötzlich spannte sich Rufus' Brust, und er bekam kaum noch Luft. Als der Arzt sich wieder gefaßt hatte, schaute er Rufus an. Der Häftling lag jetzt so ruhig da, daß Tremaine auf den Monitor blicken mußte, um sich davon zu überzeugen, daß er

noch lebte.

»So viele extreme Einwirkungen kann niemand durchstehen«, sagte Tremaine, während er die Lebenszeichen betrachtete, die auf ein gefährlich niedriges Niveau abgesunken waren. »Er könnte ins Koma fallen.« Tremaine wandte sich an eine Krankenschwester. »Fordern Sie einen Medi-Vac-Hubschrauber an.« Er schaute den ranghöchsten Wächter an. »Für eine derartige Situation sind wir hier nicht ausgerüstet. Wir stabilisieren seine Körperfunktionen und fliegen ihn dann ins Krankenhaus von Roanoke. Aber wir müssen uns beeilen. Sie möchten bestimmt, daß ein Wächter ihn begleitet.«

Der Mann rieb sein geprelltes Kinn und starrte auf den vollkommen ruhig liegenden Rufus. »Ich würde ein ganzes Dutzend Leute mitschicken, wenn ich sie nur in den verdammten Hubschrauber reinbekäme.«

KAPITEL 14

Von einem bewaffneten Wächter begleitet, ging Michael Fiske auf wackligen Beinen den Gang entlang. An dessen Ende wartete der uniformierte Offizier, dessen Fragen er zuvor beantwortet hatte. Michael sah, daß der Mann zwei Schriftstücke in die Höhe hielt.

»Mr. Fiske, als wir vorhin miteinander sprachen, habe ich mich nicht vorgestellt. Ich bin Colonel Frank Rayfield, der befehlshabende Offizier dieses Stützpunkts.«

Michael fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Frank Rayfield war einer der Männer, die Rufus in seinem Berufungsantrag aufgeführt hatte. Damals hatte der Name keine Bedeutung für Michael gehabt. Doch innerhalb dieses Gefängnisses konnte es bedeuten, daß er, Michael, sterben würde. Wer hätte sich schon vorstellen können, daß zwei der Männer, die Rufus in seinem Antrag praktisch des Mordes beschuldigte, ausgerechnet in diesem Stützpunkt stationiert waren? Doch wenn Michael nun darüber nachdachte ... hier war der ideale Platz für diese Männer, Rufus Harms genauestens unter Beobachtung zu halten.

Michael konzentrierte sich wieder auf Rayfield. Er fragte sich, wie man seine Leiche beseitigen würde. Wie früher als Kind, wünschte Michael sich plötzlich, sein großer Bruder würde erscheinen, um ihm zu helfen. Bedrückt beobachtete er, wie Rayfield ihm die Papiere gab und dem Wächter bedeutete, den Raum zu verlassen. Als Michael die Papiere an sich drückte, blickte Rayfield ihn entschuldigend an.

»Ich befürchte, meine Männer waren ein wenig übereifrig«, sagte er. »Normalerweise fotokopieren wir keine Dokumente, die sich in einem verschlossenen Umschlag befinden.« In Wirklichkeit hatte Rayfield den Umschlag selbst geöffnet und den Inhalt kopiert. Keiner seiner Leute hatte die Papiere gesehen.

Michael warf einen Blick auf die Unterlagen. »Das verstehe

ich nicht. Der Umschlag war doch noch verschlossen.«

»Das ist ein handelsüblicher Umschlag. Sie haben die Papiere einfach in einen neuen gesteckt und diesen dann zugeklebt.«

Michael verfluchte sich stumm, daß er nicht auf so einen offensichtlichen Trick gekommen war.

Rayfield kicherte leise.

»Was ist so komisch daran?« fragte Michael.

»Rufus Harms hat mich jetzt bereits das fünfte Mal in einer an den Haaren herbeigezogenen Klage benannt, Mr. Fiske. Was bleibt mir anderes übrig, als darüber zu lachen?«

»Wie bitte?«

»Er hat sich bislang noch nie an den Obersten Gerichtshof gewandt. Und Sie arbeiten dort, nicht wahr?«

»Diese Frage muß ich nicht beantworten.«

»Wie Sie möchten. Aber falls Sie dort arbeiten, ist Ihre Anwesenheit hier ein wenig ungewöhnlich.«

»Das ist meine Sache.«

»Und es ist *meine* Sache, dieses Gefängnis auf militärisch korrekte Art und Weise zu leiten«, erwiderte Rayfield scharf. Dann aber wurde seine Stimme wieder weicher. »Aber ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Harms ist gerissen. Sieht so aus, als hätte er diesmal seinen alten Militäranwalt überredet, ihm zu helfen. Na, Sam Rider hätte es besser wissen sollen.«

»Sie behaupten, Rufus Harms hat es sich zur Gewohnheit gemacht, unsinnige Klagen einzureichen?«

»Halten Sie das bei Häftlingen für so ungewöhnlich? Diese Leute haben einfach zuviel Zeit. Stellen Sie sich vorletztes Jahr hat Rufus den Präsidenten der Vereinigten Staaten, den Verteidigungsminister und mich beschuldigt, in eine Verschwörung verwickelt zu sein, bei der ihm ein Mord in die Schuhe geschoben werden sollte. Ein Mord, den er nachweislich begangen hat. Dafür gibt es mindestens ein halbes Dutzend Zeugen.«

»Wirklich?« Michael schaute skeptisch drein.

»Ja, wirklich. Die Klage wurde schließlich abgewiesen, aber

es hat die Regierung mehrere tausend Dollar an Anwaltszeit gekostet. Ich weiß, daß die Gerichte jedem offenstehen, Mr. Fiske. Aber eine falsche Anklage ist eine falsche Anklage, und ehrlich gesagt, ich bin diese Belästigungen allmählich leid.«

»Aber in seiner Petition hat er geschrieben ...«

»Ja, ich habe sie gelesen. Vor zwei Jahren hat er behauptet, er sei während einer Kampfhandlung Agent Orange ausgesetzt worden, und das hätte ihn zu dem Mord veranlaßt. Wissen Sie was? Rufus Harms wurde niemals Agent Orange ausgesetzt, denn er hat nie an einer Kampfhandlung teilgenommen. Er hat die meiste Zeit seiner zweijährigen Laufbahn bei der Army wegen Insubordination und anderer Vergehen im Bau verbracht. Es ist kein Geheimnis – überprüfen Sie es, wenn Sie wollen. Das heißt, falls Sie es nicht schon getan haben.« Er schaute Michael an, und der senkte den Blick. »Und jetzt nehmen Sie Ihren Papierkram, fahren nach Washington zurück und lassen alles seinen normalen Gang gehen. Die Klage wird abgewiesen, wie alle vorherigen auch. Ein paar Unschuldige wird man in gewaltige Verlegenheit bringen, aber so ist nun mal das amerikanische System. Deshalb habe ich wohl für dieses Land gekämpft: um alle seine Freiheiten zu erhalten. Auch, wenn sie mißbraucht werden.«

»Sie lassen mich einfach gehen?«

»Sie sind hier kein Häftling. Ich muß mich um eine Menge schwerer Jungs kümmern, unter anderem auch um den, der gerade drei meiner Wächter zu Brei geschlagen hat. Einer meiner Männer wird Ihnen einige Fragen stellen, die Sie beantworten müssen, und zwar darüber, was im Besucherraum passiert ist. Wir benötigen Ihre Antworten für unseren Bericht über diesen Zwischenfall.«

»Bedeutet das, die Sache wird zu den Akten genommen? Einschließlich meines Besuchs hier und so weiter?«

»Allerdings. Es war Ihre Entscheidung, hierherzukommen, nicht meine. Nun müssen Sie mit den Konsequenzen leben.«

»Ich weiß. Aber damit habe ich nicht gerechnet.«

»Tja, das Leben ist voller kleiner Überraschungen.«

»Hören Sie, müssen Sie wirklich alles in den Bericht aufnehmen?«

»Ihre Anwesenheit hier wurde sowieso zu den Akten genommen, Mr. Fiske, unabhängig davon, was im Besucherraum geschehen ist. Sie haben sich ins Besucherverzeichnis eingetragen und einen numerierten Besucherausweis erhalten.«

»Wahrscheinlich habe ich das alles nicht richtig durchdacht.«

»Wahrscheinlich nicht. Mit militärischen Angelegenheiten kennen Sie sich wohl nicht besonders gut aus?« Während Michael kläglich dreinblickte, dachte Rayfield kurz nach. »Nun ja, wir müssen auf jeden Fall einen Bericht schreiben. Aber wenn wir klarkommen, werde ich ihn vielleicht nicht offiziell ablegen. Vielleicht könnten wir Ihren Besuch hier im Gefängnis auch irgendwie ... löschen.«

Michael atmete auf. »Das könnten Sie hinkriegen?«

»Vielleicht. Sie sind Jurist. Wie wäre es mit einem quid pro quo?«

»Was meinen Sie?«

»Ich werfe den Bericht weg, und Sie werfen diese Klage weg.« Rayfield hielt inne und schaute den jungen Mann an. »Das würde der Regierung weitere Anwaltskosten ersparen. Gott segne das Recht eines jeden Bürgers, vor Gericht gehen zu können, aber das hier wird allmählich langweilig.«

Michael wandte den Blick ab. »Ich muß darüber nachdenken. Die Klage weist ohnehin formelle Mängel auf. Vielleicht haben Sie recht.«

»Ich *habe* recht. Ich bin nicht darauf aus, Ihre Karriere zu ruinieren. Und hoffentlich werde ich von diesem Fall nichts in der Zeitung lesen. Sonst kommt vielleicht doch heraus, daß Sie hier waren. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte.« Rayfield drehte sich auf dem Absatz um, marschierte davon und ließ einen sichtlich verzweifelten Michael Fiske zurück.

Rayfield ging direkt zu seinem Büro. Rufus' Argwohn war begründet gewesen: Auf der Unterseite des Tisches im Besucherraum war eine Abhöranlage installiert, die kaum auffiel, da sie wie die Holzmaserung gestrichen war. Rayfield hörte sich noch einmal das Gespräch zwischen Michael und Rufus an. Ein Teil war unverständlich, weil Michael mit dem Kugelschreiber auf die Tischplatte geklopft hatte, so wie das gesamte Gespräch, das Rufus mit Rider geführt hatte, vom Radio übertönt worden war. Aber Rayfield hatte genug gehört und gelesen; er wußte, daß sie jetzt möglicherweise ein großes Problem hatten. Und sein Gespräch mit diesem Fiske hatte das Dilemma nicht beendet, jedenfalls nicht auf Dauer.

Rayfield griff nach dem Telefon und machte einen Anruf. Kurz und prägnant berichtete er dem Teilnehmer am anderen Ende der Leitung, was passiert war.

»Verdammte Scheiße, das ist doch nicht zu fassen!«

»Ich weiß.«

»Und das alles ist heute passiert?«

»Rider war schon eher hier, das hab' ich dir ja bereits gesagt. Aber das alles hat sich heute zugetragen, das ist korrekt.«

»Verdammt noch mal, warum hast du ihn überhaupt mit Harms sprechen lassen?«

»Meinst du nicht, er wäre noch argwöhnischer geworden, wenn ich ihn daran gehindert hätte? Welche Wahl blieb mir denn, nachdem ich gelesen hatte, was Harms in seinem verdammten Brief an das Gericht geschrieben hat?«

»Du hättest dich vorher um den Mistkerl kümmern können. Du hattest fünfundzwanzig Jahre Zeit dafür, Frank.«

»Ja, so sah der Plan vor fünfundzwanzig Jahren aus – ihn zu töten«, konterte Rayfield gereizt. »Und was ist daraus geworden? Tremaine und ich haben unser halbes Leben damit verbracht, auf ihn aufzupassen.«

»Ihr zwei habt's ja nicht gerade kostenlos getan. Was hat euer kleiner Notgroschen euch bislang eingebracht? Eine Milli-

on? Jedenfalls reicht es für einen sehr schönen Ruhestand. Aber nicht, wenn das rauskommt. Für keinen von uns.«

»Es ist ja nicht so, daß ich nie versucht hätte, den Burschen umzubringen. Verdammt, erst heute noch wollte Tremaine ihn auf der Krankenstation erledigen, aber der Kerl scheint einen sechsten Sinn dafür zu haben. Wenn Rufus Harms mit dem Rücken zur Wand steht, ist er gefährlich wie eine Schlange. Und *alles* machen die Wächter auch nicht mit. Außerdem guckt man uns ständig über die Schulter ... unerwartete Inspektionen, die verdamnte Aufsichtsbehörde. Der Mistkerl will einfach nicht krepieren. Warum kommst du nicht mal her und versuchst es?«

»Schon gut, schon gut. Es ist sinnlos, darüber zu streiten. Bist du sicher, daß wir alle in dem Brief erwähnt werden? Wie ist das möglich? Er hat doch nicht mal gewußt, wer ich war.«

Rayfield zögerte nicht. Die Person, mit der er sprach, war in Rufus' Brief gar nicht erwähnt worden, aber das würde Rayfield dem Mann nicht auf die Nase binden. Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen. »Woher soll ich das wissen? Er hatte fünfundzwanzig Jahre Zeit, darüber nachzudenken.«

»Und wie ist der Brief rausgekommen?«

»Das verstehe ich allerdings auch nicht. Der Wächter hat sich den verdamnten Umschlag angesehen. Rufus' Testament war darin, mehr nicht.«

»Aber er hat das Schreiben irgendwie rausgekriegt.«

»Sam Rider ist in die Sache verwickelt. Das ist sicher. Er hatte ein Radio mitgebracht, und wegen der Musik konnte die Wanze, die wir installiert haben, nicht richtig arbeiten. Deshalb konnte ich nicht hören, was Harms und Rider gesprochen haben. Spätestens da hätte ich merken müssen, daß irgendwas im Busch ist.«

»Ich habe dem Typen nie vertraut. Hätte Rider damals nicht die geistige Unzurechnungsfähigkeit ins Spiel gebracht, wäre Harms jetzt schon lange tot. Dafür hätte die Army gesorgt.«

»Der zweite Brief, den wir in Fiskes Aktenkoffer gefunden haben, wurde mit der Maschine geschrieben. Unten standen keine Initialen ... du weißt schon, wie wenn eine Sekretärin den Brief getippt hat. Also hat Rider ihn wahrscheinlich selbst geschrieben. Übrigens handelte es sich in beiden Fällen um die Originale.«

»Verdammt, warum jetzt? Nach so langer Zeit?«

»Harms hat einen Brief von der Army bekommen. In der Klage, die er eingereicht hat, nimmt er darauf Bezug. Vielleicht hat das seinem Gedächtnis auf die Sprünge geholfen. Ich kann dir versichern – bis jetzt hat er sich nicht daran erinnert, was passiert ist. Oder er hat es fünfundzwanzig Jahre lang für sich behalten.«

»Warum sollte er? Und, verdammt noch mal, warum schickt die Army ihm nach so langer Zeit einen Brief?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Rayfield nervös. Doch in Wahrheit wußte er es. Der Grund dafür war in Rufus' Petition erwähnt worden. Aber er zog es vor, diese Karte erst einmal im Ärmel zu behalten.

»Und diesen geheimnisvollen Brief von der Army hast du natürlich nicht, oder?«

»Nein. Ich meine, noch nicht.«

»Er muß in seiner Zelle sein, auch wenn ich mir nicht vorstellen kann, wie er durchgerutscht ist.« Die Stimme klang wieder vorwurfsvoll.

»Manchmal glaube ich, der Bursche kann zaubern«, sagte Rayfield.

»Hat er noch anderen Besuch gehabt?«

»Nur von seinem Bruder, Josh Harms. Er kommt etwa alle vier Wochen.«

»Und was ist mit Rufus?«

»Sieht so aus, als hätte es ihn endlich erwischt. Schlaganfall oder Herzinfarkt. Selbst wenn er durchkommt, wird er nicht mehr der Alte sein.«

»Wo ist er jetzt?«

»Unterwegs zum Krankenhaus in Roanoke.«

»Verdammt noch mal, warum hast du ihn rausgelassen?«

»Der Arzt hat es angeordnet. Er ist verpflichtet, das Leben des Mannes zu retten, ob nun Häftling oder nicht. Hätte ich was anderes angeordnet, hätte es noch mehr Argwohn erregt, meinst du nicht auch?«

»Na ja, bleib am Ball und bete, daß sein Herz schlapp macht. Wenn nicht, sorg dafür.«

»Jetzt hör aber auf. Wer würde ihm schon glauben?«

»Du wärest überrascht. Was ist mit diesem Michael Fiske? Er ist der einzige außer Rider, der es weiß?«

»Ja. Jedenfalls gehe ich davon aus. Er ist hierhergekommen, um Harms' Geschichte zu überprüfen. Er hat es niemandem verraten. Zumindest hat er Harms das gesagt. Tja, da hatten wir noch mal Glück«, sagte Rayfield. »Ich habe einen ziemlichem Zirkus gemacht, daß Harms ein chronischer Stänkerer ist und ständig Anwälte vor die Gerichte schickt. Ich glaube, Fiske hat es mir abgekauft. Außerdem haben wir ein Druckmittel gegen ihn in der Hand. Er könnte gewaltigen Ärger bekommen, weil er überhaupt hergekommen ist. Ich glaube nicht, daß er den Berufungsantrag weitergibt.«

Die Stimme am anderen Ende der Leitung wurde um ein paar Dezibel lauter. »Bist du verrückt geworden? Fiske darf in der Sache gar keine Wahl haben!«

»Um Himmels willen, er ist Assessor am Obersten Gerichtshof. Ich habe gehört, wie er es Harms gesagt hat.«

»Das weiß ich. Verdammt, das weiß ich nur allzu gut. Aber ich werde dir genau sagen, was du tun wirst. Du wirst dich um Fiske und Rider kümmern. Und zwar pronto.«

Rayfield erbleichte. »Du willst, daß ich einen Assessor des Obersten Gerichtshofs und einen stadtbekannten Anwalt umbringe? Komm schon, sie haben keine Beweise. Sie können uns nichts anhaben.«

»Das weißt du nicht. Du weißt nicht, was in dem Brief von der Army stand. Du weißt nicht, was für neue Informationen Fiske oder Rider mittlerweile aufgetrieben hat. Und Rider arbeitet seit dreißig Jahren als Anwalt. Er wird nichts eingereicht haben, was er für belanglos hält, nicht beim Obersten Gericht. Und vielleicht hast du es noch nicht mitgekriegt, aber die Assessoren am Obersten Gericht sind alles andere als blöd. Fiske ist nicht den ganzen Weg bis zu euch gefahren, weil er Harms für verrückt hält. Nach allem, was du mir erzählt hast, wird in diesem Brief ja ziemlich genau beschrieben, was damals passiert ist.«

»Allerdings«, gestand Rayfield ein.

»Da hast du's. Aber das ist nicht das größte Loch in dieser Sache. Vergiß nicht, Harms ist *kein* Häftling, der ständig Anwälte in Marsch setzt. Er hat nie einen anderen Berufungsantrag gestellt. Wenn Fiske deine Behauptung überprüft, wird er herausfinden, daß du gelogen hast. Und Fiske *wird* es überprüfen, davon muß ich ausgehen. Und dann kommt alles raus.«

»Ich hatte ja kaum Zeit, mir irgend etwas einfallen zu lassen!« sagte Rayfield hitzig.

»Das behaupte ich ja auch gar nicht. Aber indem du gelogen hast, hast du Fiske praktisch mit Munition versorgt. Und wir haben noch ein Problem.«

»Und welches?«

»Alles, was Harms in seiner Berufung behauptet hat, scheint der Wahrheit zu entsprechen. Hast du das vergessen? Mit der Wahrheit ist es eine seltsame Sache. Man fängt hier und da zu graben an, und plötzlich stürzt das ganze Lügengebäude ein. Und weißt du, wo die Trümmer hinfallen werden? Willst du dieses Risiko wirklich eingehen? Denn wenn dieses Gebäude tatsächlich einstürzt, wirst du deinen Ruhestand an einem nicht besonders gemütlichen Ort verbringen. Und zwar in Fort Jackson. Aber diesmal auf der anderen Seite der Zellentür. Wie hört sich das an, Frank?«

Rayfield atmete müde aus und schaute auf seine Uhr. »Verdammt, Vietnam wäre mir tausendmal lieber als das jetzt.«

»Wir alle sind wohl ein bißchen zu bequem geworden. Na ja jetzt ist es an der Zeit, daß du dir dein Geld verdienst, Frank. Du und Tremaine, ihr müßt das erledigen. Und wenn ihr euch schon darum kümmert, denkt immer daran: Wir überleben das gemeinsam, oder wir gehen gemeinsam unter.«

Als eine halbe Stunde später die Befragung durch Rayfields Adjutanten beendet war, verließ Michael das Gefängnisgebäude und ging durch den leichten Regen zu seinem Wagen. Was für ein Trottel war er doch gewesen. Am liebsten hätte er die Berufungspapiere zerrissen, aber das würde er nicht tun. Vielleicht würde er sie in die Poststelle zurückschmuggeln. Rufus Harms tat ihm noch immer leid. Das Vierteljahrhundert in diesem Gefängnis hatte seinen Tribut gefordert.

Als Michael vom Parkplatz fuhr, konnte er nicht wissen, daß der Großteil seines Kühlerwassers in einen Eimer abgelassen und ganz in der Nähe im Wald ausgeschüttet worden war. Fünf Minuten später beobachtete er bestürzt den heißen Dampf, der unter der Motorhaube seines Wagens hervorquoll. Er stieg aus, öffnete vorsichtig die Haube und sprang dann zurück, als die Dampfwolke ihn für einen Augenblick umhüllte. Zornig fluchend, schaute er sich um: kein Wagen, kein Mensch waren zu sehen.

Michael dachte kurz nach. Er konnte zum Gefängnis zurückgehen, dort telefonieren und sich von einer Werkstatt einen Abschleppwagen schicken lassen. Wie aufs Stichwort wurde der Regen stärker.

Als Michael nach vorn schaute, hob sich seine Laune. Aus Richtung Gefängnis näherte sich ein Lieferwagen. Michael winkte heftig, um ihn anzuhalten. Dabei schaute er wieder zu seinem Wagen, aus dessen Motorraum noch immer Dampf quoll. Komisch – dabei hatte er ihn extra in die Werkstatt ge-

brachte, um ihn für diese Fahrt durchchecken zu lassen. Als Michael wieder zu dem Lieferwagen schaute, schlug sein Herz plötzlich schneller. Er blickte sich hastig um; dann wirbelte er herum und rannte los. Das Fahrzeug beschleunigte, überholte Michael kurz darauf und versperrte ihm den Weg. Er wollte gerade in den Wald laufen, als das Fenster heruntergekurbelt und eine Pistole auf ihn gerichtet wurde.

»Steigen Sie ein«, befahl Victor Tremain.

KAPITEL 15

Am Samstagnachmittag fuhr Sara Evans zu Michaels Wohnung und schaute sich die Wagen an, die am Straßenrand standen. Michaels Honda war nicht darunter. Er hatte sich am Freitag krankgemeldet, was noch nie vorgekommen war. Sara hatte bei ihm zu Hause angerufen, doch er war nicht ans Telefon gegangen. Sie stellte den Wagen ab, betrat das Haus und klopfte an die Tür zu seiner Wohnung. Niemand öffnete. Sara hatte keinen Schlüssel, also ging sie zur Rückseite des Hauses, stieg die Feuertreppe hinauf und schaute in das Fenster von Michaels kleiner Küche. Nichts. Sie versuchte, die Tür zu öffnen, doch sie war abgeschlossen.

Schließlich fuhr Sara zum Gericht zurück und machte sich zehnmals so große Sorgen wie zuvor. Michael war nicht krank, das wußte sie. Das alles hatte irgend etwas mit den Papieren zu tun, die sie in seinem Aktenkoffer gesehen hatte, da war sie ganz sicher. Sie betete stumm, die ganze Sache möge Michael nicht über den Kopf gewachsen sein. Daß ihm nichts passiert sei und daß er am Montag wieder zur Arbeit kommen würde.

Den Rest des Tages arbeitete Sara; dann ging sie ziemlich spät mit einigen anderen Assessoren zum Abendessen in ein Restaurant in der Nähe der Union Station. Ihre Kollegen wollten Fachsimpeleien führen, doch Sara lag nichts daran. Normalerweise war sie eine hingebungsvolle Anhängerin dieses Rituals, doch jetzt konnte sie sich einfach nicht auf die Gespräche konzentrieren. Irgendwann wäre sie am liebsten schreiend aus dem Lokal gelaufen, so sehr hatte sie die endlosen Strategie-spielchen satt, die Vorhersagen, die Auswahl der Fälle, die feinsten Nuancen, die hier zu Tode analysiert wurden: Rauchzeichen von Rauchsüchtigen.

Später an diesem Abend saß sie auf der hinteren Veranda ihres Hauses. Dann ging sie kurz entschlossen zu einer nächtli-

chen Segeltour auf ihr Boot. Sie blickte zum Himmel, malte sich im Geiste lustige Versionen der verschiedenen Sternbilder aus. Dann dachte sie an Michaels Heiratsantrag und die Gründe, weshalb sie ihn abgelehnt hatte.

Ihre Kollegen wären bestimmt erstaunt, daß Sara diesen Antrag ausgeschlagen hatte. Er ist doch eine hervorragende Partie, würden sie sagen. Ja, sie und Michael hätten ein wundervolles, dynamisches Leben geführt, und sie hätten davon ausgehen können, daß ihre Kinder hochintelligent, ehrgeizig und sportlich begabt sein würden. Sara hatte auf dem College in der Hockeymannschaft gespielt und sogar ein Stipendium dafür bekommen, doch Michael war der bessere Sportler von beiden.

Sara fragte sich, wie die Frau aussah, die Michael heiraten würde. Ob er überhaupt heiraten würde? Vielleicht veranlaßte ihre Ablehnung ihn, für den Rest seines Lebens Junggeselle zu bleiben. Sara konzentrierte sich wieder auf das Segeln und mußte lächeln. Sie nahm sich viel zu wichtig. In einem Jahr würde Michael bei einer berühmten Kanzlei arbeiten und einen phantastischen Job haben. Sie konnte von Glück sagen, wenn er sich in fünf Jahren überhaupt noch an sie erinnerte.

Als Sara wieder anlegte und die Segel einholte, hielt sie für einen Moment inne, um eine letzte Brise von dem Wind zu genießen, der übers Wasser strich. Dann ging sie zum Haus zurück. Eine gemächliche Fahrt von zwanzig Minuten in nördliche Richtung, und sie war in der mächtigsten Stadt auf Erden, bei ihrem Arbeitgeber, in einer Institution, in der sich einige der bedeutendsten Juristen ihrer Zeit versammelt hatten. Und doch wollte sie sich jetzt nur noch unter ihre Bettdecke kuscheln, das Licht ausschalten und so tun, als müsse sie nie wieder dorthin zurück.

Sara war ihr Leben lang ehrgeizig gewesen, verspürte plötzlich aber nicht mehr das geringste Bedürfnis, in ihrem Berufsleben noch irgend etwas Bedeutsames zu erreichen. Es war beinahe so, als hätte sie ihre gesamte Energie verbraucht, nur

um bis hierher zu gelangen. Heiraten und Mutter sein? wollte sie das? Sie hatte keine Geschwister und war ein ziemlich verzogenes Einzelkind gewesen. Sie war es nicht gehöhnt, von Kindern umgeben zu sein, doch irgend etwas zog sie in diese Richtung. Ein sehr starkes Gefühl. Sicher war sie sich trotzdem nicht. Aber sollte sie sich mittlerweile nicht endlich darüber im klaren sein?

Als sie ins Haus ging, sich auszog und ins Bett fallen ließ, erkannte sie, daß es eine ganz bestimmte Voraussetzung gab, eine Familie zu gründen: Man mußte jemanden finden, den man liebte. Sie hatte gerade eine Gelegenheit ausgeschlagen – das Angebot eines wirklich außergewöhnlichen Mannes –, genau das zu tun. Würde sie eine zweite Chance bekommen? Wollte sie in diesem Augenblick überhaupt einen Mann in ihrem Leben?

Trotzdem, manchmal bekam man nur eine Chance. Eine einzige im Leben. Das war Saras letzter Gedanke, bevor sie einschlief.

KAPITEL 16

Es war Montag, und John Fiske saß an seinem Schreibtisch und arbeitete einen Polizeibericht durch. Einer seiner Mandanten war schon wieder verhaftet worden. Mittlerweile kannte er sich mit solchen Unterlagen sehr gut aus. Er hatte den Bericht erst zur Hälfte gelesen und konnte bereits sagen, mit was für einem Handel der Bursche rechnen konnte. Tja, wenigstens war er in seinem Beruf ganz gut. Das freute ihn.

Das Klopfen an der Bürotür ließ ihn zusammenfahren. Seine rechte Hand glitt zur obersten Schreibtischschublade und zog sie auf. Darin lag ein Neun-Millimeter-Revolver, ein Überbleibsel aus seiner Zeit als Cop. Seine Mandanten waren nicht gerade die vertrauenswürdigsten Menschen auf der Welt. John vertrat sie zwar mit vollem Einsatz, war aber nicht so naiv, ihnen den Rücken zuzuwenden. Einige seiner Mandanten hatten schon betrunken oder im Drogenrausch vor seiner Tür gestanden und waren sauer auf ihn gewesen, weil er sie vermeintlich schlecht vertreten hatte. Daher stellte das Gefühl von hartem Stahl an der Handfläche eine beträchtliche Beruhigung für John dar.

»Kommen Sie rein, es ist nicht abgeschlossen.«

Der uniformierte Polizeibeamte, der den Raum betrat, ließ Fiske lächeln, und er schloß die Schreibtischschublade wieder. »He, Billy, wie geht's dir?«

»Mir ging es schon mal besser, John«, sagte Officer Billy Hawkins.

Als der Beamte näher kam und sich setzte, sah Fiske die mehrfarbigen Prellungen auf dem Gesicht seines Freundes. »Verdammt, was ist denn mit dir passiert?«

Hawkins berührte einen der blauen Flecke. »Gestern abend hat ein Bursche in einer Bar verrückt gespielt und mir ordentlich eins verpaßt. Aber deshalb bin ich nicht hier, John«, fügte

er schnell hinzu.

Fiske kannte Hawkins als gutmütigen Burschen, der sich vom ständigen Druck seines Jobs nicht unterkriegen ließ. Im Dienst war er stets zuverlässig und engagiert, im Privatleben locker und freundlich.

Hawkins sah Fiske nervös an.

»Mit Bonnie und den Kindern ist doch alles in Ordnung, oder?« fragte Fiske.

»Es geht nicht um *meine* Familie, John.«

»Ach?« Als Fiske in Hawkins' Augen sah, zog sein Magen sich zusammen.

»Verdammt, John, du weißt, wie sehr wir es verabscheuen, den nächsten Verwandten informieren zu müssen, selbst wenn wir ihn nicht kennen.«

Fiske stand langsam auf. Sein Mund war von einem Augenblick zum anderen völlig ausgetrocknet. »Den nächsten Verwandten? O Gott, es geht doch nicht um Mom? Oder um meinen Vater?«

»Nein, John, nicht um die beiden.«

»Verdammt, sag mir einfach, was du zu sagen hast, Billy.«

Hawkins fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Wir haben einen Anruf von der Polizei in Washington, D.C., bekommen«, sagte er dann schnell.

Für einen Moment schaute Fiske verwirrt drein. »Washington?« Noch während er es sagte, erstarrte er. »Mike?«

Hawkins nickte.

»War es ein Autounfall?«

»Kein Unfall.« Hawkins hielt kurz inne und räusperte sich. »Es war Mord, John. Sieht nach einem fehlgeschlagenen Raubüberfall aus. Sie haben seinen Wagen in einer Seitenstraße gefunden. In einem ziemlich üblen Stadtteil, habe ich mir sagen lassen.«

Fiske ließ die schreckliche Nachricht eine lange Minute in sich einsickern. Als Cop, aber nicht als Anwalt, hatte er die

Opfer vieler Morde gesehen und mit den Familienangehörigen gesprochen. Das hier war Neuland für ihn. »Du hast es meinem Dad noch nicht gesagt, oder?« fragte er ruhig.

Hawkins schüttelte den Kopf. »Ich dachte, das wolltest du selbst tun. Und auch mit deiner Mutter sprechen. Sie ist ja nicht ganz wohlauf.«

»Ich kümmere mich darum«, sagte Fiske.

Seine Gedanken wurden von Hawkins' nächsten Worten unterbrochen. »Der Detective, der die Ermittlung leitet, benötigt eine Identifizierung durch einen Angehörigen, John.«

Wie oft hatte Fiske als Polizist einem trauernden Vater dasselbe gesagt?

»Ich fahre hin.«

»Tut mir verdammt leid, John.«

»Ich weiß, Billy, ich weiß.«

Nachdem Hawkins gegangen war, ging Fiske zu dem Foto von ihm und seinem Bruder hinüber und nahm es vom Regal. Seine Hände zitterten. Was Hawkins ihm gerade gesagt hatte, war einfach nicht möglich. Er hatte zwei Schußwunden überlebt und fast einen Monat im Krankenhaus verbracht, und seine Mutter und sein kleiner Bruder hatten den größten Teil der Zeit bei ihm am Bett gewartet. Wenn John Fiske das überleben konnte, wenn er jetzt noch am Leben war ... wie konnte sein Bruder dann tot sein?

Er stellte das Foto wieder zurück. Er versuchte, seinen Mantel zu holen, doch seine Beine waren wie gelähmt. Er stand einfach nur da.

KAPITEL 17

Rufus Harms öffnete langsam die Augen. Das Zimmer war dunkel, schattig. Doch er war es gewöhnt, auch bei schwachem Licht etwas zu sehen, war im Lauf der Jahre gewissermaßen zu einem Experten darin geworden. Die Zeit im Gefängnis hatte auch sein Gehör dermaßen geschärft, daß er jetzt beinahe die Gedanken anderer hören konnte. Das waren Hauptbeschäftigungen im Gefängnis: lauschen und denken.

Langsam verlagerte Rufus sein Gewicht auf dem Krankenhausbett. Seine Arme und Beine waren noch gefesselt. Er wußte, daß vor der Zimmertür eine Wache stand. Rufus hatte sie schon mehrmals gesehen, wenn jemand sein Zimmer betreten oder verlassen hatte. Der Mann war kein Polizist; er trug Militärkleidung und war bewaffnet. Ein Soldat aus Fort Jackson oder ein Angehöriger der Reservetruppen, Harms wußte es nicht genau.

Er atmete ganz flach ein. Im Verlauf der letzten beiden Tage hatte Harms aufmerksam den Ärzten zugehört, die ihn untersucht hatten. Er hatte keinen Herzinfarkt gehabt, war aber anscheinend nur ganz knapp daran vorbeigeschlittert. Er konnte sich nicht mehr erinnern, wie die Ärzte es genannt hatten, doch sein Herzschlag war anscheinend so unregelmäßig gewesen, daß er eine Zeitlang auf der Intensivstation bleiben mußte.

Er dachte an seine letzte Stunde im Gefängnis zurück und fragte sich, ob Michael Fiske den Knast noch hatte verlassen können, bevor sie ihn getötet hatten. Es war die reinste Ironie, doch die Herzattacke hatte Rufus das Leben gerettet. Wenigstens war er nicht mehr in Fort Jackson. Für den Augenblick. Doch wenn sein Zustand sich besserte, würden sie ihn zurückschicken. Und dann würde er sterben. Wenn sie ihn nicht schon hier töteten.

In den nächsten zwei Stunden beobachtete er die Leute, die

kamen und gingen. Jedesmal, wenn seine Zimmertür sich öffnete, sah er zu der Wache draußen. Ein halbes Kind, das sich in seiner Uniform und mit der Waffe sehr wichtig vorkam. Zwei Wächter waren im Hubschrauber mit ihm hierhergefliegen, aber von denen befand sich jetzt keiner vor der Tür. Vielleicht machten sie Schichtdienst. Wann immer die Tür geöffnet wurde, nickte und lächelte die Wache der Person zu, die den Raum betrat oder verließ, besonders, wenn diese Person jung und weiblich war. Der Wachtposten warf gelegentlich einen Blick in sein Zimmer, und jedesmal sah Rufus zwei Empfindungen in den Augen des Mannes: Haß und Furcht. Das war gut. Das bedeutete, daß er eine Chance hatte. Beide Empfindungen konnten dazu führen, daß dem Posten unterlief, was Rufus dringend brauchte: ein Fehler.

Da man nur einen Posten für ihn abgestellt hatte, überlegte Rufus, ging man wahrscheinlich davon aus, daß er ziemlich außer Gefecht gesetzt war. Aber das war er nicht. Die Monitore mit ihren Zahlen und gezackten Linien sagten ihm nichts; für ihn waren sie Geier in Metallgehäusen, die darauf warteten, daß er schwächer wurde und sie endlich an ihn herankamen. Doch immer noch spürte er, daß seine Kraft zurückkehrte und wuchs. Er schloß und öffnete die Hände in Erwartung des Augenblicks, in dem er vielleicht unbehindert die Arme bewegen konnte.

Zwei Stunden später hörte er, wie die Tür nach innen schwang, und dann flammte das Licht auf. Die Krankenschwester trug ein metallenes Klemmbrett und lächelte ihm zu, als sie den Monitor überprüfte. Sie war Mitte Vierzig, schätzte er. Hübsch, mit einer vollen Figur. Als Rufus ihre breiten Hüften betrachtete, überlegte er, daß sie wohl mehrere Kinder auf die Welt gebracht hatte.

»Heute geht es Ihnen besser«, sagte die Schwester, als sie bemerkte, daß Rufus sie beobachtete.

»Tut mir leid, das zu hören.«

Sie schaute ihn verwundert an, mit offenem Mund. »Glauben Sie mir, viele Leute hier würden Gott weiß was dafür geben, eine solche Prognose zu hören.«

»Wo genau bin ich?«

»In Roanoke, Virginia.«

»Ich war noch nie in Roanoke.«

»Eine schöne Stadt.«

»Nicht so schön wie Sie«, sagte Rufus. Die Worte kamen ihm einfach über die Lippen, und er lächelte verlegen. Seit fast dreißig Jahren war er keiner Frau mehr so nahe gewesen. Die letzte Frau, die er leibhaftig gesehen hatte, war seine Mutter gewesen, wie sie an seiner Seite weinte, während sie ihn davonschleppten, damit er seine lebenslange Haftstrafe antrat. Sie war binnen einer Woche gestorben. Irgend etwas in ihrem Gehirn sei explodiert, hatte sein Bruder ihm erklärt. Doch Rufus wußte, daß seine Mutter an einem gebrochenen Herzen gestorben war.

Rufus kräuselte die Nase, als er den Geruch wahrnahm, der in einem Krankenhaus so fehl am Platze wirkte. Zuerst begriff Rufus nicht, daß er bloß den Duft der Krankenschwester roch, eine Mischung aus einem leichten Parfüm, Feuchtigkeitscreme und Frau. Verdammt. Was sonst noch hatte er vom wirklichen Leben vergessen? Bei diesem Gedanken bildete sich im Winkel seines rechten Auges eine Träne.

Die Schwester schaute zu ihm hinunter, die Stirn gerunzelt, eine Hand auf die Hüfte gelegt. »Man hat mir gesagt, ich solle in Ihrer Nähe vorsichtig sein.«

Er schaute sie an. »Ich würde Ihnen nie etwas tun, Ma'am.« Sein Tonfall war ernst und aufrichtig. Die Schwester sah die Träne in Rufus' Augenwinkel und wußte beim besten Willen nicht, was sie erwidern sollte.

»Können Sie nicht in dieses Diagramm eintragen, daß ich sterbe oder so?«

»Sind Sie verrückt? Das kann ich wirklich nicht. Wollen Sie

denn nicht, daß es Ihnen besser geht?«

»Sobald es mir besser geht, bringt man mich sofort wieder nach Fort Jackson zurück.«

»Kein angenehmer Ort, könnte ich mir vorstellen.«

»Ich sitze jetzt seit über zwanzig Jahren in derselben Zelle. Es tut sehr gut, zur Abwechslung mal etwas anderes zu sehen. In so einer Zelle gibt es nicht gerade viel zu tun. Man zählt hauptsächlich seine Herzschläge und starrt den Beton an.«

Sie schaute überrascht drein. »Zwanzig Jahre? Wie alt sind Sie denn?«

Rufus dachte kurz nach. »Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht genau. Jedenfalls bin ich noch keine Fünfzig.«

»Jetzt hören Sie aber auf. Sie wissen nicht, wie alt Sie sind?«

Er blickte sie unverwandt an. »Die einzigen Knackis, die einen Kalender führen, sind die, die eines Tages wieder rauskommen. Ich sitze eine lebenslange Strafe ab, Ma'am. Werde nie wieder rauskommen. Was spielt es da für eine Rolle, wie alt ich bin?« Er sagte es so nüchtern und sachlich, daß die Schwester unwillkürlich errötete.

»Oh.« Ihre Stimme zitterte. »Ich glaube, ich verstehe, was Sie meinen.«

Er verlagerte leicht sein Gewicht. Die Ketten schlugen gegen die Metallseiten des Bettes. Die Schwester wich zurück.

»Können Sie jemanden für mich anrufen, Ma'am?«

»Wen? Ihre Frau?«

»Ich habe keine Frau. Meinen Bruder. Er weiß nicht, wo ich bin. Ich möchte es ihm mitteilen.«

»Da muß ich zuerst mal die Wache fragen.«

Rufus sah an ihr vorbei. »Den kleinen weißen Jungen da draußen? Was hat der mit meinem Bruder zu tun? Der sieht doch so aus, als könnte er nicht mal allein pinkeln.«

Sie lachte. »Tja, er muß wirklich einen großen, alten Mann bewachen, was?«

»Mein Bruder heißt Joshua. Joshua Harms. Alle nennen ihn

Josh. Wenn Sie einen Kugelschreiber holen, gebe ich Ihnen seine Telefonnummer. Rufen Sie ihn einfach an und sagen Sie ihm, wo ich bin. Hier drinnen ist es ziemlich einsam. Er wohnt gar nicht mal so weit weg. Wer weiß, vielleicht kommt er mich sogar besuchen.«

»Hier drinnen ist es wirklich ziemlich einsam«, sagte die Schwester ein bißchen wehmütig. Sie schaute zu Rufus hinunter, betrachtete seinen großen, starken Körper, der völlig mit Schläuchen und Pflastern bedeckt war. Und die Ketten erregten besonders ihre Aufmerksamkeit.

Rufus bemerkte, daß die Schwester wie gebannt auf die Ketten starrte. Ketten an einem Menschen hatten normalerweise immer diese Wirkung; das hatte Rufus herausgefunden.

»Was haben Sie eigentlich getan? Weshalb sitzen Sie im Gefängnis?«

»Wie heißen Sie?«

»Wieso ...?«

»Ich möchte es nur gern wissen. Ich heiße Rufus. Rufus Harms.«

»Das weiß ich. Es steht auf Ihrem Diagramm.«

»Tja, ich habe kein Diagramm, auf dem Ihr Name steht.«

Sie zögerte kurz, schaute zur Tür und dann wieder zu ihm.

»Ich heiße Cassandra«, sagte sie.

»Ein wirklich schöner Name.« Sein Blick glitt über ihre Figur. »Er paßt zu Ihnen.«

»Danke. Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie getan haben?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Ich bin bloß neugierig.«

»Ich habe jemanden getötet. Vor langer Zeit.«

»Warum haben Sie es getan? Hat er versucht, Sie zu verletzen?«

»Man hat mir gar nichts getan.«

»Warum haben Sie ihn dann getötet?«

»Ich wußte nicht, was ich tat. Ich war nicht bei Verstand.«

»Wirklich?« Sie trat einen weiteren Schritt zurück. »Sagen das nicht alle?«

»Bei mir ist es zufällig die Wahrheit. Rufen Sie meinen Bruder an?«

»Weiß ich noch nicht. Vielleicht.«

»Wissen Sie was? Ich gebe Ihnen einfach die Nummer. Wenn Sie ihn nicht anrufen, dann eben nicht. Wenn doch, danke ich Ihnen sehr.«

Sie blickte ihn neugierig an. »Sie benehmen sich nicht wie ein Mörder.«

»Dann sollten Sie besonders vorsichtig sein. Die Burschen, die Süßholz raspeln, tun einem hinterher weh. Ich habe genug von der Sorte gesehen.«

»Dann sollte ich Ihnen also nicht vertrauen?«

Er erwiderte ihren Blick. »Das müssen Sie schon selbst entscheiden.«

Sie dachte kurz darüber nach. »Dann geben Sie mir mal die Nummer Ihres Bruders.«

Sie schrieb sie auf, steckte den Zettel in ihre Tasche und drehte sich zur Tür um.

»He, Miss Cassandra?« Sie schaute zu Rufus zurück. »Sie haben recht. Ich bin kein Mörder. Kommen Sie mal wieder vorbei, und wir unterhalten uns noch ein bißchen ... das heißt, wenn Sie wollen.« Er brachte ein schwaches Lächeln zustande und rasselte mit den Ketten. »Ich gehe nirgendwo hin.«

Die Schwester musterte ihn durchs Zimmer hinweg, und er glaubte, ein schwaches Lächeln um ihren Mund huschen zu sehen. Dann drehte sie sich um und ging zur Tür hinaus. Rufus reckte den Hals, um zu sehen, ob sie mit der Wache sprach, doch sie ging einfach an dem Mann vorbei. Rufus lehnte sich zurück und starrte an die Decke. Er atmete tief ein und nahm den letzten Hauch ihres Geruchs in sich auf. Kurz darauf legte sich ein Lächeln auf sein Gesicht. Und dann kamen schließlich die Tränen.

KAPITEL 18

Es war eine ungewöhnliche Versammlung aller Assessoren und Richter. Der Marshal des Obersten Gerichtshofs, Richard Perkins, und der Chef der Gerichtspolizei, Leo Dellasandro, waren ebenfalls anwesend und schauten mit steinernen Mienen um den großen Tisch im Raum herum. Elizabeth Knights Augen waren feucht; sie tupfte sie ständig mit einem Taschentuch ab.

Als Sara Evans die grimmigen Gesichter der Richter betrachtete, blieb ihr Blick auf Thomas Murphy haften. Murphy war klein und schwammig, hatte weißes Haar und buschige Brauen. Sein breites Gesicht wurde von mandelförmigen Wangenknochen geziert. Er bevorzugte noch immer dreiteilige Anzüge und trug große, protzige Manschettenknöpfe. Doch nicht sein Aufzug erregte Saras Aufmerksamkeit, vielmehr der Gesichtsausdruck überwältigender Trauer. Sie stellte rasch fest, wer sonst noch anwesend war; Michael Fiske war nicht darunter. Sie spürte, wie Blut in ihren Kopf schoß. Als Harold Ramsey sich vom Tisch erhob und das Wort ergriff, klang seine tiefe Stimme seltsam gedämpft; Sara konnte ihn kaum verstehen, wußte aber genau, was er sagte, als würde sie von seinen Lippen ablesen.

»Ich habe eine schlimme Nachricht. Eine schreckliche Nachricht. Ehrlich gesagt kann ich mich nicht erinnern, daß so etwas schon einmal vorgekommen ist.« Ramsey suchte den Raum mit Blicken ab, ballte vor Nervosität die Hände zu Fäusten, und sein großer Körper zitterte.

Er atmete tief ein. »Michael Fiske ist tot.«

Die Richter wußten es offensichtlich schon. Doch sämtlichen Mitarbeitern stockte gleichzeitig der Atem.

Ramsey wollte etwas sagen, hielt dann aber inne. Er deutete auf Leo Dellasandro, der nickte und vortrat, während der Oberste Richter sich auf seinen Stuhl fallen ließ.

Dellasantro war etwa eins fünfundsiebzig groß, hatte ein breites Gesicht, flache Wangen und eine Stumpfnase, und über seinem muskulösen Körperbau lag eine Fettschicht. Seine Haut besaß eine olivbraune Tönung, und er hatte drahtiges, schwarzes und graues Haar. Von seinen Poren strömte der Geruch von Zigarren aus. Man merkte ihm deutlich den Stolz an, mit dem er seine Uniform trug; seine Finger steckten im Gürtel des Halfters.

Der andere Uniformierte, der direkt hinter ihm stand, war Ron Klaus, sein Stellvertreter. Klaus war schlank und verbreitete eine professionelle Aura. Die pfeilschnell hin und her schießenden Blicke seiner blauen Augen ließen auf einen beweglichen Geist schließen. Klaus und Dellasantro waren die Wachhunde dieser Institution. Sie schienen stets gemeinsam aufzutreten. Wer hier bei diesem Gericht arbeitete, konnte sich den einen nicht ohne den anderen vorstellen.

»Es sind noch nicht allzu viele Einzelheiten bekannt, doch offensichtlich ist Michael einem Raubmord zum Opfer gefallen. Er wurde in seinem Wagen in einer Seitenstraße im Southeast gefunden, in der Nähe des Anacostia River.«

Ein nervös aussehender Assessor hob die Hand. »Steht fest, daß es ein Raubüberfall war? Es hatte nichts damit zu tun, daß Michael hier arbeitet?«

Sara blickte wütend zu dem Mann hinüber. So eine Frage wollte man wirklich nicht jetzt schon hören – fünf Sekunden nachdem man erfahren hatte, daß jemand, mit dem man zusammenarbeitete, der einem etwas bedeutete, tot war. Aber das bewirkte offenbar ein gewaltsamer Tod bei anderen Menschen: Instinktiv fürchteten sie um ihr eigenes Leben.

Dellasantro hob beruhigend die großen Hände. »Wir haben nichts gehört, das uns zu der Annahme verleiten könnte, daß Mr. Fiskes Tod auch nur das geringste mit dem Gericht zu tun hat. Doch als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme verstärken wir die Sicherheitsvorkehrungen hier, und sollte jemand etwas

Verdächtiges oder Außergewöhnliches bemerken, meldet er sich bitte bei mir oder Mr. Klaus. Zu gegebener Zeit werden wir Sie über alle zukünftigen Entwicklungen des Falles unterrichten.« Er schaute zu Ramsey hinüber, der den Kopf in den Händen hielt und keine Anstalten machte, sich zu erheben. Dellasandro stand unbeholfen da, bis Elizabeth Knight aufstand.

»Ich weiß, das ist ein schrecklicher Schock für uns alle. Michael zählte zu den beliebtesten Mitarbeitern, die je hier gearbeitet haben. Sein Tod bedrückt uns alle sehr, besonders jene, die ihm nahegestanden habe.« Sie hielt inne und blickte Sara kurz an. »Wenn jemand von Ihnen darüber sprechen möchte, Ihr Richter steht Ihnen zur Verfügung. Sie können aber auch bei mir vorbeischaun. Ich weiß nicht genau, wie wir weitermachen können, aber das Gericht muß Michaels Arbeit fortsetzen, trotz dieses schrecklichen ... schrecklichen ...« Elizabeth Knight verstummte wieder und hielt sich am Tisch fest, um nicht zusammenzubrechen. Dellasandro ergriff rasch ihren Arm, doch sie winkte ihn zurück.

Knight sammelte sich so weit, daß sie die Versammlung für beendet erklären konnte, und der Raum leerte sich rasch. Bis auf Sara Evans. Sie saß dort wie betäubt und starrte die Stelle an, an der Elizabeth Knight gestanden hatte. Tränen strömten ihr übers Gesicht. Michael war tot. Er hatte einen Berufungsantrag entwendet, sich über eine Woche lang sehr seltsam benommen, und nun war er tot. Ermordet.

Ein Raubmord, hieß es. Sara glaubte nicht, daß es so einfach war. Aber im Augenblick spielte das keine Rolle. Wichtig war nur, daß sie jemanden verloren hatte, der ihr sehr nahe stand. Jemanden, mit dem sie unter anderen Umständen vielleicht gern ihr Leben verbracht hätte. Sie legte den Kopf auf den Tisch und schluchzte hemmungslos.

Elizabeth Knight beobachtete sie von der Schwelle aus.

KAPITEL 19

Gut drei Stunden, nachdem Billy Hawkins ihn vom Tod seines Bruders unterrichtet hatte, schritt John Fiske durch die Gänge des Leichenschauhauses von Washington. Er folgte einem mit weißem Kittel bekleideten Mann, der sich um die Neuzugänge kümmerte. Fiske hatte dem Mann Papiere zeigen und ihm beweisen müssen, daß er tatsächlich Michael Fiskes Bruder war. Er war darauf vorbereitet gewesen und hatte Fotos mitgebracht, auf denen die Fiske-Brüder gemeinsam zu sehen waren. Er hatte versucht, seinen Vater zu erreichen, doch es war niemand ans Telefon gegangen. Fiske war bei ihm vorbeigefahren, aber der alte Herr war nicht zu Hause gewesen. Schließlich hatte John seinem Dad eine Nachricht dagelassen, ohne Einzelheiten zu nennen. Er mußte sich vergewissern, daß es wirklich sein Bruder war, und das konnte er nur an dem Ort, zu dem er nun unterwegs war.

Fiske war überrascht, als sie ein Büro betraten, und noch verduzt, als der Angestellte ein Polaroid-Foto aus einer Akte zog und es ihm hinhielt.

»Ich identifiziere kein Foto. Ich will die Leiche sehen.«

»Hier gehen wir anders vor, Sir. Wir sind gerade dabei, ein Videosystem zu installieren, so daß wir die Identifizierungen über Bildschirm vornehmen können, aber es ist noch nicht einsatzfähig. Bis dahin benutzen wir Polaroid-Aufnahmen.«

»Diesmal nicht.«

Der Mann schlug mit dem Foto auf seine Handfläche, als wolle er damit Fiskes Neugier erregen. »Die meisten Hinterbliebenen würden es vorziehen, ein Foto zu benutzen. Das ist sehr ungewöhnlich.«

»Ich bin nicht ›die meisten‹ und ungewöhnlich ist es, daß ein Bruder ermordet wird. Zumindest für mich.«

Angestellter griff nach dem Telefon und ordnete an, man solle

die Leiche zur Besichtigung vorbereiten. Dann öffnete er die Bürotür und bedeutete Fiske, ihm zu folgen. Nach ein paar Schritten betraten sie einen kleinen Raum, in dem ein Medizinerguch herrschte, der viel stärker war als der in einem Krankenhaus. In der Mitte des Raums stand eine Rollbahre. Unter dem weißen Laken konnte man einige Erhebungen ausmachen, die den Kopf, die Nase, die Schultern, Knie und Füße markierten. Als Fiske zu der Bahre ging, klammerte er sich an dieselbe irrationale Hoffnung, die jeder in seiner Lage hegen würde: daß die Person unter dem Laken nicht sein Bruder, daß seine Familie noch unversehrt war.

Als der Angestellte den Rand des Lakens ergriff, schob Fiske eine Hand um die Metallseite der Bahre und hielt sich daran fest. Als das Laken sich hob und den Kopf und Oberkörper des Verstorbenen entblöbte, schaute Fiske zur Decke, schloß dann die Augen und sprach ein stummes Gebet. Er atmete tief ein, hielt die Luft in den Lungen, öffnete die Augen wieder und sah dann hinab. Bevor er es richtig mitbekam, nickte er.

Er versuchte den Blick abzuwenden, konnte es aber nicht. Selbst ein Fremder hätte die Krümmung der Stirn, die Anordnung der Augen und des Mundes und die Linie des Kinns betrachten können und daraus geschlossen, daß die beiden Männer irgendwie verwandtschaftlich miteinander verbunden sein mußten.

»Das ist mein Bruder.«

Das Laken wurde wieder hinuntergesenkt, und der Angestellte gab Fiske ein Formular, das dieser unterschrieb. »Von den Gegenständen abgesehen, die die Polizei beschlagnahmt hat, werden wir Ihnen seine persönlichen Besitztümer übergeben.« Der Angestellte warf einen Blick auf die Bahre. »Wir hatten viel zu tun in dieser Woche und haben noch einen gewissen Rückstau an Leichen, müßten das Autopsie-Ergebnis aber ziemlich schnell bekommen. Der hier sieht sowieso ziemlich einfach aus.«

Auf Fiskes Gesicht flammte Zorn auf, verblaßte aber schnell wieder. Der Mann wurde nicht dafür bezahlt, taktvoll zu sein. »Hat man schon die Kugel gefunden, die ihn getötet hat?«

»Die Todesursache kann nur durch Autopsie bestimmt werden.«

»Erzählen Sie mir keinen Scheiß.« Der Angestellte schaute zutiefst erschrocken drein. »Ich habe die Austrittswunde an der linken Kopfseite gesehen. Haben Sie die Kugel gefunden?«

»Nein. Jedenfalls noch nicht.«

»Es soll ein Raubüberfall gewesen sein«, sagte Fiske. Der Angestellte nickte. »Er wurde in seinem Wagen gefunden?«

»Ja, die Brieftasche war weg. Wir mußten seine Identität über das Nummernschild ermitteln.«

»Warum haben die Täter nicht den Wagen gestohlen, wenn es ein Raubüberfall war? Carjacking ist doch jetzt groß in Mode. Man prügelt die Geheimzahl der Kreditkarte aus dem Opfer heraus, bringt es um, schnappt sich den Wagen, klappert ein paar Banken ab, sackt das Geld ein, stellt den Wagen irgendwo ab und nimmt sich den nächsten vor. Warum war es bei ihm nicht so?«

»Darüber weiß ich nichts.«

»Wer bearbeitet den Fall?«

»Die Sache ist in Washington passiert. Also dürfte die Mordkommission von Washington daran arbeiten.«

»Mein Bruder war Bundesangestellter. Am Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Vielleicht wird man auch das FBI hinzuziehen.«

»Auch darüber weiß ich nichts.«

»Ich hätte gern den Namen des Detectives der Mordkommission.«

Der Angestellte antwortete nicht, sondern trug ein paar Notizen in die Akte ein. Vielleicht hoffte er, daß Fiske einfach ging, wenn er sich in Schweigen hüllte.

»Ich hätte wirklich gern seinen Namen«, sagte John und trat

einen Schritt näher.

Schließlich seufzte der Angestellte, zog eine Visitenkarte aus der Akte und gab sie Fiske. »Buford Chandler. Er wird wahrscheinlich sowieso mit Ihnen sprechen wollen. Chandler ist ein tüchtiger Mann. Wahrscheinlich wird er den Kerl schnappen, der das getan hat.«

Fiske betrachtete die Karte kurz und steckte sie dann in die Manteltasche. Er richtete den Blick seiner klaren Augen auf den Mann. »O ja. Wer immer das getan hat, wir werden ihn kriegen.« Fiskes seltsamer Tonfall ließ den Angestellten von seiner Akte aufschauen. »Und jetzt wäre ich gern mit meinem Bruder allein.«

Der Angestellte schaute zu der Bahre hinüber. »Ja, sicher. Ich warte draußen. Sagen Sie mir einfach Bescheid, wenn Sie fertig sind.«

Nachdem der Mann gegangen war, zog Fiske einen Stuhl neben die Bahre und setzte sich. Er hatte noch keine Träne vergossen, seit er vom Tod seines Bruders erfahren hatte. Weil noch keine eindeutige Identifizierung vorgenommen worden war, sagte sich Fiske. Doch nun hatte er Mike identifiziert – und er konnte noch immer nicht weinen. Auf der Fahrt hierher hatte er sich dabei ertappt, daß er Nummernschilder von Autos zählte, die aus einem anderen Bundesstaat stammten, ein Spiel, das die beiden Brüder als Kinder oft gespielt hatten. Ein Spiel, das Mike Fiske normalerweise gewonnen hatte.

John hob die Seite des Lakens an und ergriff eine Hand seines Bruders. Sie war kalt, aber die Finger waren noch geschmeidig. John drückte sie sanft, schaute auf den Betonboden und schloß die Augen. Als er sie ein paar Minuten später wieder öffnete, hatten sich auf dem Betonboden nur zwei Tränen gesammelt. Rasch hob er den Blick und atmete tief aus. Es fühlte sich trotzdem gezwungen an, und er kam sich plötzlich unwürdig vor, hier zu sein.

Als Cop hatte er mit den Eltern zu vieler Kinder zusammen-

gesessen, die sich betrunken ans Steuer gesetzt und sich mit dem Wagen um einen Baum oder Telefonmast gewickelt hatten. John hatte versucht, die Eltern zu trösten, hatte ihnen sein Mitgefühl ausgesprochen, hatte sie sogar umarmt. Er hatte wirklich geglaubt, sich der Tiefe ihrer Verzweiflung genähert, ja, sie sogar berührt zu haben. Er hatte sich oft gefragt, was er fühlen würde, wenn ihm selbst so etwas zustieße. Jetzt wußte er, daß er diese Verzweiflung nicht empfand.

Er zwang sich, an seine Eltern zu denken. Wie sollte er seinem Vater beibringen, daß sein Goldjunge tot war? Und seiner Mutter? Wenigstens darauf gab es eine einfache Antwort: Er sollte und würde es ihr nicht sagen.

Fiske war katholisch erzogen worden, aber kein religiöser Mensch. Er beschloß, nicht mit Gott, sondern mit seinem Bruder zu sprechen. Er drückte Michaels Hand an seine Brust und sprach mit ihm über Dinge, die ihm leid taten, und darüber, wie sehr er ihn geliebt hatte, wie sehr er sich wünschte, er wäre nicht tot, für den Fall, daß der Geist seines Bruders noch zurückgeblieben war, im Raum hing, auf diese Mitteilung wartete, auf diesen stillen Ausbruch von Schuld und Reue des älteren Bruders. Dann verstummte Fiske und schloß wieder die Augen. Er konnte jeden kräftigen Schlag seines Herzens spüren, ein Geräusch, das ein wenig von der Ruhe des Körpers neben ihm in den Hintergrund gedrängt wurde.

Der Angestellte steckte den Kopf zur Tür hinein. »Mr. Fiske, wir müssen Ihren Bruder nach unten bringen. Sie waren jetzt eine halbe Stunde bei ihm.«

Fiske erhob sich und ging wortlos an dem Mann vorbei. Die Leiche seines Bruders würde nun an einen furchtbaren Ort gebracht werden, wo Fremde auf der Suche nach Hinweisen, wer Mike getötet hatte, seine sterblichen Überreste zerschneiden und zersägen würden. Als sie die Bahre davonrollten, trat Fiske wieder ins Sonnenlicht hinaus und ließ seinen kleinen Bruder zurück.

KAPITEL 20

»Bist du sicher, daß du deine Spuren verwischt hast?«

Rayfield nickte in den Hörer. »Jede Aufzeichnung von seinem Besuch wurde gelöscht. Ich habe bereits das gesamte Personal, das Fiske gesehen hat, zu anderen Anstalten versetzt. Selbst wenn jemand dahinterkommt, daß er bei uns war, wird niemand mehr hier sein und etwas verraten können.«

»Und niemand hat gesehen, wie du die Leiche beseitigt hast?«

»Vic hat seinen Wagen gefahren. Ich bin ihm gefolgt. Wir haben eine gute Stelle ausgesucht. Die Polizei wird es für einen Raubmord halten. Niemand hat uns gesehen. Und selbst wenn, in so einem Viertel ist man der Polizei gegenüber nicht besonders mitteilksam.«

»Ihr habt nichts im Wagen gelassen?«

»Wir haben sein Portemonnaie mitgehen lassen, um den Eindruck zu verstärken, daß es Raubüberfall gewesen ist. Seine Brieftasche haben wir ebenfalls mitgehen lassen. Und eine Straßenkarte. Sonst lag nichts im Wagen. Und natürlich haben wir den Kühler wieder aufgefüllt.«

»Und Harms?«

»Der ist noch im Krankenhaus. Sieht so aus, als würde er es schaffen.«

»Verdammt. Das ist wieder mal typisch für unser Glück.«

»Reg dich nicht auf. Wenn er zurückkommt, kümmern wir uns um ihn. Schwaches Herz und so weiter, da kann einem schnell etwas zustoßen.«

»Warte nicht zu lange. Im Krankenhaus kommst du nicht an ihn ran?«

»Zu gefährlich. Zu viele Leute in der Nähe.«

»Und du läßt ihn bewachen?«

»Er ist ans Bett gekettet, und rund um die Uhr steht eine Wa-

che vor der Tür. Morgen früh wird er entlassen. Morgen abend wird er tot sein. Vic arbeitet bereits an den Einzelheiten.«

»Und niemand könnte ihm helfen? Bist du ganz sicher?«

Rayfield lachte. »Verdammt, kein Aas weiß, daß er im Krankenhaus ist, geschweige denn, was wir mit ihm vorhaben. Er ist völlig allein.«

»Keine Fehler, Frank.«

»Ich rufe dich an, wenn er tot ist.«

Fiske saß im Wagen, stellte die Klimaanlage höher, was bei seinem vierzehn Jahre alten Ford lediglich bedeutete, daß die schwüle Luft langsam von links nach rechts geschoben wurde. Schweiß tropfte von seinem Gesicht und befleckte seinen Hemdkragen, und Fiske kurbelte zusätzlich die Seitenscheibe herunter und betrachtete das Gebäude. Von außen wirkte es völlig durchschnittlich, aber innen war es alles andere als das. Die Menschen in diesem Gebäude verbrachten ihre gesamte Zeit damit, nach Leuten zu suchen, die andere Leute umgebracht hatten. Und Fiske überlegte, ob er hineingehen und ihnen bei der Suche helfen oder nach Hause fahren sollte.

Er hatte die Leiche seines Bruders identifiziert und seine offizielle Pflicht als nächster Verwandter erfüllt. Er konnte zurückfahren, es seinem Vater sagen, die Vorkehrungen für die Beerdigung treffen, die letzten Angelegenheiten seines Bruders regeln, ihn begraben und dann mit seinem Leben weitermachen. Das, was alle anderen taten.

Statt dessen schob Fiske sich aus dem Wagen und in die schwüle Luft und betrat das Gebäude Indiana Avenue 300, in dem die Mordkommission von Washington untergebracht war. Nachdem er sich ausgewiesen hatte, erklärte ein uniformierter Beamter ihm den Weg, und schließlich blieb Fiske vor einem Schreibtisch stehen. Im Leichenschauhaus hatte er erneut versucht, seinen Vater anzurufen, doch sein alter Herr war noch immer nicht zu Hause gewesen. Niedergeschlagen befürchtete

er nun, sein Vater habe es irgendwie herausgefunden und sei nun auf dem Weg hierher.

Fiske warf einen Blick auf die Karte, die der Angestellte im Leichenschauhaus ihm gegeben hatte. »Detective Buford Chandler, bitte«, sagte er zu der jungen Frau hinter dem Schreibtisch.

»Und Sie sind?« Der scharfe Winkel ihres Halses und der hochmütige Tonfall lösten in Fiske sofort den Wunsch aus, sie in eine ihrer Schreibtischschubladen zu stopfen.

»John Fiske. Detective Chandler untersucht den ... den Mord an meinem Bruder. Sein Name war Michael Fiske.« Die Frau schaute ihn an, doch ihrem Gesicht war nicht zu entnehmen, daß der Name ihr irgend etwas sagte. »Er war Assessor am Obersten Gerichtshof«, fügte Fiske hinzu.

Sie schaute auf ein paar Papiere auf ihrem Schreibtisch. »Und jemand hat ihn ermordet?«

»Das hier ist doch die Mordkommission, oder?« Sie schaute ihn wieder an, und nun lag eindeutig Verärgerung in ihrem Blick. »Ja«, fuhr er fort, »jemand hat ihn ermordet ...« Er blickte auf das Namensschild auf ihrem Schreibtisch. »Miss Baxter.«

»Und was genau kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte gern Detective Chandler sprechen.«

»Erwartet er Sie?«

Fiske beugte sich vor. »Das nicht gerade«, sagte er leise, »aber ...«

»Dann ist er leider nicht da«, unterbrach sie ihn.

»Wenn Sie ihn anrufen, wird er ...« Als sie sich von ihm abwandte und auf ihrer Computertastatur zu tippen begann, hielt Fiske inne. »Hören Sie, ich muß wirklich mit Detective Chandler sprechen.«

Sie tippte weiter, während sie sprach. »Darf ich Ihnen die Lage hier erklären? Wir haben jede Menge Fälle und ziemlich wenig Detectives. Wir haben keine Zeit für jeden, der einfach

von der Straße hergelaufen kommt. Wir müssen Prioritäten setzen. Das verstehen Sie sicher.« Sie schaute wieder zum Computermonitor, und ihre Stimme verebbte.

Fiske beugte sich weiter vor, bis sein Gesicht nur noch ein paar Zentimeter von dem der Frau entfernt war. Als sie sich umdrehte, sah sie ihm direkt in die Augen. »Jetzt hören Sie mir mal zu. Ich bin von Richmond hierhergefahren, um die Leiche meines Bruders zu identifizieren, weil *Detective Chandler* mich darum gebeten hat. Ich habe dieser Bitte Folge geleistet. Mein Bruder ist tot. Und in diesem Augenblick schneidet der Gerichtsmediziner ein Y in seine Brust, damit er eins seiner inneren Organe nach dem anderen entfernen kann. Dann wird er eine Säge nehmen und einen intermastoiden Einschnitt an seinem Schädel vornehmen, ihm wie ein Stück Torte einen Keil entfernen, etwa hier.« Fiske vollzog mit dem Finger einen imaginären Schnitt an Miss Baxters Kopf und konnte nur mit Mühe dem Verlangen widerstehen, die Hand in das blonde, dauergewellte Haar der Frau zu krallen. »Dann wird er ihm das Gehirn herausnehmen und feststellen, welchen Weg die Kugel nahm, die ihn getötet hat, und vielleicht ein paar Splitter finden. Und ich dachte mir, in der Zwischenzeit schaue ich mal vorbei und unterhalte mich mit Detective Chandler darüber, wer ihn umgebracht haben könnte.«

»Aber das ist nicht Ihre Aufgabe, nicht wahr?« sagte sie kalt. »Wir haben schon genug Probleme, ohne daß sich Familienangehörige in polizeiliche Ermittlungen einmischen. Falls Detective Chandler Sie braucht, wird er sich bestimmt bei Ihnen melden.« Sie wandte sich wieder von ihm ab.

Fiske schloß die Finger um die Schreibtischkante, atmete tief ein und versuchte, nicht die Beherrschung zu verlieren. »Hören Sie, mir ist klar, wie viele Fälle Sie bearbeiten müssen, und Sie haben keine Ahnung, wer ich bin ...«

»Ich habe wirklich viel zu tun, Sir. Falls Sie ein Problem haben, wenden Sie sich bitte schriftlich an uns.«

»Ich will doch nur mit dem Mann sprechen!«

»Muß ich einen Beamten rufen, oder was?«

Fiske schlug mit der Hand auf den Schreibtisch. »Mein Bruder ist tot! Und ich wüßte es wirklich zu schätzen, wenn Sie diese beschissene Haltung aufgeben und wenigstens eine Spur von Mitgefühl zeigen würden. Und wenn Sie nicht zu Mitgefühl imstande sind, Lady, dann täuschen Sie es wenigstens vor!«

»Ich bin Buford Chandler.«

Sowohl Fiske als auch Baxter drehten sich um. Chandler war ein Schwarzer, Anfang Fünfzig, hatte lockiges weißes Haar, einen Schnurrbart von gleicher Farbe und einen großen, ziemlich untersetzten Körper, der eine gewisse Sportlichkeit aus seiner Jugend bewahrt hatte. Er trug ein leeres Schulterhalfter, und dort, wo sich der Griff der Waffe befunden hatte, war auf seinem Hemd ein kleiner Schmierölfleck zu sehen. Er musterte Fiske von oben bis unten durch eine Brille mit Trifokalgäsern.

»Ich bin John Fiske.«

»Das habe ich mitbekommen. Ich stand die ganze Zeit hier drüben und habe mir alles angehört.«

»Dann wissen Sie, was er zu mir gesagt hat, Detective Chandler?« sagte Baxter.

»Jedes Wort.«

»Und haben Sie nichts dazu zu sagen?«

»Doch, habe ich.«

Baxter schaute zu Fiske hinüber. Auf ihrem Gesicht lag ein zufriedener Ausdruck. »Und?«

»Ich glaube, dieser junge Mann hat Ihnen einen ziemlich guten Rat erteilt.« Chandler krümmte einen Finger und winkte Fiske zu sich. »Unterhalten wir uns.«

John folgte dem Detective durch einen Gang, in dem rege Betriebsamkeit herrschte, in ein kleines, hoffnungslos vollgestopftes Büro. »Setzen Sie sich.« Chandler wies auf den einzigen Stuhl im Raum, vom Stuhl hinter seinem Schreibtisch ein-

mal abgesehen. Er war mit Akten übersät. »Legen Sie den Papierkram einfach auf den Boden.« Chandler hob warnend einen Finger. »Aber passen Sie auf, daß Sie keine Beweise beschädigen. Wenn ich heutzutage rülpse, während ich mir eine Gewebeprobe anschau, kriege ich zu hören: ›Unzulässige Beweise! Lassen Sie meinen Mandanten, dieses Arschloch von Massenmörder, gefälligst frei.«

Während Chandler hinter seinem Schreibtisch Platz nahm, räumte Fiske vorsichtig die Akten beiseite.

»Ich möchte nicht hören, daß es Ihnen leid tut, was Sie zu Judy Baxter gesagt haben.«

»Das wollte ich auch nicht sagen.«

Chandler unterdrückte ein Lächeln. »Na schön, eins nach dem anderen. Das mit Ihrem Bruder tut mir leid.«

»Danke«, sagte Fiske gedämpft.

»Das haben Sie jetzt wahrscheinlich zum erstenmal gehört, seit Sie hier in der Stadt sind, was?«

»Ja, allerdings.«

»Sie waren also mal bei der Polizei?« versetzte Chandler bei-läufig und lächelte dann, als er Fiskes Erstaunen bemerkte. »Der Durchschnittsbürger weiß normalerweise nichts von Y-förmigen und intermastoiden Einschnitten. Wie Sie mit Miss Baxter gesprochen haben, sich sonst so halten und wie Sie gebaut sind, würde ich sagen, Sie waren früher Streifenpolizist.«

»Früher?«

»Wären Sie noch bei der Truppe, hätten die Kollegen aus Richmond es mir gesagt, als ich mit ihnen gesprochen habe. Außerdem kenne ich nur sehr wenige Polizeibeamte, die in der Freizeit Anzüge tragen.«

»Sie haben in allen Punkten recht. Ich bin froh, daß Sie diesem Fall zugeteilt wurden, Detective Chandler.«

»Diesem Fall und zweiundvierzig anderen aktiven Fällen. Budgetkürzungen und so weiter«, fuhr Chandler fort, als Fiske den Kopf schüttelte. »Ich habe nicht mal mehr einen Partner.«

»Das heißt mit anderen Worten ... erwarten Sie keine Wunder?«

»Ich werde mein Bestes tun, um den Mörder Ihres Bruders zu finden. Aber ich gebe Ihnen keine Garantie darauf.«

»Wie wäre es dann mit ein bißchen inoffizieller Hilfe?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich habe in Richmond gemeinsam mit den Detectives jede Menge Mordfälle bearbeitet. Viel gelernt, und vieles behalten. Vielleicht kann ich Ihr neuer Partner sein.«

»Offiziell ist das völlig unmöglich.«

»Offiziell ist mir das völlig klar.«

»Was machen Sie heute so?«

»Ich bin Strafverteidiger«, sagte Fiske. Chandler verdrehte die Augen. »Und ich bin stolz auf meine Arbeit, Detective Chandler.«

Chandler nickte über Fiskes Schulter hinweg zur Tür. »Machen Sie die bitte mal zu, ja?« Er sagte nichts mehr, bis Fiske seinem Wunsch entsprochen und wieder Platz genommen hatte.

»Wider besseren Wissens werde ich über Ihr Angebot nachdenken.«

Fiske schüttelte den Kopf. »Ich bin jetzt hier. Sie wissen so gut wie ich, daß die Spuren in einem Mordfall nach achtundvierzig Stunden kälter werden als die Antarktis.« Fiske befürchtete, den Mann damit gegen sich aufzubringen, doch Chandler blieb ruhig.

»Haben Sie eine Visitenkarte mit Ihrer Adresse?« fragte er schließlich.

Fiske schrieb seine Privatnummer auf die Rückseite der Karte und gab sie dem Detective. Im Gegenzug schob Chandler ihm eine Karte mit einer Reihe von Telefonnummern darauf hinüber. »Büro, Privatnummer, Pieper, Fax, Handy – falls ich es mal dabei habe, was aber so gut wie nie der Fall ist.«

Chandler öffnete eine Akte auf seinem Schreibtisch und stu-

dierte sie. Obwohl die Buchstaben für ihn auf dem Kopf standen, konnte Fiske auf dem Aufkleber den Namen seines Bruders lesen.

»Man hat mir gesagt, er sei im Rahmen eines Raubüberfalls getötet worden.«

»Darauf haben zumindest die ersten Ermittlungen hingedeutet.«

Fiske fiel die seltsame Ausdrucksweise auf. »Aber mittlerweile sind Sie anderer Ansicht?«

»Wie gesagt, das war nur unser Anfangsverdacht.« Er klappte die Akte zu und blickte Fiske an. »Die Fakten liegen in diesem Fall ganz einfach, zumindest, soweit wir sie bislang kennen. Ihr Bruder wurde in einer Seitenstraße in der Nähe des Anacostia River auf dem Fahrersitz seines Wagens gefunden, mit einer Eintrittswunde in der rechten Schläfe – der Schuß wurde aus nächster Nähe abgegeben – und einer Austrittswunde in der linken. Es scheint sich um ein ziemlich schweres Kaliber zu handeln. Wir haben die Kugel nicht gefunden, suchen aber noch danach. Vielleicht hat der Mörder sie gefunden und mitgenommen, damit wir keine ballistische Untersuchung durchführen können, falls wir je eine Waffe finden, die wir zu einem Vergleich heranziehen könnten.«

»Man muß schon ziemlich kaltblütig sein, um auf der Straße nach einer Kugel zu suchen, während ein paar Meter entfernt 'ne Leiche hockt.«

»Da gebe ich Ihnen recht. Aber, wie gesagt, vielleicht finden wir die Kugel ja noch.«

»Und seine Brieftasche fehlt?«

»Drücken wir es mal so aus: Wir haben keine gefunden. Hat er normalerweise eine bei sich getragen?«

Fiske wandte kurz den Blick ab. »Wir haben uns in den letzten Jahren nicht oft gesehen, aber ich denke schon, daß Sie davon ausgehen können. Also haben Sie die Brieftasche auch nicht in seiner Wohnung gefunden?«

»Immer mit der Ruhe, John. Die Leiche Ihres Bruders wurde erst gestern entdeckt.« Chandler öffnete sein Notizbuch und griff nach einem Kugelschreiber. »In der Gasse, in der er gefunden wurde, halten sich unter anderem ziemlich viele Drogensüchtige auf. Hat er Ihres Wissens Drogen genommen? Gelegentlich oder regelmäßig?«

»Nein. Er hat keine Drogen genommen.«

»Aber Sie können sich da nicht ganz sicher sein, oder? Sie haben gerade gesagt, sie beide hätten sich nicht so oft gesehen, nicht wahr?«

»Mein Bruder hat sich bei allem, was er tat, die höchsten Ziele gesetzt und diese Ziele dann übertroffen. Drogen passen nicht in diese Gleichung.«

»Haben Sie eine Ahnung, was er in dieser Gegend zu suchen hatte?«

»Nein, aber er könnte irgendwo anders entführt und dann dorthin gefahren worden sein.«

»Kennen Sie jemanden, der ihn tot sehen wollte?«

»Mir fällt niemand ein.«

»Keine Feinde? Eifersüchtige Liebhaber? Geldprobleme?«

»Nein. Aber auch in dieser Hinsicht bin ich wahrscheinlich nicht Ihre beste Quelle. Haben Sie schon eine vorläufige Todeszeit?«

»Noch keine genaue. Ich warte auf den offiziellen Bericht. Warum?«

»Ich komme gerade aus dem Leichenschauhaus. Ich habe die Hand meines Bruders berührt. Sie war weich, geschmeidig. Die Totenstarre ist schon lange vorbei. In welchem Zustand war die Leiche, als man sie gestern abend fand?«

»Sagen wir einfach, sie hat sich schon eine Weile dort befunden.«

»Das ist ungewöhnlich. Ihren Worten kann ich entnehmen, daß man ihn nicht gerade in einer einsamen Gegend entdeckt hat.«

»Das stimmt schon, aber in diesem Viertel sind Leichen in Seitenstraßen nicht besonders ungewöhnlich. Andererseits sind neunundneunzig Prozent der Opfer von Gewaltverbrechen in dieser Gegend Schwarze, was ganz einfach daran liegt, daß Weiße sich dort kaum sehen lassen.«

»Dann hätte mein Bruder doch auffallen müssen. Was ist mit Abbuchungen an Geldautomaten? Kreditkartenkäufen?«

»Das überprüfen wir noch. Wann haben Sie zum letzten mit Ihrem Bruder gesprochen?«

»Er hat mich vor über einer Woche angerufen.«

»Worum ging es?«

»Ich war nicht da. Er hat eine Nachricht hinterlassen. Er brauchte bei irgendeiner Sache meinen Rat.«

»Haben Sie ihn zurückgerufen?«

»Erst vor kurzem.«

»Warum haben Sie so lange gewartet?«

»Das stand auf meiner Liste ziemlich weit unten.«

»Ach was?« Chandler drehte den Kuli zwischen den Fingern.

»Sagen Sie mal, konnten Sie Ihren Bruder gut leiden?«

Fiske schaute ihn geradewegs an. »Jemand hat meinen Bruder ermordet. Ich will den Täter fassen. Und mehr werde ich nicht dazu sagen.«

Der Ausdruck in Fiskes Augen veranlaßte Chandler, das Thema zu wechseln. »Vielleicht wollte er über ein berufliches Problem mit Ihnen sprechen? Verstehen Sie mich nicht falsch, aber der Beruf Ihres Bruders macht diesen Fall so ... ungewöhnlich.«

»Sie meinen, der Mord hat etwas mit dem Obersten Gerichtshof zu tun?«

»Es ist ziemlich weit hergeholt, aber nach dem, was Sie mir gerade über diesen Anruf erzählt haben, vielleicht nicht mehr ganz so weit wie gerade eben noch.«

»Ich bezweifle, daß er einen roten Heller um meine Meinung zum neuesten Abtreibungsfall gegeben hätte.«

»Was dann? Wie man Frauen aufreißt?«

»Sie haben wohl kein Foto von ihm gesehen. Dabei hat er nie Hilfe benötigt.«

»Ich habe ein Foto von ihm gesehen, aber die Toten sind nicht besonders fotogen. Aber er hat gesagt, er brauchte einen Rat. Vielleicht tatsächlich in einer juristischen Sache.«

»Tja, Sie können jederzeit zum Gericht fahren und herausfinden, ob da ein paar Verschwörungen im Gange sind.«

»Wir müssen vorsichtig vorgehen.«

»*Wir?*«

»Ihr Bruder hat dort bestimmt persönliche Besitztümer aufbewahrt, und es ist keineswegs ungewöhnlich, daß ein naher Verwandter seine Arbeitsstelle aufsucht. Ich nehme an, Sie waren schon mal dort?«

»Einmal, als Mike dort anfang. Mein Dad und ich.«

»Und Ihre Mutter?«

»Alzheimer.«

»Oh. Tut mir leid.«

»Sonst noch irgendwelche Entwicklungen?«

Als Antwort stand Chandler auf, nahm seine Jacke von einem Haken an der Tür und zog sie an. »Ich möchte mir mit Ihnen den Wagen Ihres Bruders ansehen.«

»Und danach?«

Chandler warf einen Blick auf seine Uhr. Dann sah er wieder auf und lächelte. »Danach haben wir gerade noch genug Zeit, um zum Gericht zu fahren, Herr Anwalt.«

KAPITEL 21

Rufus beobachtete, wie die Tür langsam geöffnet wurde. Er bereitete sich schon auf den Anblick von Männern in grünen Drillichanzügen vor, die über ihn herfallen würden, doch seine Anspannung wich, als er sah, wer es tatsächlich war.

»Ist es wieder an der Zeit, nach mir zu sehen?«

Cassandra trat neben das Bett. »Ist das nicht die lebenslange Pflicht der Frauen? Nach den Männern zu sehen?« Ihre Worte klangen heiter, ihr Tonfall war es nicht. Sie betrachtete die Monitore, trug etwas in ihre Diagramme ein und sah dabei verstohlen zu ihm hinüber.

»Es fühlt sich gut an. Ich bin das nicht gewohnt.« Er achtete darauf, nicht mit den Ketten zu rasseln, als er sich ein wenig aufsetzte.

»Ich habe Ihren Bruder angerufen.«

Rufus' Miene wurde ernst. »Wirklich? Was hat er gesagt?«

»Daß er Sie besuchen wird.«

»Hat er gesagt, wann?«

»Eher früher als später. Tatsächlich schon heute.«

»Was alles haben Sie ihm gesagt?«

»Daß Sie krank sind, sich aber schnell erholen.«

»Hat er sonst noch was gesagt?«

»Er ist kein Mann vieler Worte«, versetzte Cassandra.

»Typisch für Josh.«

»Ist er so groß wie Sie?«

»Nee. Er ist ein ziemlich kleiner Bursche. Eins neunzig oder so, knapp zwei Zentner.«

Cassandra schüttelte den Kopf und drehte sich wieder zur Tür um.

»Haben Sie keine Zeit, sich zu setzen und sich ein bißchen mit mir zu unterhalten?«

»Eigentlich habe ich gerade Pause. Ich habe nur mal reinge-

schaute, um Ihnen das mit Ihrem Bruder zu sagen. Ich muß jetzt gehen.« Sie klang ein wenig unfreundlich.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Selbst wenn nicht alles in Ordnung wäre, könnten Sie nichts daran ändern.« Ihre Stimme wirkte nun nervös und rauh.

Rufus betrachtete sie einen Augenblick lang. »Gibt es hier irgendwo eine Bibel?«

Erstaunt wandte sie sich wieder um. »Warum?«

»Ich lese jeden Tag in der Bibel. Schon so lange, wie ich denken kann.«

Sie schaute zum Tisch neben dem Bett, ging hinüber und nahm eine Bibel hervor. »Ich kann sie Ihnen nicht geben. Ich darf Ihnen nicht so nahe kommen. Die Leute aus dem Gefängnis haben sich in dieser Hinsicht sehr, sehr klar ausgedrückt.«

»Sie müssen mir die Bibel auch nicht geben. Wenn Sie möchten, könnten Sie mir etwas vorlesen.«

»Ihnen vorlesen?«

»Sie müssen es nicht«, sagte er schnell. »Vielleicht interessieren Sie sich ja gar nicht dafür. Sie wissen schon, für die Bibel und die Kirche.«

Sie schaute zu ihm hinunter, die eine Hand auf die Hüfte gelegt, die andere um die grüne Bibel geschlossen. »Ich singe im Kirchenchor. Mein Mann – Gott sei seiner Seele gnädig – war Laienprediger.«

»Das ist wirklich schön, Cassandra. Und Ihre Kinder?«

»Woher wissen Sie, daß ich Kinder habe? Weil ich nicht mager bin?«

Er schüttelte den Kopf.

»Woher dann?«

»Sie sehen aus, als würden Sie kleine Kinder lieben.«

Seine Worte erstaunten sie, und sofort brach ein Lächeln durch die Wolken über ihrem Gesicht. »Ich muß wirklich vor Ihnen auf der Hut sein.« Sie bemerkte, daß er die Bibel betrachtete, als sei er durstig und brauche etwas zu trinken – und

sie hielt das frischeste, kühlfte Glas Wasser in der Hand, das es auf dem Antlitz der Erde je gegeben hatte.

»Was soll ich Ihnen vorlesen?«

»Psalm einhundertdrei.«

Cassandra überlegte kurz, zog dann einen Stuhl heran und setzte sich.

Rufus legte sich aufs Bett zurück. »Danke, Cassandra.«

Während sie las, schaute sie in seine Richtung. Die Augen hatte sie geschlossen. Sie las noch ein paar Worte, schaute dann auf, stellte fest, daß seine Lippen sich bewegten, und hielt inne. Sie las den nächsten Satz, prägte ihn sich schnell ein und las ihn vor, während sie ihn beobachtete. Rufus bildete mit den Lippen stumm jedes Wort, während sie es gerade sprach. Cassandra hielt inne, doch Rufus flüsterte bis zum Ende des Satzes weiter. Als sie nicht fortfuhr, schlug er die Augen auf. »Sie kennen den Psalm auswendig?« fragte sie.

»Ich kenne den Großteil der Bibel auswendig. Alle Psalmen und Sprüche.«

»Das ist ziemlich beeindruckend.«

»Ich hatte viel Zeit, daran zu arbeiten.«

»Weshalb wollten Sie, daß ich Ihnen den Psalm vorlese, wenn Sie ihn schon kennen?«

»Sie sehen so aus, als hätten Sie ein bißchen Kummer. Ich dachte, es könnte Ihnen helfen, die Heilige Schrift zu zitieren.«

»Mir helfen?« Cassandra blickte wieder auf die Seite und las laut vor: »... der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit.« Die Arbeit war deprimierend. Ihre Kinder, Teenager, gerieten jeden Tag mehr außer Kontrolle. Sie hatte die Vierzig überschritten, zwanzig Kilo Übergewicht, und es war kein geeigneter Mann in Sicht. Und während sie nun diesen Gefangenen sah, diesen angeketteten Mörder, der im Gefängnis sterben würde, wäre sie angesichts seiner Freundlichkeit, seiner unverlangten Rücksicht-

nahme auf ihre Notlage am liebsten in Tränen ausgebrochen.

Psalm einhundertdrei hatte einen ganz besonderen Reiz für Rufus, vor allem eine Zeile. Er sprach sie leise vor sich hin: »Der Herr schafft Gerechtigkeit und Gericht allen, die Unrecht leiden.«

»Ist er das?« fragte Chandler, als sie sich dem silbernen Honda näherten, einem 87er-Modell, der auf dem Polizeiparkplatz abgestellt war.

Fiske nickte. »Wir haben ihn Mike zum Collegeabschluß geschenkt. Wir haben alle zusammengeworfen, meine Eltern und ich.«

»Ich habe fünf Brüder. So was haben sie nie für mich getan.«

Chandler schloß die Fahrertür auf und trat zurück, damit Fiske ins Innere des Wagens schauen konnte.

»Wo haben Sie die Wagenschlüssel gefunden?«

»Auf dem Vordersitz.«

»Und haben Sie noch andere persönliche Gegenstände entdeckt?«

Der Detective schüttelte den Kopf.

Fiske inspizierte den Fahrersitz, das Armaturenbrett, die Windschutzscheibe und die Seitenfenster. Seine Verwirrung war unverkennbar. »Wurde der Wagen saubergemacht?«

»Nein. Genau so haben wir ihn gefunden, von dem Insassen mal abgesehen.«

Fiske richtete sich wieder auf und schaute den Detective an. »Wenn man einem Menschen eine großkalibrige Pistole an die Schläfe setzt und dann in einem so engen Raum abdrückt, gibt es Blutflecke auf dem Sitz, dem Lenkrad, der Windschutzscheibe. Und Knochensplinter und Gewebe. Aber ich sehe nur hier und da ein paar Flecke. Wahrscheinlich die Stellen, an denen sein Kopf den Sitz berührt hat.«

Chandler blickte ihn amüsiert an. »Ach was?«

Fiske knirschte mit den Zähnen. »Ich verrate Ihnen nichts,

was Sie nicht schon gewußt haben. War das wieder so ein kleiner Test von Ihnen?»

Chandler nickte langsam. »Könnte sein. Könnte aber auch einen anderen Grund haben. Ich habe doch gerade gesagt, daß ich fünf Brüder habe.«

»Ja, und?»

»Ursprünglich waren es sechs. Einer meiner Brüder wurde vor fünfunddreißig Jahren ermordet. Hat bei einer Tankstelle gearbeitet, und irgendein Scheißkerl kam rein und hat ihn wegen der zwölf Mäuse in der Registrierkasse umgelegt. Ich war damals erst sechzehn, erinnere mich aber noch an jede Einzelheit, als wäre es erst vor fünf Minuten passiert. Wie dem auch sei, die meisten Familienangehörigen, die einen geliebten Menschen identifizieren, kommen nicht in mein Büro gestürzt und bieten ihre Dienste an. Oh, sie wettern eine Zeitlang darüber, daß sie das Arschloch schnappen wollen, das die Tat begangen hat, aber mit der eigentlichen Ermittlung wollen sie nichts zu tun haben. Und normalerweise waren die Leute früher auch nicht bei der Polizei. Alles in allem dachte ich mir, Sie wären jemand, der mir wirklich helfen könnte. Und das haben Sie gerade bewiesen.

Mir ist klar, was für einen Zorn Sie jetzt verspüren müssen, John, ob Sie Ihren Bruder nun mochten oder nicht. Jemand hat Ihnen etwas genommen, etwas Wichtiges – hat es Ihnen im Grunde gestohlen, einfach entrissen. Ich kenne das. Es ist fünfunddreißig Jahre her, und ich verspüre diesen Zorn noch immer.«

Fiske schaute sich auf dem Parkplatz um und war erstaunt, wie viele Privatfahrzeuge hier abgestellt waren. Er vermutete, daß jede dieser Blechkarossen darauf wartete, die Geheimnisse einer weiteren Tragödie preiszugeben.

Er drehte sich zu Chandler um. »Ich vermute, der Zorn wird genügen.« Er schaute zu Boden. »Bis sich etwas anderes anbietet, denke ich.« Sein Tonfall stellte keine große Hoffnung in

Aussicht.

»Dagegen ist nichts einzuwenden.« Chandler setzte seine Analyse fort. »Es hat mich in der Tat überrascht, daß alle Spuren fehlen, die Sie gerade erwähnt haben.«

»Es sieht nicht so aus, als sei er in diesem Wagen umgebracht worden.«

»Ganz meine Meinung. Sieht so aus, als hätte man ihn woanders getötet und seine Leiche dann auf den Fahrersitz gesetzt. Und schon diese eine Schlußfolgerung führt uns zu ganz neuen Möglichkeiten.«

»Dann sprechen wir nicht über einen zufälligen Raubmord. Dann stand der Mord im Vordergrund. Dann war er geplant. Dann sollte mein Bruder beseitigt werden.«

»Vielleicht, obwohl ihn tatsächlich ein paar Straßensjungs entführt und aus dem Wagen gezerrt haben könnten, um ihn zu zwingen, ihnen die Geheimzahl seiner Kreditkarte zu verraten. Er weigert sich, und sie legen ihn um. Kriegen es mit der Angst zu tun und setzen ihn zurück in den Wagen.«

»Dann müßte es bei dem Geldautomaten Spuren geben. Haben Sie welche gefunden?«

»Nein, aber es gibt verdammt viele Geldautomaten.«

»Und sehr viele Leute benutzen sie. Wenn die Sache schon mindestens einen Tag her ist, müßte es mittlerweile doch jemandem aufgefallen sein.«

»Sollte man meinen, aber sicher ist es nicht. Wir versuchen, genau zu rekonstruieren, was Ihr Bruder in den letzten acht- undvierzig Stunden unternommen und wo er sich aufgehalten hat. Zum letztenmal hat man ihn vor zwei Tagen in seiner Wohnung gesehen. Danach ... *nada*.«

»Was ist mit Fingerabdrücken? Die meisten kleinen Gangster, die jemanden verschleppen, weil sie es auf seine Kreditkarte abgesehen haben, sind nicht clever genug, um Handschuhe zu tragen.«

»Daran arbeiten wir noch.«

»Mir ist noch etwas aufgefallen.«

»Schießen Sie los.«

Fiske hielt die Wagentür auf und zeigte auf die Innenseite der Türverstrebung, auf jenen Teil, den man nicht sah, wenn die Tür geschlossen war. Chandler suchte nach seiner Brille, setzte sie auf und schaute sich an, worauf Fiske ihn aufmerksam machen wollte. Dann streifte er zwei Gummihandschuhe über, die er aus seiner Manteltasche gezogen hatte, hob das kleine, klebrige Plastikstück vorsichtig hoch, legte es auf seine Handfläche und betrachtete es eingehend.

»Ihr Bruder hat seinen Wagen gerade in einem Wal-Mart durchchecken lassen.«

»Hier steht, daß der nächste Ölwechsel nach fünftausend Kilometern, spätestens in drei Monaten fällig ist. Die Werkstatt hat das Datum und den zukünftigen Kilometerstand auf diesem Aufkleber eingetragen, damit man den Termin nicht vergißt. Wenn wir vom Datum auf dem Sticker drei Monate abziehen, hat mein Bruder den Wagen drei Tage, bevor seine Leiche gefunden wurde, in die Werkstatt gebracht. Und jetzt sehen Sie sich mal den Kilometerstand an, für den die nächste technische Untersuchung empfohlen wird, und ziehen davon fünftausend Kilometer ab. Das müßte ungefähr der aktuelle Tachostand sein.«

Chandler rechnete schnell nach. »Hundertneunundzwanzigtausendfünfhundertdreiundvierzig.«

»Und jetzt sehen Sie sich mal den tatsächlichen Tachometerstand an.«

Chandler beugte sich in den Wagen vor und überprüfte ihn. Dann blickte er Fiske an. Seine Augen hatten sich ein wenig geweitet. »Jemand ist mit diesem Wagen in den letzten drei Tagen etwa zwölfhundert Kilometer gefahren.«

»Genau«, sagte Fiske.

»Verdammt, wo ist er bloß gewesen?«

»Auf dem Aufkleber steht nicht, bei welchem Wal-Mart er

die Wartung durchführen ließ, aber wahrscheinlich bei einem in der Nähe seiner Wohnung. Sie sollten sich umhören, vielleicht könnte die Werkstatt uns etwas Nützliches verraten.«

»Klar. Nicht zu fassen, daß wir das übersehen haben«, sagte Chandler. Er steckte den Aufkleber in einen Plastikbeutel, den er aus der Manteltasche holte, und schrieb etwas darauf. »Ach ja, John ...«

»Ja?«

Chandler hielt den durchsichtigen Beutel in die Höhe. »Keine weiteren Tests, okay?«

KAPITEL 22

Eine halbe Stunde später betraten Chandler und Fiske den Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten durch den Haupteingang.

Das Gebäude war auch innen groß und furchteinflößend. Doch Fiske fiel hauptsächlich die Stille auf, eine so tiefe Stille, daß sie ihm schon unangenehm vorkam. Sie schien ans Halluzinatorische zu grenzen – Fiske konnte sich kaum vorstellen, daß sich unmittelbar hinter diesen Türen die Welt ganz normal weiterdrehte. Fiske dachte an den letzten ruhigen Ort, an dem er am heutigen Tag gewesen war: das Leichenschauhaus.

»Mit wem wollen wir hier sprechen?« fragte er.

Chandler wies auf eine Gruppe von Männern, die zielstrebig durch den Korridor auf sie zukam. »Mit denen.« Als sie sich näherten, verwandelte ihr Gleichschritt sich in diesem akustischen Tunnel in ein Dröhnen wie von Kanonendonner. Einer der Männer trug einen Anzug; die beiden anderen waren uniformiert und trugen Halfter mit Pistolen.

»Detective Chandler?« Der Mann im Anzug streckte die Hand aus. »Ich bin Richard Perkins, Marshal des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten.« Perkins war etwa eins fünfundsiebzig groß, hager, hatte die abstehenden Ohren eines Jungen und weißes Haar, das wie ein gefrorener Wasserfall direkt auf seine Stirn gekämmt war. Er stellte seine Begleiter vor. »Unser Sicherheitschef Leo Dellasandro – sein Stellvertreter, Ron Klaus.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte Chandler. Ihm fiel auf, daß Perkins erwartungsvoll hinüber zu Fiske schaute. »John Fiske«, fügte er hinzu. »Michael Fiskes Bruder.«

Alle sprachen ihm eilends ihr Beileid aus.

»Eine Tragödie. Eine sinnlose Tragödie«, sagte Perkins. »Man hat hier sehr viel von Michael gehalten. Man wird ihn

schmerzlich vermissen.«

Angesichts all dieses spontanen Mitgefühls brachte Fiske einen dankbaren Gesichtsausdruck zustande.

»Haben Sie meiner Bitte entsprochen, Michael Fiskes Büro zu verschließen?« fragte Chandler.

Dellasantoro nickte. »Es war nicht ganz einfach, denn er hat es sich mit einem anderen Assessor geteilt. Zwei in einem Büro, das ist hier die Regel.«

»Hoffentlich müssen wir es nicht allzulange verschlossen halten.«

»Wenn Sie wollen, können wir in meinem Büro das weitere Vorgehen besprechen, Detective Chandler«, bot Perkins an. »Es ist direkt um die Ecke.«

»Dann mal los.«

Als Fiske ihnen folgte, blieb Perkins stehen und blickte Chandler an.

»Entschuldigung, ich dachte, Mr. Fiske sei aus einem anderen Grund hier, der nichts mit Ihrer Ermittlung zu tun hat.«

»Er hilft mir dabei, mir einen Überblick über den Hintergrund seines Bruders zu verschaffen«, sagte Chandler.

Perkins schätzte Fiske mit einem eindeutig unfreundlichen Blick ab. »Ich wußte nicht mal, daß er einen Bruder hatte«, sagte er. »Er hat Sie nie erwähnt.«

»Macht nichts. Sie hat er auch nie erwähnt«, erwiderte Fiske.

Perkins' Büro lag an dem Gang, der zum Gerichtssaal führte. Es war in einem altmodischen Kolonialstil eingerichtet; Architektur und Handwerkskunst entstammten einer Epoche, als die Regierung noch nicht mit einer Staatsverschuldung in Billionenhöhe und extremen Haushaltskürzungen belastet gewesen war.

An einem Seitentisch in Perkins' Büro saß ein Mann von knapp fünfzig Jahren. Sein blondes Haar war sehr kurz geschnitten, und sein langes, schmales Gesicht zeugte von unerschütterlicher Autorität. Sein selbstsicheres Auftreten legte

nahe, daß er die Ausübung dieser Autorität genoß. Als er aufstand, bemerkte Fiske, daß er weit über eins achtzig groß war und so aussah, als würde er regelmäßig ein Fitneßstudio besuchen.

»Detective Chandler?« Der Mann streckte eine Hand aus und zückte mit der anderen seinen Dienstausweis. »Special Agent Warren McKenna vom FBI.«

Chandler blickte Perkins an. »Ich wußte gar nicht, daß Sie das FBI hinzugezogen haben.«

Perkins wollte etwas erwidern, doch McKenna unterbrach ihn scharf. »Ihnen ist sicher bekannt, daß der Generalbundesanwalt und das FBI das Recht haben, den Mord an jeder Person zu untersuchen, die bei der Regierung der Vereinigten Staaten angestellt war. Doch das FBI hat nicht die Absicht, die Ermittlung zu übernehmen oder Ihnen auf die Zehen zu treten.«

»Ausgezeichnet. Denn wenn man mir auch nur den geringsten Druck macht, drehe ich völlig durch.« Chandler lächelte.

McKennas Miene veränderte sich nicht. »Ich werde versuchen, daran zu denken.«

Fiske streckte die Hand aus. »John Fiske, Agent McKenna. Michael Fiske war mein Bruder.«

»Es tut mir leid, Mr. Fiske. Ich weiß, es muß verdammt hart für Sie sein«, sagte McKenna und schüttelte ihm die Hand. Dann konzentrierte der FBI-Agent sich wieder auf Chandler. »Wenn die Umstände eine aktivere Rolle des FBI erfordern, rechnen wir mit Ihrer uneingeschränkten Zusammenarbeit. Denken Sie daran, das Opfer war Bundesangestellter.« Er schaute sich in dem Raum um. »Beschäftigt bei einer der angesehensten Institutionen der ganzen Welt. Und vielleicht bei einer der gefürchtetsten.«

»Diese Furcht erwächst aus Ignoranz«, stellte Perkins klar.

»Trotzdem wird dieses Gericht gefürchtet. Nach den Erfahrungen von Waco, dem World Trade Center und Oklahoma City haben wir gelernt, besonders vorsichtig zu sein«, sagte

McKenna.

»Wie schade, daß Sie nicht schneller lernen konnten«, sagte Chandler trocken. »Aber Kämpfe um Zuständigkeitsbereiche sind eine gewaltige Zeitverschwendung. Ich bin der Ansicht, man sollte sich die Arbeit brüderlich teilen.«

»Natürlich«, sagte McKenna.

Chandler stellte eine Reihe Fragen, die darauf abzielten, ob Michael Fiske hier am Gericht an irgendeinem Fall gearbeitet hatte, der zu seiner Ermordung hätte führen können. Die Antwort, die er von den Leuten des Gerichts bekam, war immer dieselbe: »Unmöglich.«

McKenna stellte selbst nur wenige Fragen, hörte denen Chandlers aber aufmerksam zu.

»Die genauen Einzelheiten der hier anstehenden Fälle werden nicht an die Öffentlichkeit weitergegeben. Niemand kann wissen, ob ein bestimmter Assessor an einem Fall arbeitet oder nicht.« Um seine Auffassung zu unterstreichen, schlug Perkins mit der Handfläche auf den Tisch.

»Wenn dieser Assessor es nicht jemandem erzählt hat.«

Perkins schüttelte den Kopf. »Ich persönlich leite die Kurse, in denen ihnen während der Orientierungsphase alles über Sicherheitsmaßnahmen und Vertraulichkeit beigebracht wird. Die Assessoren müssen sich an sehr strenge ethische Regeln halten und bekommen sogar ein Handbuch über dieses Thema. Wir dulden hier nicht das kleinste Leck.«

Chandler schien nicht überzeugt zu sein. »Wie alt sind diese Assessoren hier im Durchschnitt? Fünfundzwanzig? Sechszwanzig?«

»So ungefähr, ja.«

»Das sind halbe Kinder, die beim höchsten Gericht des Landes arbeiten. Und Sie wollen mir weismachen, daß sie sich nicht mal verplappern können? Und sei es auch nur, um eine Freundin zu beeindrucken?«

»Ich bin schon so lange dabei, daß ich das Wort unmöglich in

diesem Fall nicht gern benutzen würde.«

»Ich bin Detective bei der Mordkommission, Mr. Perkins«, sagte Chandler, ohne eine Miene zu verziehen, »und glauben Sie mir, ich habe dasselbe Problem.«

»Vielleicht sollten wir noch mal von vorn anfangen«, sagte Dellasandro. »Nach allem, was ich über den Fall weiß, scheint Raub das Motiv gewesen zu sein.« Er spreizte die Hände und schaute Chandler erwartungsvoll an. »Was hat das mit dem Gericht zu tun? Haben Sie schon seine Wohnung durchsucht?«

»Noch nicht. Ich schicke morgen ein paar Leute rüber.«

»Wie können wir dann wissen, daß die Tat nichts mit seinem Privatleben zu tun hat?« fragte Dellasandro.

Alle sahen Chandler an. Der Detective warf einen Blick in sein Notizbuch, ohne sich wirklich darauf zu konzentrieren, bevor er antwortete. »Ich gehe einfach alle Möglichkeiten durch. Es ist keineswegs ungewöhnlich, meine Herren, sich an der Arbeitsstätte eines Mordopfers umzusehen und dort Fragen zu stellen.«

»Natürlich«, sagte Perkins. »Sie können auf unsere uneingeschränkte Kooperation zählen.«

»Warum schauen wir uns dann nicht mal Mr. Fiskes Büro an?« schlug Chandler vor.

KAPITEL 23

Geschmeidig wie eine Katze glitt der Mann über den Gang. Er war über eins fünfundachtzig groß, schlank, aber kräftig gebaut, mit breiten Schultern und starkem Hals. Das Gesicht war lang und schmal, die Haut kastanienbraun und glatt bis auf ein paar tiefe Falten um Augen und Mund, die wie Wirbel von Fingerabdrücken aussahen. Er trug eine zerknitterte Baseball-Mütze mit dem Firmenzeichen von Virginia Tech. Ein kurzgeschnittener, schwarzer, von grauen Strähnen durchzogener Bart umrahmte sein Kinn. Der Mann trug abgetragene Jeans und ein verblichenes, schweißfleckiges Jeanshemd mit hochgerollten Ärmeln; die bloßen Unterarme waren kräftig, mit deutlich hervortretenden Adern. Aus der Brusttasche des Hemdes lugte eine Schachtel Pall Mall hervor. Er näherte sich dem Ende des Gangs und bog um die Ecke. Als der Soldat, der neben der Tür des letzten Zimmers am Nebenflur saß, den Mann erblickte, sprang er auf und hob die Hand.

»Tut mir leid, Sir, hier hat nur befugtes medizinisches Personal Zutritt.«

»Mein Bruder ist da drin«, sagte Joshua Harms. »Und ich will ihn besuchen.«

»Das ist leider unmöglich.«

Harms schaute auf das Namensschild des Soldaten. »Wohl kaum, Private Brown. Ich besuche meinen Bruder regelmäßig im Gefängnis. Und jetzt lassen Sie mich gefälligst da rein, haben Sie gehört?«

»Nichts zu machen.«

»Na, dann werde ich mich an den Leiter des Krankenhauses, den Chef der hiesigen Polizei und den verdamnten Kommandanten von Fort Jackson wenden und denen sagen, daß Sie, Private, einem Familienangehörigen verwehrt haben, einen Verwandten zu besuchen, der im Sterben liegt. Und dann wer-

den diese Herrschaften Ihnen abwechselnd in den Arsch treten, Sie Spielzeugsoldat. Hab' ich schon erwähnt, daß ich drei Jahre in Vietnam war und genug Orden bekommen habe, um Sie damit wie einen Christbaum zu schmücken? Also, lassen Sie mich jetzt da rein. Oder wollen Sie's auf die andere Tour?« Pause. »Was ist? Ich hätte gern Ihre Antwort, und zwar *auf der Stelle*.«

Ein entnervter Gefreiter Brown blickte sich verzweifelt um. Offensichtlich wußte er nicht, was er tun sollte. »Da muß ich erst jemand anrufen.«

»Nein, müssen Sie nicht. Von mir aus können Sie mich vorher durchsuchen, aber ich gehe jetzt da rein. Wird nicht lange dauern. Aber es muß sofort sein.«

»Wie heißen Sie?«

»Joshua Harms.« Er zog seine Brieftasche hervor. »Hier ist mein Führerschein. Ich war im Lauf der Jahre oft im Knast, kann mich aber nicht erinnern, Sie da mal gesehen zu haben.«

»Ich arbeite nicht im Gefängnis«, sagte Brown. »Ich bin nur befristet für diese Aufgabe abgestellt worden. Ich bin Reservist.«

»Reservist? Und Sie schieben bei einem Gefangenen Wachdienst?«

»Die eigentlichen Spezialisten aus dem Militärgefängnis, die mit Ihrem Bruder hierhergefliegen sind, sind heute morgen wieder abgereist. Diese Leute werden dafür sorgen, daß morgen früh eine Ablösung für mich kommt.«

»Wie schön für Sie. Also, bringen wir es jetzt hinter uns?«

Gefreiter Brown starrte Joshua ein paar Sekunden an. »Drehen Sie sich um«, sagte er schließlich.

Josh tat wie geheißen. Brown machte sich daran, ihn abzutasten. »Jetzt nur keine Panik«, sagte Josh, als Brown die Hosentaschen betastete, »da steckt ein Taschenmesser drin. Holen Sie es einfach raus, und bewahren Sie's für mich auf. Aber geben Sie gut darauf acht, mein Junge. Ich hab' nämlich eine Schwä-

che für dieses Messer.«

Gefreiter Brown beendete die Leibesvisitation und richtete sich auf. »Sie haben zehn Minuten, mehr nicht. Und ich gehe mit Ihnen ins Zimmer.«

»Wenn Sie mit mir reingehen, verlassen Sie Ihren Posten. Und ob Sie nun in der Army sind oder Reservist, mein Junge – wenn Sie Ihren Posten verlassen, werden Sie dort enden, wo jetzt mein Bruder ist.« Joshua betrachtete das jugendliche Gesicht des Mannes. Ein Möchtegern-Wochenendsoldat, ging es ihm durch den Kopf. Saß sich wahrscheinlich von Montag bis Freitag den Hintern auf irgendeinem Schreibtischsessel platt, zog dann den grünen Drillichanzug an, schnappte sich seine Knarre und machte sich auf die Suche nach Abenteuern. »Und glauben Sie mir, wer so aussieht wie Sie, sollte besser nicht zu den bösen Jungs im Knast gesteckt werden.«

Der Gefreite Brown schluckte nervös. »Zehn Minuten.«

Die beiden Männer blickten sich in die Augen. »Herzlichen Dank«, sagte Josh Harms, obwohl er dem Milchgesicht am liebsten in den Hintern getreten hätte.

Er betrat das Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

»Rufus«, sagte er leise.

»Hab' nicht damit gerechnet, daß du so schnell kommst, Bruder.«

Josh trat an das Bett und schaute auf Rufus hinunter. »Du lieber Himmel, was haben die mit dir gemacht?«

»Das willst du bestimmt nicht wissen.«

»Es geht um den verdammten Brief, den du bekommen hast, nicht wahr?« Josh zog sich einen Stuhl ans Bett.

»Wie lange hat der Wachtposten dir gegeben?«

»Zehn Minuten. Aber der Hampelmann da draußen macht mir keinen Kummer.«

»Zehn Minuten reichen nicht, um dir alles zu erklären. Aber eins kann ich dir sagen. Wenn die mich nach Fort Jackson zurückschleifen, bringen die mich um, kaum daß ich 'nen Fuß in

den Knast gesetzt habe.«

»Wer sind ›die‹?«

Rufus schüttelte den Kopf. »Wenn ich's dir sage, bist du als nächster dran.«

»Ich bin doch hier bei dir, oder? Dieser Spielzeugsoldat da draußen ist zwar dämlich, aber so blöd ist er nun auch wieder nicht. Er wird mich auf die Besucherliste setzen. Das ist dir doch klar.«

Rufus schluckte mühsam. »Ich weiß, ich hätte dich wohl besser nicht herbestellen sollen.«

»Jetzt bin ich aber hier. Und nun erzähl endlich.«

Rufus dachte kurz nach. »Also gut, Josh. Dieser Brief von der Army ... als ich ihn bekam, fiel mir alles wieder ein, was in der Nacht damals passiert ist. Wirklich alles. Oh, Mann. Ich hatte das Gefühl, jemand hätte mir 'ne Kugel in den Kopf geschossen.«

»Du sprichst von dem Mädchen?«

Rufus nickte, noch bevor Josh den Satz beendet hatte. »Mir ist alles wieder eingefallen. Ich weiß, warum ich es getan habe ... und daß es gar nicht meine Schuld war.«

Sein Bruder schaute ihn skeptisch an. »Jetzt mach aber 'nen Punkt, Rufus. Du hast das kleine Mädchen umgebracht, da führt kein Weg dran vorbei.«

»Jemanden umbringen und jemanden umbringen *wollen* sind zwei verschiedene Paar Stiefel. Auf jeden Fall habe ich meinen Anwalt von damals ...«

»Du meinst dieses beschissene Würstchen? Diesen Möchtegern-Verteidiger?«

»Du hast den Brief gelesen?«

»Klar. Sie haben ihn ja schließlich an mich geschickt. War wohl die letzte zivile Anschrift, die unsere glorreiche Army von dir hatte. Die blöden Hunde wußten offenbar gar nicht, daß du in einem ihrer verfluchten Gefängnisse verrottetest.«

»Na ja, Rider hat für mich etwas eingereicht. Bei Gericht.«

»Was hat er eingereicht?«

»Einen Brief, den ich geschrieben habe.«

»Einen Brief? Wie hast du den denn aus dem Knast geschleust?«

»Genau so, wie du den Brief von der Army reingeschleust hast.«

Beide Männer lächelten.

»Im Gefängnis gibt's 'ne Druckerei«, sagte Rufus. »In der Maschinenhalle ist es heiß, stickig, schmutzig. Da lassen sie einem ein bißchen Freiraum. Und da hab' ich halt ein bißchen gezaubert.«

»Und du glaubst, das Gericht nimmt sich deinen Fall vor? Da würd' ich nicht gerade mein Leben drauf verwetten, kleiner Bruder.«

»Hat aber ganz den Anschein, als würde das Gericht irgendwas unternehmen.«

»Mann, das ist ja 'ne tolle Überraschung.«

Rufus schaute an seinem Bruder vorbei zur Tür. »Wann kommen die Wachen aus dem Militärgefängnis zurück?«

»Morgen früh, hat der Kleine da draußen gesagt.«

»Okay. Das bedeutet, ich muß spätestens diese Nacht hier raus.«

»Diese Frau, die mich anrief ... sie hat gesagt, du hättest so was wie 'nen Herzanfall gehabt. Guck dich doch an, Junge. Was meinst du, wie weit du kommst? Oder willst du die verdammten Schläuche und den ganzen anderen Kram, den sie an dich angeschlossen haben, hinter dir herschleifen?«

»Wie weit komme ich denn, wenn ich tot bin?«

»Glaubst du wirklich, die wollen dich umbringen?«

»O ja. Die wollen verhindern, daß die Wahrheit ans Licht kommt. Du hast doch gesagt, du hättest den Brief von der Army gelesen.«

»Hab' ich.«

»Tja, ich war nie an dem Programm beteiligt, und wenn sie's

noch so steif und fest behaupten.«

Josh blickte den Bruder forschend an. »Wie meinst du das?«

»So, wie ich's gesagt habe. Jemand hat mich einfach auf die Liste gesetzt. Es sollte so aussehen, als wäre ich dabei gewesen, damit sie vertuschen können, was sie mit mir gemacht haben ... und was der wahre Grund dafür war, daß ich das kleine Mädchen getötet habe. Sie mußten wohl so vorgehen – für den Fall, daß jemand die Sache nachprüft. Sie dachten, ich würde draufgehen.«

Josh nahm die Informationen langsam in sich auf, bis ihm schließlich die Wahrheit dämmerte. »Gütiger Himmel! Warum sollten sie dir so eine Scheiße antun?«

»Das fragst du mich? Sie haben mich gehaßt. Dachten, ich sei der größte Scheißkerl auf der Welt. Die wollten mich tot sehen.«

»Wenn ich das alles gewußt hätte, wäre ich damals von 'Nam nach Hause gekommen und hätte denen in den Arsch getreten.«

»Du hattest genug damit zu tun, den Vietkong daran zu hindern, daß er Hackfleisch aus dir macht. Aber glaub mir – wenn ich diesmal zurück in den Knast gehe, machen die reinen Tisch. Dann bringen die mich für immer zum Schweigen.«

Josh schaute zur Tür, blickte dann hinunter auf die Fesseln seines Bruders.

»Ich brauche dabei deine Hilfe, Josh.«

»Da hast du verdammt recht, Rufus.«

»Aber du *mußt* mir nicht helfen. Du kannst dich umdrehen und einfach hier rausspazieren. Das würde nichts daran ändern, daß ich dich liebe. Du hast die ganzen verdammt fünfundzwanzig Jahre zu mir gehalten. Es ist nicht fair, daß ich dich jetzt um Hilfe bitte. Du hast schwer geschuftet, hast dir im Leben etwas aufgebaut. Ich hätte Verständnis dafür, wenn du jetzt nein sagst.«

»Dann kennst du deinen Bruder aber schlecht.«

Rufus streckte langsam den Arm aus, ergriff Joshs Hand. Sie

hielten einander fest, als wollten sie sich gegenseitig Kraft und Entschlossenheit geben für das, was vor ihnen lag.

»Hat jemand dich reinkommen sehen?«

»Nur der Wachtposten. Ich hab' gar nicht den Haupteingang genommen, hab' mich praktisch an dieses Zimmer rangeschlichen.«

»Dann könnten wir so tun, als hätte ich dich bewußtlos geschlagen und wäre dann abgehauen. Die wissen, daß ich ein verrückter Hund bin. Ich würde den eigenen Bruder abmurksen, ohne mit der Wimper zu zucken.«

»Blödsinn. So wird das nichts, Rufus. Du weißt doch nicht mal, wohin du gehen sollst, verdammt. Diese Typen hätten dich in zehn Minuten am Arsch. Ich hab' fast zwei Jahre lang als Bauschreiner in diesem Krankenhaus hier geschuftet und kenne es wie meine Westentasche. Die Tür, durch die ich reingekommen bin, sollte eigentlich immer abgeschlossen sein, aber die Schwestern haben ein Klebeband über das Schnappschloß gezogen. Sie schleichen sich da rein und raus, um draußen eine zu rauchen.«

»Wie willst du die Sache durchziehen?«

»Wir gehen genau den gleichen Weg raus, den ich reingekommen bin. Den Gang entlang, und dann nach links. Da kommen wir an keinem Schwesternzimmer oder sonst 'nem Raum vorbei. Ich hab' 'nen Wagen direkt vor der Tür stehen. Ne halbe Stunde von hier weg wohnt ein Kumpel von mir. Er war mir 'nen Gefallen schuldig. Ich hab' meine Rostlaube in seiner Scheune untergestellt und mir für 'ne Weile sein Wohnmobil ausgeliehen. Er hat keine Fragen gestellt und wird auch keine beantworten, falls die Polizei bei ihm aufkreuzt. Wir fahren einfach los und schauen nicht mehr zurück.«

»Willst du das wirklich auf dich nehmen? Was ist mit deinen Kindern?«

»Die sind aus dem Haus. Ich sehe sie nicht mehr oft.«

»Und was ist mit Louise?«

Josh senkte kurz den Blick. »Louise hat mich vor fünf Jahren verlassen. Seitdem hab' ich sie nicht mehr zu Gesicht bekommen.«

»Das hast du mir nie erzählt!«

»Was hättest du denn getan, wenn ich's dir gesagt hätte?«

»Das tut mir leid.«

»Mir tut auch verdammt viel leid. Mit mir kommt man nicht immer leicht aus. Ich kann wirklich nicht behaupten, daß ich Louise oder den Kindern Vorwürfe mache.« Josh zuckte die Achseln. »Also sind's mal wieder nur wir zwei. Wäre Momma noch am Leben, würde sie sich freuen.«

»Bist du sicher?«

»Frag mich das nicht noch einmal, Rufus.«

Rufus hob die mit Handschellen gefesselten Hände. »Was ist damit?«

Sein Bruder zog bereits einen Gegenstand aus seinem Stiefel. Als er den Oberkörper wieder aufrichtete, hielt er ein dünnes Stück Metall in der Hand, an dessen einem Ende sich ein kleiner Haken befand.

»Jetzt sag bloß, daß der Junge auf dem Gang dich nicht gefilzt hat?«

»Oh, Mann. Glaubst du wirklich, dieses Weichei wüßte, wo er suchen muß? Als der Bursche mein Taschenmesser hatte, war er sicher, mir alle meine *gefährlichen* Waffen abgenommen zu haben. Hat sich nicht mal mehr die Mühe gemacht, sich meine Stiefel näher anzugucken.« Josh grinste und schob das Metallstück ins Schloß der Handschellen.

»Glaubst du, du kannst es knacken?«

Josh hielt inne und schaute seinen Bruder verächtlich an. »Ich bin dem verdamnten Vietkong entkommen, Junge. Da werde ich doch wohl mit den popeligen Handschellen von der Army fertig.«

Draußen auf dem Gang blickte Gefreiter Brown auf seine Uhr.

Die zehn Minuten waren vorüber. Er schob die Zimmertür einen Spaltbreit auf.

»Die Zeit ist abgelaufen, Harms.« Er stieß die Tür weiter auf.
»Mr. Harms? Haben Sie gehört? Die Zeit ist um.«

Brown hörte ein leises Stöhnen. Er zog seine Pistole und stieß die Tür ganz auf. »Was ist denn hier drin los?«

Das Stöhnen wurde lauter. Brown schaute sich nach dem Lichtschalter um, als er über irgend etwas stolperte. Er kniete nieder und berührte das Gesicht des Mannes, während seine Augen sich noch an das Licht gewöhnen mußten.

»Mr. Harms? Mr. Harms! Ist alles in Ordnung?«

Josh schlug die Augen auf. »Mir geht es gut. Und Ihnen?«

In diesem Moment schloß sich eine riesige Hand um Browns Waffe und entriß sie ihm. Die andere Hand legte sich auf den Mund des Gefreiten. Brown wurde in die Höhe gerissen, verlor den Boden unter den Füßen. Eine Faust schmetterte an sein Kinn, und Brown verlor das Bewußtsein.

Rufus legte den schlaffen Körper des Gefreiten aufs Bett und bedeckte ihn mit dem Laken. Josh schloß die Fesseln um die Arme und Beine des Bewußtlosen und zog sie stramm. Dann klebte er ihm mit Tesafilm und Verbandmull – beides hatte er in einem der Schränke gefunden – den Mund zu. Zum Schluß durchsuchte er Browns Drillichuniform und steckte sein Taschenmesser wieder ein.

Als Josh sich zu Rufus umdrehte, schloß der ihn in die Arme und drückte ihn an sich. Josh erwiderte seine Umarmung – die erste der beiden Männer seit fünfundzwanzig Jahren. Als Josh sich schließlich vom Bruder löste, waren Rufus' Augen feucht, und er zitterte leicht.

»Jetzt werd' mir bloß nicht gefühlsduselig. Dafür haben wir keine Zeit.«

Rufus lächelte. »Fühlt sich trotzdem gut an, dich in den Armen zu halten, Josh.«

Josh legte seinem Bruder eine Hand auf die Schulter. »Hätte

nie gedacht, daß wir noch mal Gelegenheit dazu bekommen. Jedenfalls werde ich's nie wieder als selbstverständlich ansehen.«

»Und was jetzt?«

»Vom Gang aus kann man nicht sehen, wo der Junge gesessen hat. Aber die haben hier 'nen privaten Sicherheitsdienst.« Josh schaute auf die Uhr. »Als ich damals hier arbeitete, haben die Burschen zu jeder vollen Stunde die Runde gemacht. Wir haben jetzt Viertel nach. Die Brüder vom Sicherheitsdienst kriegen 'nen Hungerlohn und sind nicht gerade versessen darauf, Bettpfannen zu bewachen, aber irgendwann wird ihnen wohl auffallen, daß unser Supersoldat nicht mehr draußen vor dem Zimmer hockt. Bist du bereit?«

Rufus hatte bereits seine Gefängnishosen und die Schuhe angezogen. Das Hemd hatte er liegen lassen; er begnügte sich mit seinem T-Shirt. In einer Hand hielt er die Krankenhausbibel. Er kam sich noch nicht wie ein freier Mann vor, war aber nur noch ein paar Sekunden davon entfernt. »Ob ich bereit bin? Seit fünfundzwanzig Jahren!«

KAPITEL 24

Chandler schaute sich in Michael Fiskes Büro um. Es befand sich im ersten Stock des Gebäudes – ein großes Zimmer mit hohen Decken und fünfzehn Zentimeter breiten Zierleisten. Zwei schwere Holzschreibtische, beide mit Workstations für die Computer. Zwei Wände wurden von Regalen mit juristischen Fachbüchern und Heftern mit Gerichtsakten gesäumt; an einer anderen Wand standen Holzschränke. Neben einem der Schreibtische, die beide mit Aktenstapeln beladen waren, stand ein Bücherrollwagen. Das Büro kam Chandler ziemlich unordentlich vor.

Perkins sah Chandler an. »Während Sie den Raum durchsuchen, muß jemand vom Gericht dabeisein. Hier gibt es viele vertrauliche Dokumente. Entwürfe von Urteilsbegründungen, Memos von Richtern und Assessoren und so weiter. Unterlagen über schwebende Verfahren.«

»In Ordnung. Wir werden nichts wegnehmen, was mit solchen Fällen zu tun haben könnte.«

»Woher wollen Sie denn wissen, ob es sich um ein solches Dokument handelt oder nicht?«

»Ich werde Sie fragen.«

»Das hilft Ihnen aber nicht weiter. Ich bin ja nicht mal Anwalt.«

»Tja«, sagte Chandler, »dann holen Sie jemanden her, der es mir sagen kann, denn ich werde dieses Büro durchsuchen.«

»Das geht heute wahrscheinlich nicht mehr. Kann es nicht bis morgen warten? Ich glaube, die Assessoren sind alle schon nach Hause gegangen. Chief Justice Ramsey war der Ansicht, daß sie nach den Vorfällen in letzter Zeit keine Überstunden machen sollten.«

»Ein paar Richter sind noch hier, Richard«, sagte Klaus.

Perkins warf Klaus einen unfreundlichen Blick zu, worauf

Klaus zu Dellasandro hinüberschaute. »Ich wollte die Richter nicht in die Sache hineinziehen, wenn es nicht unbedingt nötig ist«, sagte er. »Aber ich will sehen, was ich tun kann. Bis ich zurück bin, muß ich diese Tür leider abschließen.«

Chandler trat einen Schritt auf Perkins zu. »Jetzt hören Sie mal gut zu, Richard. Ich bin von der Polizei, ja? Aber vielleicht habe ich Ihre Bemerkung falsch aufgefaßt, und Sie haben es gar nicht so gemeint, wie ich es verstanden habe.«

Perkins errötete, schloß die Tür aber nicht ab. Er bedeutete Klaus, ihm zu folgen, und die zwei Männer gingen davon. Dellasandro blieb zurück und unterhielt sich mit McKenna.

Chandler ging zu Fiske hinüber. »Ich habe das Gefühl, daß die sich schon ganz genau überlegt haben, wie sie uns abfertigen wollen.«

»McKenna kannte Ihren Namen bereits, bevor Sie ihm vorgestellt wurden.«

»Offensichtlich haben sie sich schon schlau gemacht, bevor wir hier eintrafen.«

»Tja, das kann man ihnen wohl nicht verdenken.«

»Ich gehe mal zu McKenna und rede mit ihm«, sagte Chandler. »Man weiß ja nie, wann man vom FBI mal eine Gefälligkeit braucht.«

Fiske lehnte sich an die Wand und schaute auf die Uhr. Er hatte seinen Vater noch immer nicht erreicht.

Die Tür des Büros, das sich schräg gegenüber vom Büro seines Bruders befand, wurde geöffnet, und ein junger Mann kam heraus.

Fiske nickte ihm zu. »Hier ist ja ganz schön was los.«

»Sind Sie von der Polizei?«

Fiske schüttelte den Kopf und streckte die Hand aus. »Bin nur ein Beobachter. Ich bin John Fiske. Mike war mein Bruder.«

Der junge Mann erbleichte. »O Gott, es ist schrecklich. Schrecklich. Es tut mir sehr leid.« Er gab Fiske die Hand. »Ich

bin Steven Wright.«

»Haben Sie Mike gut gekannt?«

»Eigentlich nicht. Ich habe erst in dieser Sitzungsperiode hier angefangen. Bei Richter Knight. Ich weiß aber, daß jeder hier eine sehr hohe Meinung von Ihrem Bruder hatte.«

Fiske schaute zu der Tür, aus der Wright gekommen war. »Ist das Ihr Büro?«

Wright nickte.

»Im Büro meines Bruders war wohl ziemlich viel los.«

»Das können Sie laut sagen. Den ganzen Tag ging es dort rein und raus.«

»Mr. Perkins und Chief Dellasandro?«

»Und der Herr da drüben.«

Fiske drehte sich in die Richtung, in die Wright zeigte. »Das ist Agent McKenna vom FBI«, sagte er.

Wright schüttelte traurig den Kopf. »Ich habe nie jemanden gekannt, der ...« Er hielt inne und schaute verlegen drein.

»Schon gut. Ich weiß, was Sie meinen.« Plötzlich galt Fiskes ganze Aufmerksamkeit zwei Personen, die auf ihn zukamen. Genauer gesagt, einer dieser Personen. Obwohl die Frau gut aussah, kam sie Fiske wie der Wildfang von nebenan vor. Wie jemand, mit dem man Football oder Schach spielen konnte. Und gegen den man wahrscheinlich den kürzeren zog.

Sara Evans musterte Fiske. Sie hatte ihn gesehen, als er das Gebäude betrat, und hatte sich denken können, weshalb er gekommen war. Sie war in der Nähe geblieben – für den Fall, daß sie mit einem der Assessoren sprechen mußten. Deshalb hatte Perkins sie so schnell »gefunden«. Sara blieb direkt vor Fiske stehen, so daß auch Perkins abrupt haltmachen mußte.

»Oh«, sagte er, »John Fiske, das ist Sara Evans.«

»Sie sind Michaels Bruder?«

»Lassen Sie mich raten ... er hat nie von mir gesprochen.«

»Doch, hat er.«

Sie wechselten einen festen Händedruck. Das Weiße in Saras

Augen war gerötet, ebenso ihre Nasenspitze. Ihre Stimme klang müde. Fiske bemerkte, daß sie mit der anderen Hand ein Taschentuch umkrampfte. Er hatte das Gefühl, sie schon einmal gesehen zu haben.

»Das mit Michael tut mir sehr, sehr leid«, sagte sie.

»Danke. Es war ein schrecklicher Schock.« Fiske blinzelte. War da etwas in ihren Augen gewesen, als er diese Bemerkung gemacht hatte? Eine Andeutung, daß der Mord für Sara Evans gar nicht so schockierend, so überraschend gewesen war?

Perkins blickte Wright an. »Ich wußte gar nicht, daß Sie in Ihrem Büro waren.«

»Vielleicht hätten Sie mal anklopfen sollen«, sagte Fiske.

Perkins warf ihm einen unfreundlichen Blick zu und ging zu Chandler und McKenna hinüber.

»Hallo, Sara«, sagte Wright, und ein Lächeln legte sich auf sein Gesicht.

So wie Wright Sara anschaute, konnte Fiske unschwer erkennen, daß der junge Mann vernarrt in sie war.

»Hallo, Steven. Wie geht es dir?«

»Nicht besonders, aber das dürfte heute wohl allen so ergangen sein. Ich fahre gleich nach Hause.«

Sara schaute Fiske an. »Steven will damit sagen ... heute haben wir alle nur an Ihren Bruder gedacht. Es hat uns sehr erschüttert, alle, die hier arbeiten, bis hinauf zum Obersten Richter. Aber ich weiß, das kommt nicht annähernd Ihrem Schmerz nahe, Ihrem Verlust, Mr. Fiske.«

Sara sagte es auf so seltsame Weise, daß Fiske unwillkürlich stutzte. Doch bevor er antworten konnte, gesellte Perkins sich wieder zu ihnen.

»Na schön, Detective Chandler von der Mordkommission Washington wartet mit einem Herrn vom FBI«, sagte Perkins zu Sara.

»Weshalb soll Michaels Büro durchsucht werden?«

Perkins' Tonfall war beinahe schroff. »Das hat uns nicht zu

kümmern.«

»Es gehört zur Ermittlungsarbeit, Miss Evans«, erklärte Fiske. »Für den Fall, daß es einen Zusammenhang mit dem Mord gibt.«

»Ich dachte, es sei ein Raubmord gewesen.«

»Es war Raubmord. Und je schneller wir Detective Chandler davon überzeugen können, daß die Tat nicht das geringste mit dem Gericht zu tun hat, um so besser«, sagte Perkins ungehalten.

»Falls dem so ist«, sagte Fiske.

»Natürlich ist dem so.« Perkins wandte sich an Sara. »Wie ich schon auf dem Weg hierher gesagt habe – sorgen Sie bitte dafür, daß die Beamten keine vertraulichen Dokumente zu sehen bekommen oder gar mitnehmen.«

»Was genau meinen Sie mit ›vertraulich‹?« fragte Sara.

»Sie wissen schon ... alles, was mit noch ausstehenden Urteilen zu tun hat. Begründungen, Memos und dergleichen.«

»Sollte ich nicht an dieser Entscheidung beteiligt werden, Richard?« erklang eine Stimme. »Oder liegt das außerhalb meines Zuständigkeitsbereichs?«

Fiske erkannte den Mann sofort, der sich ihnen näherte. Wie ein altehrwürdiger Ozeanliner, der majestätisch in einen Hafen einfuhr, schritt Harold Ramsey auf sie zu.

»Ich habe Sie gar nicht gesehen, Chief«, sagte Perkins nervös.

»Offensichtlich nicht.« Ramsey schaute Fiske an. »Ich glaube, wir kennen uns noch nicht.«

»Michaels Bruder, John Fiske«, stellte Sara ihn vor.

Ramsey streckte die Hand aus; seine langen, knöchigen Finger schienen sich zweimal um die Hand seines Gegenübers zu winden. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid es mir tut. Michael war ein sehr außergewöhnlicher junger Mann. Ich weiß, daß dieser Verlust für Sie und Ihre Familie schrecklich sein muß. Wenn wir irgend etwas für Sie tun können, lassen

Sie es uns bitte wissen.«

Fiske bedankte sich für die Anteilnahme. Er kam sich wie ein Fremder bei einer Totenwache vor, dem jeder sein Beileid ausspricht, obwohl niemand den Verstorbenen gekannt hatte.

»Das werde ich«, sagte Fiske ernst.

Ramsey schaute Perkins an und nickte zu Chandler und McKenna hinüber. »Was sind das für Leute, und was wollen sie?«

Perkins erklärte kurz und knapp, worum es ging, doch als er seinen Bericht beendet hatte, wurde deutlich, daß Ramsey ihm gedanklich um mindestens fünf Schritte voraus war.

»Würden Sie Detective Chandler und Agent McKenna bitten, zu uns zu kommen, Richard?«

Nachdem man sie miteinander bekannt gemacht hatte, wandte Ramsey sich an Chandler. »Wir bekommen das Problem vielleicht besser in den Griff, wenn wir uns mit Richter Murphy und seinen Mitarbeitern zusammensetzen und mündlich die Fälle durchgehen, mit denen Michael zu tun hatte. Ich möchte versuchen, Ihr Recht, Mr. Chandler, in diesem Fall zu ermitteln, gegen die Verantwortung des Gerichts abzuwägen, seine Entscheidungen so lange vertraulich zu behandeln, bis sie öffentlich bekanntgemacht werden.«

»Na schön.« Und ich will nicht, daß jemand mir unterstellt, ich könnte was durchsickern lassen, dachte Chandler bei sich.

»Ich sehe aber keinen Grund, Ihnen die Durchsuchung von Michaels persönlichen Besitztümern zu verwehren, falls er hier welche aufbewahrt hat. Ich möchte Sie nur bitten, sämtliche Dokumente beiseite zu legen, die mit der Arbeit des Gerichts zu tun haben, bis Sie mit Richter Murphy gesprochen haben. Sollte sich dann eine Verbindung zwischen einem Fall, an dem Michael gearbeitet hat, und seinem Tod ergeben, werden wir dafür sorgen, daß Sie dieser Spur rückhaltlos nachgehen können.«

»In Ordnung, Chief Justice«, sagte Chandler, und auch McKenna nickte zustimmend. »Ich habe übrigens schon kurz mit

Richter Murphy gesprochen.«

»Gut.« Ramsey wandte sich an Perkins. »Richard, bitte informieren Sie Richter Murphy und seine Assessoren, daß Detective Chandler so schnell wie möglich mit ihnen sprechen möchte. Ich gehe doch recht in der Annahme, daß es morgen nach der mündlichen Verhandlung früh genug für Sie ist?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Chandler.

»Außerdem werde ich dafür sorgen, daß unsere Rechtsabteilung Ihnen bei der Koordination hilft und alle Fragen hinsichtlich der Vertraulichkeit beantwortet, die sich möglicherweise ergeben. Sara, Sie stehen morgen doch zur Verfügung, oder? Sie standen Michael nahe, nicht wahr?«

Fiske musterte Sara. Wie nahe, fragte er sich.

Wieder reichte Ramsey Fiske die Hand. »Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich wissen ließen, wann und wo die Beisetzung stattfindet.«

Dann wandte Ramsey sich an Perkins. »Richard, kommen Sie bitte in mein Büro, sobald Sie mit Richter Murphy gesprochen haben.« Seiner Stimme war deutlich zu entnehmen, worauf er anspielte.

Nachdem Ramsey und Perkins gegangen waren, beobachtete Chandler, wie McKenna noch einen Blick in Michael Fiskes Büro warf. »Chief Dellasandro«, sagte der Detective, »um Sie so wenig wie möglich bei der Arbeit zu stören, werde ich morgen mit einem ganzen Team anrücken, um das Büro zu durchsuchen. Dann können wir das mit einem Mal erledigen.«

»Sehr gut. Vielen Dank«, erwiderte Dellasandro.

»Aber ich möchte, daß diese Tür bis dahin verschlossen bleibt«, fuhr Chandler fort. »Niemand betritt das Büro. Das gilt auch für Sie, Mr. Perkins und« – er schaute demonstrativ auf Agent McKenna – »alle anderen.«

McKenna blickte zu Chandler hinüber, während Dellasandro zustimmend nickte.

Fiske sah sich um und bemerkte, daß Wright auf Chandler

starrte. Dann zog der Assessor abrupt die Tür seines Büros zu, und Fiske hörte, wie der Schlüssel im Schloß gedreht wurde. Kluger Junge, dachte er.

Als Fiske und Chandler das Gebäude verließen, ließ eine Stimme sie innehalten.

»Haben Sie etwas dagegen, daß ich Sie hinausbegleite?« fragte Sara.

»Aber nein«, erwiderte Chandler. »John?«

Fiske zuckte unverbindlich die Achseln.

Chandler lächelte, während sie zum Ausgang schlenderten. »Wieso habe ich bloß das Gefühl, als sei vorhin der Allmächtige bei uns gewesen?«

Sara lächelte. »Dieses Gefühl hat man fast immer, wenn der Oberste Richter sich in die Niederungen der Assessoren begibt.«

»Sie sind Assessorin bei Richterin Knight?« fragte Fiske.

»Im zweiten Jahr.«

Als sie um die Ecke gingen, stießen sie beinahe mit Elizabeth und Jordan Knight zusammen.

»Oh, Richterin Knight. Wir haben gerade über Sie gesprochen«, sagte Sara und machte die Ermittlungsbeamten mit der Richterin und dem Senator bekannt.

»Senator«, sagte Chandler, »wir wissen zu schätzen, was Sie für Washington tun. Ohne die zusätzlichen Mittel, die Sie kürzlich für die Polizei durchgepaukt haben, müßte ich die Ermittlungen in Mordsachen mit dem Fahrrad vornehmen.«

»Wie Sie wissen, ist noch viel mehr zu tun. Die Probleme sind über einen langen Zeitraum hinweg entstanden, und es wird genauso lange dauern, sie aus der Welt zu schaffen«, leierte Knight im Wahlkampfton herunter. Er blickte Fiske an, und seine Stimme wurde weicher. »Es tut mir sehr leid, was mit Ihrem Bruder geschehen ist, John, auch wenn ich ihn nicht persönlich gekannt habe. Ich bin ziemlich selten hier im Gericht. Würde ich zu oft mit meiner Frau zu Mittag essen, kämen

die Medienvertreter womöglich auf den Gedanken, daß ich ihre richterlichen Entscheidungen zu beeinflussen versuche. Diese Leute vergessen offenbar, daß Elizabeth und ich Haus und Bett miteinander teilen.« Er wurde ernst. »Mr. Fiske, ich möchte Ihnen und Ihrer Familie mein aufrichtiges Beileid aussprechen.«

Fiske dankte ihm. »Auch wenn es keine große Rolle spielt«, fügte er hinzu, »ich habe Sie gewählt.«

»Jede Stimme zählt.« Knight schaute zu seiner Frau hinüber und lächelte herzlich. »Genau wie hier am Gericht, nicht wahr, Frau Richterin? Wie hat Brennan es ausgedrückt? Man braucht fünf Stimmen, um irgend etwas bewirken zu können? Mein Gott, müßte ich mir nur um fünf Stimmen Sorgen machen, wäre ich mindestens fünfzehn Kilo leichter, und mein Haar wäre noch schwarz.«

Elizabeth Knight lächelte nicht. Ihre Augen waren so rot wie die Saras, ihre Haut noch bleicher als gewöhnlich. »Sara«, sagte sie, »morgen nach der Nachmittagssitzung würde ich gern mit Ihnen sprechen.« Sie räusperte sich. »Und ich möchte, daß Sie mit Steven das Memo für den Fall *Chance* durchsprechen. Ich brauche es spätestens morgen. Und wenn Steven die Nacht durcharbeitet – ich muß das Memo haben!« Ihre Stimme war beinahe schrill.

Sara schaute betroffen drein. »Ich werde ihm sofort Bescheid sagen, Richterin.«

Elizabeth Knight ergriff Saras rechte Hand. »Danke.« Sie schluckte mühsam. »Und bitte vergessen Sie nicht das Abendessen für Richter Wilkinson. Morgen abend um sieben bei mir zu Hause.«

»Ich hab' es bereits in den Terminkalender eingetragen«, sagte Sara ein wenig zögerlich.

Elizabeth Knight schaute Fiske an. »Ihr Bruder war ein sehr begabter Anwalt, Mr. Fiske. Ich weiß, daß es Ihnen pietätlos erscheinen mag, daß wir an einem Tag wie diesem über Me-

mos und Einladungen zum Abendessen sprechen, aber die Arbeit dieses Gerichts kann und darf nicht ins Stocken geraten, mögen noch so tragische Dinge geschehen sein. Diese Lektion habe ich schon vor langer Zeit gelernt«, fügte sie ein wenig müde hinzu. »Wie gesagt, es tut mir sehr leid.« Sie schaute auf die Uhr. »Du lieber Himmel, Jordan, du wirst noch deinen Termin auf dem Hill versäumen. Und auch ich muß noch einiges erledigen.« Wieder blickte sie Fiske an. »Wenn Sie uns bitte entschuldigen.«

Fiske zuckte die Achseln. »Wie Sie schon sagten, das Räderwerk bleibt für nichts und niemanden stehen.«

»Richterin Knight ist hart, aber fair«, sagte Sara, nachdem der Senator und seine Frau gegangen waren, und warf Fiske einen raschen Blick zu. »Sie hat es bestimmt nicht so gemeint.«

»O doch«, sagte Fiske.

»Na ja«, warf Chandler ein, »sie mußte bestimmt dreimal so hart schuften wie ein Mann, um dorthin zu gelangen, wo sie jetzt ist. So was vergißt man nie.«

»Das ist aber eine sehr liberale Einstellung«, sagte Sara.

»Sie kennen meine Frau nicht, sonst wüßten Sie, wie ich darauf komme.«

Sara lächelte. »Auch wenn Ramsey und Knight in vieler Hinsicht zusammenarbeiten – sie stammen aus sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten. Ramsey ist übertrieben zuvorkommend gegenüber Richterin Knight. Vielleicht mag er keine Konfrontationen mit Frauen. Er gehört einer anderen Generation an.«

»Ich glaube nicht, daß das Geschlecht irgend etwas damit zu tun hat«, versetzte Fiske geradeheraus.

»Sie ist eine brillante Juristin«, sagte Sara ein wenig zu heftig.

Dann hörten alle den Piepton. Chandler griff an seinen Gürtel, hielt das Gerät in die Höhe und las die Nummer von dem winzigen Bildschirm ab. »Gibt es hier irgendwo ein Telefon?«

fragte er Sara.

Sie zeigte es ihm.

Kurz darauf kam Chandler zurück und schüttelte müde den Kopf. »Ich muß ein paar neue Kunden verhören. Schrotschußverletzungen an den Köpfen. Ich bin ein echter Glückspilz.«

»Könnten Sie mich zum Revier mitnehmen, damit ich wieder zu meinem Wagen komme?« fragte Fiske.

»Eigentlich muß ich genau in die entgegengesetzte Richtung.«

»Ich kann Sie fahren, Mr. Fiske«, sagte Sara schnell. Beide Männer schauten sie an. »Für heute bin ich mit der Arbeit fertig. Habe sowieso nichts geschafft gekriegt.« Sie schaute zu Boden und lächelte ein bißchen wehmütig. »Es ist die reinste Ironie, aber Michael würde es nicht gutheißen. Ich habe noch nie jemanden gesehen, der so hingebungsvoll, so hart gearbeitet hat.« Sie schaute Fiske scharf an, als wollte sie ihren Worten Nachdruck verleihen.

»Gehen Sie doch essen, oder trinken Sie irgendwo einen Schluck«, schlug Chandler vor. »Vielleicht werden Sie feststellen, daß Sie viel zu besprechen haben.«

Fiske blickte sich um. Der Vorschlag war ihm sichtlich nicht geheuer; schließlich aber nickte er. »Wie wär's?« fragte er Sara.

»Einverstanden.« Sie schüttelte müde den Kopf. »Ich muß nur noch Steven Bescheid sagen, daß er die Nacht durcharbeiten muß«, sagte sie und ging davon.

»John«, sagte Chandler, »finden Sie soviel heraus, wie Sie können. Diese Frau stand Ihrem Bruder sehr nahe. Im Gegensatz zu Ihnen«, fügte er hinzu.

»Leute auszuhorchen ist nicht gerade meine Stärke«, sagte Fiske. Hinter Saras Rücken solche Ränke zu schmieden, verursachte ihm Schuldgefühle. Andererseits kannte er diese Frau ja nicht einmal.

»John«, sagte Chandler, als könne er Fiskes Gedanken lesen,

»ich weiß, sie ist klug und hübsch, sie hat mit Ihrem Bruder zusammengearbeitet, und sein Tod hat sie schwer getroffen. Aber vergessen Sie eins nicht.«

»Und was?«

»Das alles sind *keine* Gründe, der Frau zu vertrauen.« Mit diesem Ratschlag zum Abschied ging Chandler davon.

KAPITEL 25

Jordan Knight stand auf der Schwelle des Büros seiner Frau und beobachtete sie. Elizabeth Knight saß mit gebeugtem Kopf hinter dem Schreibtisch. Vor ihr lagen mehrere aufgeschlagene Bücher, doch sie las offensichtlich in keinem davon.

»Warum machst du für heute nicht Schluß, Schatz?«

Sie sah erschrocken auf. »Jordan, ich dachte, du wärest schon zu deinem Treffen gefahren.«

Er ging zu ihr, stellte sich neben sie und massierte mit einer Hand ihren Nacken. »Ich habe es abgesagt. Und jetzt sollten wir nach Hause fahren.«

»Aber ich muß noch arbeiten. Wir hinken furchtbar hinterher. Es ist so schwer ...«

Er legte eine Hand unter ihren Arm und half ihr hoch. »Beth, ganz gleich, wie wichtig es ist – so wichtig ist es auch wieder nicht. Fahren wir nach Hause«, sagte er fest.

Ein paar Minuten später saßen die Knights in einem Dienstwagen der Regierung, und der Chauffeur fuhr sie zu ihrer Wohnung. Als Elizabeth Knight sich nach einer entspannenden Dusche, einem leichten Abendessen und einem Glas Wein aufs Bett legte, fühlte sie sich wieder einigermaßen erholt. Ihr Mann kam ins Zimmer, setzte sich neben sie, legte ihre Füße auf seinen Schoß und massierte sie.

»Manchmal glaube ich, daß wir zu viel von unseren Assessoren verlangen. Sie zu hart arbeiten lassen. Zu viel von ihnen erwarten«, sagte Elizabeth nach einer Weile.

»Wirklich?« Jordan Knight umfaßte sanft ihr Kinn. »Du versuchst doch nicht etwa, dir irgendeine Mitschuld an Michael Fiskes Tod zu geben? An dem Abend, an dem er vermutlich umgebracht wurde, hat er keine Überstunden gemacht. Du hast mir erzählt, er habe sich krank gemeldet. Und daß man seine Leiche in einem heruntergekommenen Stadtteil gefunden hat,

in einer schmutzigen Gasse, hat nicht das geringste mit dir oder dem Gericht zu tun. Irgend jemand, irgendein Abschaum von der Straße, hat ihn ermordet. Vielleicht war es ein Raubmord, vielleicht war Fiske einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort. Aber wie dem auch sei, du hast nichts damit zu tun.«

»Die Polizei glaubt an einen Raubmord.«

»Die Ermittlungen haben zwar gerade erst begonnen, aber ich würde auch davon ausgehen.«

»Einer der Assessoren hat heute gefragt, ob Michaels Tod irgend etwas mit dem Gericht zu tun hat.«

Jordan Knight dachte kurz darüber nach. »Nun ja, das wäre zwar möglich, aber ich kann mir nicht vorstellen, auf welche Weise.« Plötzlich schaute er besorgt drein. »Aber falls es tatsächlich so ist, werde ich dafür sorgen, daß du zusätzlichen Schutz bekommst. Ich werde mich morgen hinters Telefon klemmen und veranlassen, daß ein Agent vom Secret Service oder vom FBI rund um die Uhr zu deinem Schutz abgestellt wird.«

»Nein, Jordan, das ist nicht nötig.«

»Na, hör mal. Ich werde mit allen Mitteln dafür sorgen, daß kein Verrückter dich mir wegnimmt. Das macht mir des öfteren Sorgen, Beth. Einige Urteile des Gerichts sind äußerst unpopulär. Und du bekommst von Zeit zu Zeit Morddrohungen. Das kannst du nicht ignorieren.«

»Das tue ich auch nicht. Ich versuche einfach, gar nicht daran zu denken.«

»Na schön, aber reg dich nicht auf, wenn ich anders verfare.«

Sie lächelte und berührte sein Gesicht. »Du kümmerst dich viel zuviel um mich.«

Er lächelte. »Wenn man etwas so Kostbares hat, kann man sich gar nicht genug darum kümmern.«

Sie küßten sich zärtlich; dann zog Jordan die Decke über sie, knipste das Licht aus und ging in sein Arbeitszimmer, um noch

einige Akten durchzusehen. Doch Elizabeth Knight schlief nicht sofort. Sie starrte in die Dunkelheit, und eine Flut von Gefühlen drang auf sie ein, drohte sie zu überwältigen, doch ihre Müdigkeit war stärker, und zum Glück kam der Schlaf.

»Ich kann mir nicht vorstellen, was Sie durchmachen, John. Ich weiß nur, wie sehr es mir zu schaffen macht, obwohl ich Michael nur verhältnismäßig kurz gekannt habe.«

Sie saßen in Saras Wagen, waren gerade über den Potomac River gefahren und befanden sich nun in Virginia. Fiske fragte sich, ob Sara bei ihm vielleicht den Eindruck erwecken wollte, daß sie ihm nur wenig mitteilen konnte.

»Wie lange haben Sie beide zusammengearbeitet?«

»Ein Jahr. Michael hat mich überredet, noch ein Jahr dranzuhängen.«

»Ramsey hat gesagt, Sie und Michael hätten sich nahe gestanden. Wie nahe?«

Sie blickte ihn scharf an. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will nur Fakten über meinen Bruder sammeln. Ich will wissen, wer seine Freunde waren. Ob er eine Freundin hatte.« Er schaute zu ihr hinüber, um ihre Reaktion zu beobachten. Doch falls Sara etwas empfand, verbarg sie es.

»Sie wohnen nur zwei Autostunden weit weg und wissen nichts über sein Leben?«

»Ist das Ihre Meinung oder die von jemand anderem?«

»Ich kann meine eigenen Beobachtungen machen.«

»Tja, das ist aber eine Straße, die in zwei Richtungen führt.«

»Meinen Sie damit die Beobachtungen oder die Fahrt von zwei Stunden?«

»Beides.«

Sie fuhren auf den Parkplatz eines Restaurants im Norden Virginias. Sie gingen hinein, bekamen einen Tisch und bestellten etwas zu essen und Getränke: Fiske ein Corona und Sara eine Margarita.

Fiske trank einen Schluck von seinem Bier und wischte sich den Mund ab. »Stammen Sie auch aus einer Anwaltsfamilie? Wir Juristen sind ja Herdentiere.«

Sie lächelte und schüttelte den Kopf. »Ich komme von einer Farm in North Carolina. Aus einem winzigen Kaff. Aber mein Vater hatte tatsächlich mit der Rechtsprechung zu tun.«

Fiske blickte sie interessiert an. »Inwiefern?«

»Er war der Friedensrichter des Bezirks. Offiziell war sein Gerichtssaal ein kleiner Verschlag hinten im Gefängnisgebäude. Aber die meisten Fälle verhandelte er, während er mitten auf einem Acker auf seinem John-Deere-Traktor saß.«

»Demnach hat Ihr Vater Ihr Interesse an der Juristerei geweckt?«

Sara nickte. »Mein Dad sah auf seinem staubigen Trecker mehr nach einem Richter aus als so manch anderer, den ich in altherwürdigsten Gerichtssälen gesehen habe.«

»Gilt das auch für den Obersten Gerichtshof?«

Sara blinzelte und wandte den Blick ab, und Fiske bedauerte seine Bemerkung sofort. »Ich wette, Ihr Dad war ein guter Friedensrichter. Gesunder Menschenverstand, gerechte Urteile. Ein bodenständiger Mensch.«

Sie schaute ihn an, ob er seine Worte sarkastisch meinte, doch Fiskes Gesichtsausdruck war aufrichtig. »Genau das war er«, sagte sie. »Er hatte hauptsächlich mit Wilderern und Verkehrssündern zu tun. Ich glaube nicht, daß nach Dads Urteilsprüchen auch nur einer das Gefühl hatte, ungerecht behandelt worden zu sein.«

»Sehen Sie ihn oft?«

»Er ist vor sechs Jahren gestorben.«

»Das tut mir leid. Lebt Ihre Mutter noch?«

»Sie ist noch eher als Dad gestorben. Das Leben auf dem Land kann hart sein.«

»Geschwister?«

Sara schüttelte den Kopf und schien erleichtert zu sein, daß

das Essen serviert wurde.

»Ich merke jetzt erst, was für einen Hunger ich habe«, sagte Fiske und nahm einen großen Bissen von seiner Tortilla. »Ich hab' heute noch nichts gegessen.«

»Das kommt bei mir oft vor. Ich hatte heute einen Apfel zum Frühstück, und das war's dann auch.«

»Das ist nicht gut für Sie.« Fiskes Blick glitt über Sara hinweg. »Sie haben nicht gerade Übergewicht.«

Sie betrachtete ihn. Trotz seiner breiten Schultern und der vollen Wangen wirkte er beinahe hager. Sein Hemdkragen saß weit um seinen Hals, und seine Taille wirkte zu schmal für seine Größe. »Sie auch nicht.«

Zwanzig Minuten später warf Fiske die Serviette auf den leeren Teller und lehnte sich zurück.

»Ich weiß, daß Sie viel zu tun haben«, begann er umständlich, »und möchte Ihre Zeit nicht über Gebühr in Anspruch nehmen. Mein Bruder und ich haben uns nicht oft gesehen. Aber da gibt es eine Informationslücke, die ich füllen muß, wenn ich herausfinden will, wer ihn ermordet hat.«

»Offiziell ist das Detective Chandlers Aufgabe.«

»Inoffiziell ist es meine.«

»Ihre Vergangenheit als Polizist?« fragte Sara. Fiske runzelte die Stirn. »Michael hat mir viel von Ihnen erzählt.«

»Ach, ja?«

»Ja, sicher. Er war sehr stolz auf Sie. Vom Cop zum Strafverteidiger. Michael und ich haben einige interessante Diskussionen darüber geführt.«

»Es gefällt mir nicht, daß jemand Diskussionen über mein Leben führt, den ich gar nicht kenne.«

»Kein Grund, sich aufzuregen. Ihr Berufswechsel erschien Michael und mir nur ziemlich interessant.«

Fiske zuckte die Achseln. »Als Cop habe ich Ganoven vor Gericht geschleift. Heute verdiene ich meinen Lebensunterhalt damit, sie vor Gericht zu verteidigen. Um Ihnen die Wahrheit

zu sagen ... mit der Zeit haben mir einige von den Burschen leid getan.«

»Ich habe noch nie gehört, daß ein Cop so etwas offen zugeibt.«

»Wirklich? Mit wie vielen Polizisten hatten Sie denn schon zu tun?«

»Ich fahre gern schnell. Zu schnell. Das bringt mir jede Menge Strafzettel ein.« Sara lächelte neckisch. »Jetzt mal ehrlich, warum haben Sie den Beruf gewechselt?«

Fiske spielte geistesabwesend mit seinem Messer. »Ich habe mal einen Burschen geschnappt, der Kokain bei sich hatte. Er arbeitete als Kurier für mehrere Drogenhändler. Der Kerl war ein kleiner Fisch. Er hat den Stoff bloß von A nach B gebracht. Ich hatte einen anderen berechtigten Grund, mir den Jungen zu schnappen und ihn zu durchsuchen. Bei der Gelegenheit finde ich diesen Block Kokain, und der Bursche erzählt mir mit dem Vokabular eines Erstkläßlers: ›Ich dachte, es wär'n Stück Käse.« Fiske schaute Sara in die Augen. »Können Sie sich das vorstellen? Er wäre besser dran gewesen, hätte er behauptet, nicht zu wissen, wie der Stoff in seinen Wagen gekommen ist. Dann hätte sein Anwalt wenigstens Versuchen können, berechtigte Zweifel anzumelden, was die Anklage wegen Drogenbesitzes angeht. Aber wenn man Geschworenen vormachen will, daß jemand, der wie der letzte Dreck aussieht und der handelt und spricht wie ein geistig Zurückgebliebener, *wirklich* davon überzeugt war, ein Block Kokain im Wert von zehntausend Dollar sei ein Schweizer Käse gewesen ... tja, dann bekommt man Probleme.« Er schüttelte den Kopf. »Man steckt zehn von diesen Typen ins Gefängnis, und hundert andere warten nur darauf, ihre Stelle einzunehmen. Diesen Jungs bleibt nichts anderes übrig. Hätten sie eine andere Möglichkeit, zu Geld zu kommen – sie würden sie wahrnehmen. Aber wenn man den Menschen keine Hoffnung gibt, ist es ihnen völlig gleichgültig, was sie sich selbst oder anderen antun.«

Sara lächelte. »Was ist daran so komisch?« fragte Fiske.

»Sie hören sich genau wie Ihr Bruder an.«

Fiske hielt inne und rieb mit der Hand über einen Wasserring, den sein Glas auf der Tischplatte hinterlassen hatte. »Haben Sie viel Zeit mit Mike verbracht?«

»Ja, ziemlich viel.«

»Auch privat?«

»Wir waren öfters auf einen Drink aus oder zum Essen, haben Ausflüge gemacht.« Sie trank einen Schluck und lächelte. »Ich bin noch nie verhört worden.«

»Verhöre können ziemlich schmerzlich sein.«

»Wirklich?«

»Ja. Bei Ihnen, zum Beispiel, verrät mir irgend etwas, daß Mikes Tod für Sie gar nicht so überraschend kam. Stimmt das?«

Augenblicklich fiel die Gelassenheit von Sara ab. »Nein. Ich war entsetzt.«

»Entsetzt, ja. Aber überrascht?«

Die Kellnerin kam und fragte, ob sie ein Dessert oder Kaffee wünschten. Fiske bat um die Rechnung.

Kurz darauf saßen sie wieder im Wagen und fuhren in die Stadt zurück. Mittlerweile regnete es leicht. Was das Wetter betraf, war der Oktober in diesem Landstrich ein verrückter Monat. Es konnte abwechselnd heiß, mild oder kalt sein. Zur Zeit war es sehr heiß und feucht, und Sara ließ die Klimaanlage auf vollen Touren laufen.

Fiske schaute sie erwartungsvoll an. Sie bemerkte seinen Blick, atmete seufzend ein und begann mit bedächtiger Stimme: »In letzter Zeit kam Michael mir nervös vor ... und irgendwie abwesend.«

»Vielleicht lag es am Streß.«

»In den letzten sechs Wochen haben wir ein Memo nach dem anderen verfaßt. Das geht fast allen an die Nerven, aber Michael ist regelrecht aufgeblüht, wenn es hoch her ging.«

»Und Sie glauben, das hatte irgend etwas mit dem Gericht zu tun?«

»Michael hatte so gut wie kein Privatleben.«

»Abgesehen von Ihnen?«

Sie blickte ihn scharf an, sagte aber nichts.

»Standen irgendwelche großen, kontroversen Fälle an?« fragte er.

»Jeder Fall ist groß und kontrovers.«

»Aber Mike hat sich Ihnen gegenüber nie genauer geäußert?«

Sara blickte nach vorn, antwortete auch diesmal nicht.

»Alles, was Sie mir sagen, könnte mir helfen, Sara.«

Sie trat behutsam auf die Bremse. »Ihr Bruder war manchmal ziemlich seltsam. Haben Sie gewußt, daß er regelmäßig in aller Herrgottsfrühe zur Poststelle ging, um sich so schnell wie möglich über interessante Fälle, Berufungsanträge und dergleichen zu informieren?«

»Das überrascht mich nicht. Mike hat nie halbe Sachen gemacht. Wie verfährt man normalerweise mit diesen Anträgen?«

»Sie werden in der Poststelle geöffnet und dort zunächst einmal gesichtet. Unsere Analytiker nehmen sich sämtliche Akten vor, um sicherzustellen, daß sie den formellen und inhaltlichen Anforderungen des Gerichts entsprechen. Falls es sich um handschriftliche Eingaben handelt – und das ist bei zahlreichen Anträgen *in forma pauperis* der Fall –, achten sie sogar darauf, ob die Handschrift lesbar ist. Dann wird die Akte unter dem Nachnamen des Antragstellers in einer Datenbank gespeichert. Zum Schluß wird die Akte kopiert, und jeder Richter bekommt ein Exemplar.«

»Mike hat mir mal gesagt, daß bei Ihnen eine Flut von Berufungen eingeht. Die Richter können doch unmöglich alle diese Akten lesen.«

»Tun sie auch nicht. Die Petitionen werden unter den Richtern aufgeteilt, und die Assessoren schauen sie durch, ob Aktenanforderungsanträge gestellt werden sollten, und schreiben

entsprechende Empfehlungen. Nehmen wir mal an, wir bekommen pro Woche einhundert Anträge. Es gibt neun Richter, also bekommt jede Kammer eines Richters ungefähr ein Dutzend. Von dem Dutzend, das an Richterin Knights Kammer geht, schreibe ich zu dreien dieser Anträge ein kurzes Gutachten. Die Gutachten gehen dann an sämtliche Kammern. Dort schauen die anderen Assessoren sie sich an und schreiben Empfehlungen, ob ihr Richter die Anträge annehmen sollte oder nicht.«

»Dann haben die Assessoren eine ziemliche Macht.«

»In mancher Hinsicht, ja. Aber bei den Beurteilungen eigentlich nicht. Das Gutachten eines Assessors besteht hauptsächlich aus einer Zusammenfassung der Fakten des jeweiligen Falles und einer Verknüpfung mit anderen Präzedenzfällen. Die Richter setzen die Assessoren praktisch nur für den Papierkram ein, die Vorlagen. Die größte Bedeutung kommt uns bei der Sichtung der Fälle zu.«

Fiske schaute nachdenklich drein. »Also kann es geschehen, daß ein Richter nicht mal die Originaldokumente zu sehen bekommt, die eingereicht wurden, bevor er entscheidet, ob ein Fall angenommen wird oder nicht? Er liest bloß das Gutachten über die Petition und die Empfehlung des Assessors.«

»Vielleicht nicht einmal das gesamte Gutachten, sondern nur die Empfehlung. Normalerweise finden zweimal wöchentlich Konferenzen statt, bei denen die Richter die Neueingänge diskutieren. Dabei wird über sämtliche Petitionen abgestimmt, die von den Assessoren gesichtet wurden. Bei mindestens vier Ja-Stimmen, dem erforderlichen Minimum, wird der Fall angenommen.«

»Die erste Person, die einen Antrag an den Obersten Gerichtshof zu Gesicht bekommt, ist also jemand aus der Poststelle?«

»Normalerweise ja.«

»Was meinen Sie mit ›normalerweise‹?«

»Nun ja, es gibt keine Garantie dafür, daß alles stets nach Vorschrift abläuft.«

Fiske dachte kurz darüber nach. »Wollen Sie damit andeuten, daß mein Bruder einen Antrag an sich genommen hat, bevor er in der Poststelle ordnungsgemäß bearbeitet wurde?«

Sara stieß ein ersticktes Seufzen aus, riß sich aber schnell zusammen. »Das kann ich Ihnen nur sagen, wenn Sie mir Vertraulichkeit zusichern, John.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich werde Ihnen nichts versprechen, was ich nicht halten kann.«

Sara seufzte erneut, erzählte Fiske dann aber mit kurzen, knappen Worten von den Papieren, die sie im Aktenkoffer seines Bruders entdeckt hatte. »Ich wollte wirklich nicht herum-schnüffeln. Aber Mike hatte sich so seltsam benommen, und ich hab' mir Sorgen um ihn gemacht. Eines Morgens bin ich ihm begegnet, als er gerade von der Poststelle kam. Er sah ... verstört aus. Ich vermute, daß er gerade den Antrag entdeckt und eingesteckt hatte, den ich später in seinem Aktenkoffer fand.«

»Diese Eingabe, die Sie gesehen haben ... war es das Original oder eine Kopie?«

»Das Original. Eine Seite war von Hand geschrieben, die andere mit der Maschine.«

»Werden Originale normalerweise an die Richter weitergegeben?«

»Nein. Nur Kopien. Und die kopierten Unterlagen stecken bestimmt nicht mehr in den Umschlägen, in denen die Originale bei Gericht eintreffen.«

»Mike hat mir mal gesagt, daß Assessoren manchmal Akten mit nach Hause nehmen, sogar Originale.«

»Das stimmt.«

»Vielleicht wollte Mike die Akte, die Sie bei ihm gefunden haben, zu Hause durchgehen.«

Sara schüttelte den Kopf. »Es war keine normale Akte. Auf

dem Umschlag stand kein Absender, und die getippte Seite war nicht unterschrieben. Als ich die handgeschriebene Seite sah, dachte ich sofort, daß es sich um eine Petition *in forma pauperis* handelt, aber ich habe keinen Antrag auf Prozeßkostenhilfe und auch keine eidesstattliche Erklärung über Mittellosigkeit entdeckt.«

»Haben Sie irgendeinen Namen auf den Papieren gesehen, irgend etwas, das den Antragsteller identifizieren könnte?«

»Ja. Deshalb weiß ich, daß Mike die Akte entwendet hat.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich konnte einen Blick auf den ersten Satz der maschinengeschriebenen Seite werfen. Darin wurde die Person genannt, die den Antrag eingereicht hat. Nachdem ich dann Michaels Büro verlassen hatte, habe ich sofort im Archiv des Gerichts nachgesehen. Es war kein Antrag unter diesem Namen abgelegt.«

»Wie lautete der Name?«

»Der Nachname war Harms.«

»Und der Vorname?«

»Den habe ich nicht gesehen.«

»Fällt Ihnen dazu sonst noch etwas ein?«

»Nein.«

Fiske lehnte sich im Beifahrersitz zurück. »Aber wenn Mike diesen Antrag auf Berufung unerlaubt eingesteckt hat, mußte er doch dafür sorgen, daß niemand Krach schlägt, weil die Akte verschwunden ist, nicht wahr? Zum Beispiel der Anwalt, der den Antrag eingereicht hat... falls es ein Anwalt war.«

»Auf dem Umschlag stand ein Einschreibevermerk. Der Absender wird die Einlieferungsbescheinigung haben.«

»Hm. Und warum war eine Seite von Hand und die andere mit Maschine geschrieben?«

»Weil der Antrag von zwei verschiedenen Personen verfaßt wurde. Vielleicht wollte irgend jemand Harms helfen, ohne sich zu erkennen zu geben.«

»Von allen Anträgen, die das Gericht erhält, nimmt Mike ausgerechnet diesen mit. Warum?«

Sara blickte Fiske nervös an. »O Gott, wenn sich herausstellt, daß es irgend etwas mit Mikes Tod zu tun hat ... Ich hätte nie gedacht ...« Plötzlich schien Sara jeden Moment in Tränen auszubrechen.

»Ich werde keinem etwas darüber sagen. Zumindest vorerst nicht. Sie haben für Mike ein Risiko auf sich genommen. Das weiß ich zu schätzen«, sagte Fiske und fügte nach einer längeren Pause hinzu: »Es ist schon spät.«

Nachdem sie eine Zeitlang schweigend weitergefahren waren, ergriff Fiske erneut das Wort. »Wir haben herausgefunden, daß Michael in den letzten Tagen ungefähr zwölfhundert Kilometer mit seinem Wagen zurückgelegt hat. Haben Sie eine Ahnung, wohin er gefahren sein könnte?«

»Nein. Er ist nicht gern Auto gefahren. Er ist sogar mit dem Fahrrad zur Arbeit gekommen.«

»Was haben die anderen Assessoren von ihm gehalten?«

»Sie haben ihm größten Respekt entgegengebracht. Mike war unglaublich motiviert. Das trifft wahrscheinlich auf alle Assessoren am Obersten Gerichtshof zu, aber Michaels Arbeitsleistung war unglaublich. Ich kann auch von mir behaupten, sehr hart zu arbeiten, aber ich bin der Ansicht, daß man im Leben einen gewissen Ausgleich braucht.«

»Mike war schon immer so«, sagte Fiske ein wenig müde. »Was er getan hat, hat er hundertfünfzigprozentig getan. Er war ein arbeitssüchtiger Perfektionist.«

»Muß in der Familie liegen. Michael hat mir erzählt, daß Sie als Jugendlicher fast immer zwei oder drei Jobs zugleich hatten.«

»Ich war scharf auf Taschengeld.«

Nur war das Geld nicht lange in Fiskes Tasche geblieben. Er hatte es seinem Vater gegeben, der sich mehr als vierzig Jahre lang abgerackert hatte, ohne je mehr als lausige fünfzehnhun-

dert Dollar im Monat zu verdienen. Jetzt ging Fiskes Geld an seine Mutter, wurde von den immensen Rechnungen für die Heimunterbringung verschlungen.

»Während Sie als Cop gearbeitet haben, gingen Sie aufs College, nicht wahr?«

Fiske trommelte ungeduldig mit den Fingern aufs Armaturenbrett. »Ja. Auf die gute alte Virginia Commonwealth University, das Stanford des nächsten Jahrhunderts.«

»Und haben Jura studiert.«

Fiske schaute sie wütend an.

»Bitte, regen Sie sich nicht auf John. Ich bin nur ein bißchen neugierig.«

Er seufzte. »Zuerst war ich bei einem Strafverteidiger in Richmond. Habe viel von ihm gelernt. Bestand die Prüfung und bekam die Zulassung. Das ist die einzige Möglichkeit, Anwalt zu werden«, fügte er trocken hinzu, »wenn man zu dumm ist, bei der Prüfung vor der Anwaltskammer auf die erforderliche Punktzahl zu kommen.«

»Sie sind nicht dumm.«

»Danke, aber woher wollen Sie das wissen?«

»Wir haben Sie bei einem Prozeß beobachtet.«

Er drehte sich zu ihr um. »Wie bitte?«

»Im Sommer sind Michael und ich nach Richmond gefahren und haben Sie bei einem Strafprozeß beobachtet.« Ihren zweiten Abstecher nach Richmond wollte Sara nicht erwähnen.

»Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie kommen?«

Sara zuckte die Achseln. »Michael war der Meinung, es wäre Ihnen nicht recht.«

»Warum sollte es mir nicht recht sein, meinen Bruder zu sehen?«

»Was fragen Sie mich? Er war Ihr Bruder. Ich war wirklich beeindruckt von Ihnen«, fuhr Sara fort, als Fiske nichts erwiderte. »Ich glaube, Sie haben mich motiviert, vielleicht auch eines Tages als Strafverteidigerin zu arbeiten. Zumindest

möchte ich es eine Zeitlang versuchen ... herausfinden, wie es wirklich ist.«

»Und Sie glauben, das würde Ihnen gefallen?«

»Warum nicht? Es gibt immer noch Bereiche, in denen das Gesetz eine edle Berufung sein kann. Wenn es darum geht, die Rechte anderer zu verteidigen. Die Rechte der Armen. Ich würde gern etwas über Ihre Fälle hören.«

»Wirklich?«

»Aber sicher«, sagte sie begeistert.

Fiske lehnte sich zurück und tat so, als müsse er scharf nachdenken. »Mal sehen ... da war dieser Ronald James. Das war sein richtiger Name, aber er nannte sich Backdoor Daddy, nach seiner bevorzugten Praxis beim Sex. Genauer gesagt, bei den sechs brutalen Vergewaltigungen, die er begangen hatte. Ich habe einen Kuhhandel für ihn rausgeholt, obwohl ihn alle sechs Frauen bei der polizeilichen Gegenüberstellung identifiziert hatten. Aber ich hatte gewisse Vorteile bei der Verhandlung, denn vier der Frauen wollten oder konnten Backdoor vor Gericht nicht gegenüberreten. Vor Angst und Entsetzen – was einem Verteidiger nur recht sein kann. Das fünfte Opfer war eine Frau mit Vergangenheit. Sie hatte ein paar häßliche Flecken auf der weißen Weste, die es uns vielleicht ermöglicht hätten, ihre Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen. Opfer Nummer sechs hätte Backdoor am liebsten ans Kreuz genagelt. Aber *eine* gute Zeugin ist nicht das gleiche wie ein halbes Dutzend. Jedenfalls kriegte die Staatsanwaltschaft kalte Füße, und Backdoor bekam zwanzig Jahre mit Aussicht auf Bewährung.

Dann war da Jenny, ein nettes Mädchen, das seiner Großmutter mit einem Hackebeil den Schädel gespalten hat, wie sie mir unter Tränen erzählte, weil die blöde alte Hexe ihr verboten hatte, mit ihren Freunden in eine Spielhalle zu gehen. Jennys Mutter – die Tochter der alten Dame, die von der kleinen Jenny abgeschlachtet worden war –, bezahlt mein Honorar in Raten von zwei Dollar pro Monat ...«

»Ich verstehe, worauf Sie hinauswollen«, fiel ihm Sara ins Wort.

»... Aber ich will Sie nicht entmutigen. Der Kerl, den ich vor kurzem wegen Einbruchs rausgepaukt habe, hat meine Rechnung auf einen Schlag bezahlt – wahrscheinlich von dem Geld, das er vom Hehler für das Diebesgut bekommen hatte. Ich habe gelernt, keine Fragen zu stellen. Also konnte ich diesen Monat die Miete bezahlen, und ich mußte auch schon seit langem keine Waffe mehr auf einen Mandanten richten. Und morgen ist immer ein neuer Tag.« Fiske lehnte sich zurück. »Gehen Sie frohgemut ans Werk, Miss Evans.«

»Es macht Ihnen Spaß, Ihre Mitmenschen zu schockieren, was?«

»Sie haben mich gefragt.«

»Verdammt noch mal, warum machen Sie den Job dann?«

»Jemand muß ihn tun.«

»Das war nicht gerade die Antwort, die ich erwartet habe, aber lassen wir es dabei bewenden«, sagte Sara schroff. »Vielen Dank auch, daß Sie meine Träume haben zerplatzen lassen. Das weiß ich wirklich zu schätzen.«

»Sie sollten mir dankbar dafür sein«, erwiderte Fiske wütend. »Hören Sie, Sara«, fügte er dann ein wenig ruhiger hinzu, »ich bin kein Ritter in einer strahlenden Rüstung. Die meisten meiner Mandanten sind schuldig. Ich weiß es, sie wissen es, alle wissen es. Und genau aus diesem Grund arbeite ich bei neunzig Prozent aller Fälle auf einen Kuhhandel hin. Käme wirklich jemand zu mir und würde behaupten, er wäre unschuldig, würde ich vermutlich einem Herzinfarkt erliegen. Ich verteidige nicht, ich treibe einen Handel mit Urteilen. Mein Job besteht darin, dafür zu sorgen, daß mein Mandant höchstens so lange in den Knast wandert wie andere, die das gleiche oder ähnliche verbrochen haben. Das ist auch eine Art von Gerechtigkeit, nicht wahr? Und wenn ich es mal auf eine Verhandlung ankommen lasse, was selten genug der Fall ist, besteht der

Trick darin, so viel Staub aufzuwirbeln, daß die Geschworenen die Lust und Kraft verlieren, der Sache wirklich auf den Grund zu gehen, und aufgeben. Die wollen doch gar nicht herumsitzen und über das Schicksal eines Menschen sprechen, den sie überhaupt nicht kennen und der ihnen scheißegal ist.«

»Mein Gott, was ist nur aus der Wahrheit geworden?«

»Manchmal ist die Wahrheit der größte Feind des Anwalts. Man kann sie nicht verdrehen. In neun von zehn Fällen verliere ich mit der Wahrheit meine Prozesse. Man bezahlt mich nicht dafür, einen Prozeß zu verlieren, aber ich versuche, fair zu sein. Also spielen wir alle tagsüber unser kleines Schmierentheater, hängen des Nachts die Netze aus und fangen uns einen möglichst dicken Brocken, und am nächsten Tag findet die nächste Komödie statt. Und so geht es immer weiter.«

»Ist das für Sie das wirkliche Leben?« fragte Sara.

»Keine Angst, Sie werden das wirkliche Leben niemals kennenlernen. Sie werden an der Harvard-Universität lehren oder in irgendeiner New Yorker Kanzlei mit vergoldeten Schildern an den Türen arbeiten. Sollte ich je dorthin kommen, winke ich Ihnen von der Müllkippe aus zu.«

»Würden Sie bitte aufhören?« rief Sara.

Schweigend fuhren sie weiter, bis Fiske eine Frage in den Sinn kam. »Warum haben Sie so getan, als würden Sie mich nicht kennen, als Perkins uns im Gericht miteinander bekannt machte? Schließlich haben Sie mich schon mal bei einem Prozeß beobachtet.«

Sara atmete kurz ein. »Keine Ahnung. Wahrscheinlich, weil mir nichts einfiel, wie ich Ihnen in Perkins' Beisein geschickt beibringen konnte, daß ich Sie schon mal gesehen habe.«

»Wieso ›geschickt‹? Sie hätten es mir einfach sagen können.«

»Sie wissen doch, was man über den ersten Eindruck sagt.« Kaum war Sara diese Bemerkung über die Lippen gekommen, schüttelte sie den Kopf. *Gott im Himmel!*

Während Fiske sie beobachtete, fiel der letzte Rest seiner Feindseligkeit von ihm ab. »Lassen Sie sich nicht von einem zynischen Arsch wie mir Ihre Begeisterung nehmen, Sara. Niemand hat das Recht dazu«, fügte er leise hinzu. »Es tut mir leid.«

Sara schaute zu ihm hinüber. »Ich glaube, Ihnen liegt mehr an den Menschen, als Sie zugeben.« Sie zögerte kurz, überlegte, ob sie es ihm sagen sollte oder nicht. »Sie kennen einen kleinen Jungen namens Enis, nicht wahr?«

Fiske blickte sie an.

»Ich habe gesehen, wie Sie mit ihm gesprochen haben.«

Endlich fiel es Fiske ein. »Die Bar! Ich wußte doch, daß ich Sie schon mal gesehen habe. Sind Sie mir etwa gefolgt?«

»Ja.«

Saras Offenheit überrumpelte Fiske. »Warum?« fragte er ruhig.

»Das ist nicht leicht zu erklären«, sagte sie zögernd. »Ich bin noch nicht dazu bereit, mit Ihnen darüber zu sprechen. Ich habe Ihnen nicht nachspioniert. Ich sah, wie schwer es Ihnen fiel, mit Enis und seiner Familie zu sprechen.«

»Etwas Besseres konnte ihnen gar nicht passieren. Beim nächstenmal hätte der Alte vielleicht sie umgebracht.«

»Aber trotzdem ... auf diese Weise den Vater zu verlieren ...«

»Er war nicht Enis' Vater.«

Sara blickte ihn verdutzt an. »Er war gar nicht der Vater?«

»Sicher, Enis ist sein Sohn. Aber das macht den Kerl nicht zum Vater. Väter tun nicht, was dieser Mann seiner Familie angetan hat.«

»Was wird aus ihnen werden?«

Fiske zuckte die Achseln. »Ich gebe Lucas noch zwei Jahre, bis sie ihn mit einem Dutzend Löchern in der Brust in irgendeiner Gasse finden. Das wirklich Traurige daran ist, er selbst weiß das auch.«

»Vielleicht wird er Ihnen eine angenehme Überraschung bereiten.«

»Ja. Vielleicht.«

»Und Enis?«

»Ich weiß nichts von Enis. Und ich möchte nicht mehr darüber sprechen.«

Sie fuhren schweigend weiter, bis sie das Gebäude der Mordkommission erreicht hatten. »Mein Wagen steht direkt vor dem Haupteingang.«

Sara blickte ihn erstaunt an. »Sie Glückspilz. Ich wohne seit zwei Jahren in dieser Stadt und habe noch nie einen Parkplatz am Straßenrand gefunden.«

Fiske starrte zum Bürgersteig hinüber. »Ich könnte schwören, daß ich den Wagen genau dort abgestellt habe.«

Sara schaute aus dem Fenster. »Direkt neben diesem Halteverbotsschild, meinen Sie?«

Fiske sprang aus dem Wagen, und genau in diesem Augenblick wurde der Regen stärker. Er blickte zu dem Schild hinauf und schaute dann zu der Lücke, in der sein Auto gestanden hatte. Er setzte sich wieder in Saras Wagen, lehnte sich im Sitz zurück und schloß die Augen. Wassertropfen schimmerten auf seinem Gesicht und im Haar. »Mann, was ist das heute für ein Tag.«

»Ich rufe die Nummer vom Abschleppdienst an, dann können Sie das Bußgeld bezahlen und bekommen den Wagen zurück.« Sara zog ihr Handy hervor und wählte die Nummer, die sie vom Halteverbotsschild ablas. Sie ließ es zehnmal klingeln, doch niemand hob ab. Schließlich unterbrach sie die Verbindung. »Sieht nicht so aus, als würden Sie Ihren Wagen heute noch zurückkriegen.«

»Ich muß es unbedingt meinem Dad sagen.«

»Oh.« Sie dachte kurz nach. »Na gut, dann fahre ich Sie eben.«

Fiske schaute in den strömenden Regen hinaus. »Im Ernst?«

Sara legte den Gang ein. »Suchen wir Ihren Dad.«
»Können wir vorher noch irgendwo vorbeifahren?«
»Klar. Wenn Sie mir sagen wo.«
»Bei der Wohnung meines Bruders.«
»John, ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist.«
»Ich halte es für eine tolle Idee.«
»Wir kommen sowieso nicht rein.«
»Ich habe einen Schlüssel«, sagte Fiske.
Sara schaute völlig verwirrt drein.
»Ich habe Mike beim Umzug geholfen, als er hier am Gericht
anfang.«
»Hat die Polizei die Wohnung denn nicht versiegelt?«
»Chandler hat gesagt, er wolle sie sich erst morgen ansehen.«
Fiske schaute Sara an. »Keine Angst, Sie bleiben im Wagen.
Wenn irgendwas passiert, fahren Sie einfach los.«
»Und wenn Michaels Mörder in der Wohnung ist?«
»Haben Sie 'nen Wagenheber im Kofferraum?«
»Ja.«
»Dann ist heute mein Glückstag.«
Sara atmete ganz flach ein. »Ich hoffe, Sie wissen, was Sie
tun.«
Das hoffe ich auch, dachte Fiske.

KAPITEL 26

Als sie Michael Fiskes Wohnung erreichten, fand Sara einen Parkplatz um die Ecke. »Können Sie den Kofferraum von innen entriegeln?« fragte Fiske und stieg aus, als Sara nickte.

Sie hörte, wie er kurz den Kofferraum durchstöberte. Als er dann plötzlich am Seitenfenster auftauchte, zuckte sie unwillkürlich zusammen. Dann drehte sie rasch die Scheibe herunter.

»Verriegeln Sie die Türen, lassen Sie den Motor laufen und halten Sie die Augen auf, klar?«

Sie nickte und sah, daß er in der einen Hand den Wagenheber und in der anderen eine Taschenlampe hielt.

»Wenn Sie nervös werden oder irgend etwas passiert, geben Sie einfach Gas. Ich bin ein großer Junge. Ich komme schon irgendwie nach Richmond.«

Störrisch schüttelte Sara den Kopf. »Ich warte hier.«

Als sie beobachtete, wie Fiske um die Ecke ging, kam ihr ein Gedanke. Sie wartete noch eine Minute, bis sie sicher war, daß er das Haus betreten hatte; dann fuhr sie um die Ecke, zurück auf die Straße, an der Michael gewohnt hatte, und parkte gegenüber von dem Reihenhaushaus. Sie zog das Handy hervor und schaltete es wieder ein. Falls sie irgend etwas beobachten sollte, das ihr auch nur entfernt verdächtig vorkam, würde sie in Michaels Wohnung anrufen und Fiske warnen. Ein guter Plan für einen Notfall. Doch Sara hoffte, daß es nicht so weit kommen würde.

Fiske schloß die Tür hinter sich, schaltete die Taschenlampe ein und schaute sich um. Es gab keine offensichtlichen Anzeichen dafür, daß jemand die Wohnung durchsucht hatte.

Er betrat die kleine Küche, die durch eine hüfthohe Theke vom Wohnzimmer abgetrennt wurde. Dann suchte er nach Plastikbeuteln, fand schließlich welche in einer Schublade des

Küchenschrank und zog sie sich über die Hände, um keine Fingerabdrücke zurückzulassen. Eine schmale Tür führte in die Speisekammer, doch Fiske hielt sich gar nicht erst damit auf, den winzigen Raum zu inspizieren. Sein Bruder war nicht der Typ, der Dosen mit Mais und Erbsen in ordentlichen Reihen aufstellte.

Er ging durchs Wohnzimmer und sah in der kleinen Garderobe nach, entdeckte aber in keiner der Manteltaschen etwas. Dann ging er zum Schlafzimmer im hinteren Teil der Wohnung. Die Bodenbretter waren abgetreten und knirschten bei jedem Schritt. Er stieß die Tür auf, schaute ins Zimmer. Das Bett war nicht gemacht, und da und dort lagen Kleidungsstücke. Wieder durchwühlte Fiske die Taschen – nichts. In einer Ecke stand ein kleiner Schreibtisch. Er durchsuchte ihn sorgfältig, fand aber nichts von Interesse. Er sah ein Stromkabel in einer Steckdose in der Wand und runzelte die Stirn, als er das andere Ende des Kabels in die Höhe hielt. Er schaute neben dem Schreibtisch nach, fand aber nicht, worauf er gehofft hatte: den Laptop, der an dem Kabel hätte angeschlossen sein müssen. Und den Aktenkoffer seines Bruders; Fiske hatte ihn Michael zum bestandenen Juraexamen geschenkt. Er nahm sich vor, Sara nach dem Laptop und dem Aktenkoffer zu fragen.

Als er das Schlafzimmer durchsucht hatte, ging er in den Korridor zurück und in Richtung der Küche. Dann blieb er kurz stehen, lauschte aufmerksam, wobei er den Wagenheber fester packte. Mit einem plötzlichen Sprung riß er die Tür zur Speisekammer auf, hob den Wagenheber und leuchtete mit der Taschenlampe direkt in den kleinen Raum.

Der Mann sprang hinaus und traf Fiske mit der Schulter genau in den Magen. Fiske stöhnte auf, die Taschenlampe flog in hohem Bogen davon. Doch er hielt das Gleichgewicht, holte aus und schlug dem Mann den Wagenheber in den Nacken. Er hörte einen gequälten Schrei; aber der Mann erholte sich schneller, als Fiske erwartet hatte: Der Unbekannte hob ihn

hoch und schleuderte ihn über die Theke, Fiske schlug hart auf. Er spürte, wie seine Schulter taub wurde. Dennoch gelang es ihm, sich zur Seite zu drehen und dem Mann die Beine unter dem Leib wegzutreten, als der an ihm vorbei zur Tür stürmen wollte. Wieder holte Fiske mit dem Wagenheber aus, verfehlte in der Dunkelheit jedoch sein Ziel und schmetterte das Ding auf den Fußboden. Einen Sekundenbruchteil später hämmerte der Fremde ihm die Faust ans Kinn. Fiske schlug erneut zu, und diesmal traf er Fleisch und Knochen.

Doch wieder war der Unbekannte in Sekundenschnelle auf den Beinen und flitzte zur Tür hinaus. Fiske rappelte sich auf, setzte ihm nach. Er hörte Schritte durchs Treppenhaus poltern. Verbissen jagte Fiske dem Mann hinterher, hörte, wie die Haustür aufgerissen wurde. Zehn Sekunden später war auch Fiske auf der Straße, schaute blitzschnell nach rechts und links. Eine Hupe gellte.

Sara drehte das Seitenfenster hinunter und wies nach rechts. Durch den prasselnden Regen sprintete Fiske in die gewiesene Richtung, stürmte um die Ecke. Sara legte den Gang ein, mußte aber warten, bis zwei andere Wagen vorbeigefahren waren; dann jagte sie mit quietschenden Reifen los. Sie fuhr um die Ecke, raste den nächsten Häuserblock entlang, sah aber niemanden. Sie setzte zurück, bog in eine andere Straße ab, dann in eine weitere, wurde immer hektischer, ängstlicher. Als sie den nach Atem ringenden Fiske mitten auf der Straße sah, stieß sie einen Schrei der Erleichterung aus.

Sie sprang aus dem Wagen und lief zu ihm.

»John, Gott sei Dank, Ihnen ist nichts passiert.«

Fiskes Gesicht war düster. Wütend, daß der Fremde ihm entkommen war, stieß er hervor: »Verdammte Scheiße!«

»Was hatte das zu bedeuten, um Himmels willen?«

Fiske beruhigte sich allmählich. »Eins zu null für die Bösen.«

Sara legte einen Arm um seine Hüfte, führte ihn zum Wagen zurück und drängte ihn hinein. Dann rutschte sie hinter das

Lenkrad und fuhr los. »Sie müssen zu einem Arzt.«

»Quatsch. Hab' bloß eins auf die Schnauze bekommen. Haben Sie den Burschen gesehen?«

Sara schüttelte den Kopf. »Jedenfalls nicht richtig. Er ist so schnell aus dem Haus gerannt, daß ich dachte, es wären Sie.«

»Meine Größe? Auffällige Kleidung? Ein Weißer? Ein Schwarzer?«

Sara überlegte angestrengt und versuchte, sich bildlich vorzustellen, was sie gesehen hatte. »Sein Alter ... ich weiß es wirklich nicht. Aber er war ungefähr so groß wie Sie. Dunkle Kleidung. Und er hatte eine Maske auf, glaube ich.« Sie seufzte. »Es ging alles so schnell. Wo hat der Mann gesteckt?«

»In der Speisekammer. Als ich die Wohnung betreten hatte, hab' ich den Mistkerl nicht gehört, aber als ich zur Küche wollte, knarrte ein Bodenbrett.« Fiske rieb sich die Schulter. »Und jetzt kommt der unangenehme Teil.« Er griff nach Saras Handy und zog eine Visitenkarte aus seiner Brieftasche. »Ich muß Chandler sagen, was gerade passiert ist.«

Fiske wählte die Nummer von Chandlers Pieper, und der Detective rief ein paar Minuten später zurück. Als Fiske ihm sagte, was er getan hatte, mußte er das Handy zum Schutz des Trommelfells ein Stück vom Ohr entfernt halten.

»Hat sich wohl ein bißchen aufgeregt, hm?« fragte Sara.

»Ja, genau wie der Mount St. Helens *ein bißchen* ausbrach.« Fiske hielt sich das Handy wieder ans Ohr. »Hören Sie, Buford ...«

»Verdammt noch mal, was haben Sie sich gedacht?« brüllte Chandler. »Wie können Sie nur eine solche Dummheit begehen? Sie waren doch mal Cop!«

»Eben. Genau so habe ich gedacht und gehandelt. Als wäre ich noch einer.«

»Aber Sie sind keiner mehr!«

»Wollen Sie nun die Beschreibung von dem Kerl oder nicht?«

»Ich bin noch nicht mit Ihnen fertig.«

»Ich weiß, aber dafür haben wir später noch Zeit.«

»Geben Sie mir die verdammte Beschreibung«, sagte Chandler.

Als Fiske geendet hatte, sagte der Detective: »Ich schicke sofort einen Streifenwagen rüber, um die Wohnung zu bewachen. Und den Jungs im Labor mach' ich die Hölle heiß, damit sie so schnell wie möglich ein Team hinschicken.«

»Der Aktenkoffer meines Bruders war nicht in der Wohnung. War er in seinem Wagen?«

»Nein. Ich sagte Ihnen doch schon, daß wir keine persönlichen Besitzgegenstände gefunden haben.«

Fiske blickte Sara an. »Ist der Aktenkoffer in seinem Büro? Ich jedenfalls hab' ihn nicht dort gesehen. Und auch nicht seinen Laptop.«

Sara schüttelte den Kopf. »Ich erinnere mich auch nicht, den Aktenkoffer gesehen zu haben. Und den Laptop hat Mike normalerweise nicht mit ins Büro gebracht. Wir haben dort Desktops.«

Fiske sprach wieder ins Handy. »Sieht so aus, als wäre sein Aktenkoffer verschwunden. Und sein Computer ebenfalls. Ich hab' nur noch das Anschlußkabel gefunden.«

»Hat der Einbrecher einen dieser Gegenstände gestohlen?«

»Nein. Er hatte nichts dabei. Jedenfalls nichts in der Größe. Das weiß ich genau. Der Hurensohn hat mich mit bloßen Händen niedergeschlagen.«

»Na schön, dann haben wir einen verschwundenen Aktenkoffer, einen verschwundenen Laptop und einen ehemaligen Polizeibeamten, der so dumm ist, daß ich ihn am liebsten auf der Stelle verhaften würde.«

»Jetzt hören Sie aber auf. Ihre Leute haben schon meinen Wagen abgeschleppt.«

»Geben Sie mir mal Miss Evans.«

»Warum?«

»Nun machen Sie schon!«

Fiske reichte einer verblüfften Sara das Handy.

»Ja, Detective Chandler?« sagte sie und zwirbelte nervös an einer Haarsträhne.

»Miss Evans«, begann Chandler höflich, »ich dachte, Sie wollten Mr. Fiske nur zu seinem Wagen fahren und vielleicht eine Kleinigkeit mit ihm essen. Aber daß Sie und Fiske in einem James-Bond-Film mitspielen, davon war nicht die Rede.«

»Aber sein Wagen wurde abgeschleppt, und ...«

Chandlers Tonfall änderte sich schlagartig. »Ich bin wirklich nicht erfreut darüber, daß Sie und Mr. Fiske meine Arbeit noch schwieriger machen. Wo sind Sie jetzt?«

»Ungefähr einen Kilometer von Mikes Wohnung entfernt.«

»Und wohin fahren Sie gerade?«

»Nach Richmond. Um Johns Vater das mit Michael zu sagen.«

»Na schön, dann fahren Sie Mr. Fiske nach Richmond, Miss Evans. Lassen Sie ihn nicht aus den Augen. Wenn er wieder Sherlock Holmes spielen will, rufen Sie mich an. Dann komme ich sofort rüber und schieße ihn höchstpersönlich über den Haufen. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Jawohl, Detective Chandler. Überaus klar.«

»Und ich erwarte, Sie beide morgen früh wieder in Washington zu sehen. Haben Sie verstanden?«

»Ja, wir melden uns morgen bei Ihnen.«

»Gut, Miss Marple. Und jetzt geben Sie mir noch einmal Mr. Bond.«

Fiske nahm wieder das Handy. »Hören Sie, ich weiß, es war dumm, aber ich wollte doch nur helfen.«

»Tun Sie mir einen Gefallen und helfen Sie mir erst dann wieder, wenn ich bei Ihnen bin. Okay?«

»Okay.«

»John, heute abend hätte alles mögliche passieren können, nur nichts Gutes. Sie haben nicht nur sich selbst in Gefahr ge-

bracht, auch Miss Evans.«

Fiske rieb sich die Schulter und schaute zu Sara hinüber. »Ich weiß«, sagte er leise.

»Richten Sie Ihrem Vater mein Beileid aus.«

Fiske unterbrach die Verbindung.

»Können wir jetzt nach Richmond fahren?« fragte Sara.

»Ja, fahren wir.«

KAPITEL 27

Im Kleinlaster seines Freundes fuhr Josh Harms die verlassene Landstraße entlang. Der dichte Wald, der die schmalen Fahrspuren säumte, spendete ihm ein wenig inneren Frieden. Abgeschiedenheit, ein Puffer zwischen ihm und den Menschen, die ihn schikanieren wollten, war stets Joshs Ziel im Leben gewesen. Als versierter, sehr geschickter Zimmermann arbeitete er allein. In seiner freien Zeit ging er jagen oder fischen – ebenfalls allein. Er hatte nicht das Bedürfnis nach Gesprächen mit anderen Menschen und war von daher ein ziemlich verschlossener Mensch. Aber das alles hatte sich jetzt geändert. Ihm war noch nicht in vollem Umfang deutlich geworden, was er auf sich genommen hatte, doch er ahnte, daß es eine riesige Verantwortung darstellte. Doch an der Richtigkeit seiner Entscheidung zweifelte er keinen Augenblick.

Joshs Freund hatte den Kleinlaster zum Wohnmobil umgebaut, und sein Bruder war nun hinten im Fahrzeug und ruhte sich aus ... wenngleich Josh bezweifelte, daß Rufus wirklich schlafen konnte. Im Wohnteil des Fahrzeugs befanden sich auch Vorräte und Wasser für einen Monat, zwei Jagdgewehre und eine halbautomatische Pistole; eine weitere steckte in Joshs Gürtel. Dieses Arsenal war nichts im Vergleich zu dem ihrer Verfolger, die ihnen bald auf den Fersen sein würden, doch Josh hatte schon mehr als einmal in fast aussichtslosen Situationen gesteckt und dennoch überlebt.

Er zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch bedächtig aus dem Fenster. Sie befanden sich bereits dreihundert Kilometer von Roanoke entfernt, und Josh wollte so viele Meilen zwischen sie und die Stadt bringen, wie er nur konnte. Er wußte, daß man die Flucht mittlerweile entdeckt haben würde. Ihre Verfolger – ihre *Jäger* – würden Straßensperren errichten. Aber nicht in einer so einsamen Gegend wie dieser, hoffte

Josh, nicht so weit draußen. Er und Rufus hatten sich einen Vorsprung verschafft, doch die Lücke würde sich schnell schließen. Was Personal und Ausrüstung betraf, waren die Jungs in Grün ihnen haushoch überlegen. Aber Josh jagte und fischte seit mindestens zwanzig Jahren hier in der Gegend. Er kannte all die verlassenen Hütten, die versteckten Täler, die kleinste Lichtung im ansonsten undurchdringlichen Wald. Und er war ein Mann, der gelernt hatte, zu überleben und dem Tod immer wieder zu entweichen – nicht nur durch den täglichen Existenzkampf in den USA, auch in den Dschungeln Vietnams, eine halbe Welt entfernt.

Obwohl Josh sämtlicher Autorität, ob staatlicher oder sonstiger Natur, zutiefst mißtraute, brach er das Gesetz nicht leicht hin. Doch er hatte seinen kleinen Bruder nie für einen verrückten Mörder gehalten.

Rufus hätte niemals zur Army gehen dürfen. Er war einfach nicht aus dem richtigen Holz geschnitzt. Ironischerweise war Josh, der hochdekorierte Kriegsheld, eingezogen worden. Rufus dagegen hatte sich freiwillig gemeldet, hatte seine Dienstzeit aber hauptsächlich im Bau verbracht. Josh war nicht allzu versessen darauf gewesen, für ein Land das Gewehr in die Hand zu nehmen, das ihn und alle anderen Menschen seiner Hautfarbe weitgehend im Stich gelassen hatte. Dennoch hatte er sich nicht gegen die Einberufung gewehrt, hatte sich schleifen und drillen lassen und hatte gegen den Vietkong gekämpft, jedoch nicht für sein Land, sondern aus einem ganz anderen Motiv. Er hatte es für sich und die Männer in seiner Kompanie getan. Einen anderen Grund, Menschen zu töten, mit denen er keinen persönlichen Streit hatte, gab es für ihn nicht.

Josh bremste und bog auf eine unbefestigte Straße ab, die tiefer in die Wälder führte. Rufus hatte ihm einiges von dem erzählt, was vor fünfundzwanzig Jahren geschehen war, und was diese Männer mit ihm angestellt hatten. Josh spürte, wie sein Gesicht rot anlief, als er nun an einen Zwischenfall dachte, den

er verdrängt hatte, der aber noch immer Zorn und Haß in ihm entfachte: Was ihr Wohnort, diese Kleinstadt in Alabama, der Familie Harms angetan hatte, nachdem die braven Bürger von Rufus' Verbrechen gehört hatten, war unsäglich. Damals hatte Josh versucht, seine Mutter zu schützen. Es war ihm nicht gelungen. Laß mich den Männern begegnen, die meinem Bruder das angetan haben, lieber Gott. *Hast du gehört, Gott? Hörst du mir zu?*

Josh hatte die Absicht, sich eine Zeitlang hier zu verstecken, bis der anfängliche Eifer ihrer Jäger ein wenig abgeflaut war, und dann weiterzufahren. Vielleicht konnten sie sich nach Mexiko durchschlagen und dort untertauchen. Josh ließ nicht allzuviel zurück. Eine zerstörte Familie, die immer mehr zerfiel. Eine Schreinerei, die er trotz seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit nur mühsam hatte über Wasser halten können. Rufus war alles an Familie, was Josh noch geblieben war. Und er, Josh, war ganz bestimmt alles, das Rufus je an Familie haben würde. Ein Vierteljahrhundert hatte man sie voneinander getrennt. Jetzt, als Männer mittleren Alters, hatten sie die Chance, sich näher zu stehen, als es bei Brüdern in dieser Phase des Lebens normalerweise der Fall war.

Sofern sie überlebten. Josh warf die Zigarette aus dem Seitenfenster und fuhr weiter.

Hinten, im Wohnanbau des Kleinlasters, fand Rufus Harms keinen Schlaf. Er lag auf dem Rücken, eine schwarze Persenning bis zur Brust hochgezogen – Joshs Werk: Die Persenning sollte Rufus tarnen, sollte mit der schwarzen Auskleidung des Bettes verschmelzen. Um Rufus herum standen Kartons mit Lebensmitteln, verzurrt mit elastischen Gummiseilen – ebenfalls Joshs Werk: eine Wand, die verhindern sollte, daß jemand ins Innere des Wagens schauen konnte.

Rufus versuchte, sich ein wenig zu strecken, zu entspannen, denn das Rütteln, Schütteln und Schaukeln des Kleinlasters war unangenehm. Er hatte in keinem Automobil mehr geses-

sen, seit Richard Nixon Präsident gewesen war. Konnte das wirklich sein? Wie viele Präsidenten waren nach Nixon gekommen? Immer wieder hatte die Army ihn mit Hubschraubern von einem Gefängnis zum anderen verlegt, war anscheinend nicht bereit gewesen, ihn nah an eine Straße, an die Freiheit herankommen zu lassen. Wenn man aus einem Hubschrauber flüchten wollte, gab es nur eine Richtung – nach unten.

Rufus versuchte, zwischen den Pappkartons in die vorüberziehende Nacht zu spähen. Aber es war schon zu dunkel. Freiheit. Er hatte sich oft gefragt, wie sie sein würde. Er wußte es noch immer nicht. Er hatte zu große Angst. Man suchte nach ihm. Gefährliche Leute. Und sehr viele. Sie wollten ihn töten. Und nun auch seinen Bruder.

Rufus' Finger schlossen sich um den Einband der Krankenhausbibel. Seine altvertraute Bibel, die seine Mutter ihm geschenkt hatte, lag noch in der Zelle. Rufus hatte sie all die Jahre ständig bei sich gehabt, hatte immer wieder die Heilige Schrift zu Rate gezogen, damit sie ihm Kraft gab, all das zu durchstehen. Ohne diese Bibel fühlte er sich leer, im Herzen und im Kopf. Aber jetzt war es zu spät. Er spürte, wie sein Herz schneller schlug, und gemahnte sich zur Vorsicht – keine zu große Belastung!

Aus dem Kopf zitierte er tröstende Worte aus dem Schatz der Bibel. In ungezählten Nächten hatte er das Buch der Sprüche gemurmelt, alle einunddreißig Kapitel, und die einhundertundfünfzig Psalmen, jeder einzelne so bedeutungsschwer, tröstend, überzeugend. Jeder mit einer besonderen Bedeutung, die ihm Einblick in seine Existenz gewährte – oder was davon noch übrig war.

Schließlich richtete Rufus sich halb auf und schob das Fenster zur Fahrerkabine des Fahrzeugs zur Seite. Aus diesem Blickwinkel konnte er das Gesicht seines Bruders im Rückspiegel sehen.

»Ich dachte, du schläfst«, sagte Josh.

»Kann nicht schlafen.«

»Was macht dein Herz?«

»Mein Herz macht mir keine Probleme. Wenn ich sterbe, dann nicht wegen meines Herzens.«

»Es sei denn, es wird von 'ner Kugel getroffen.«

»Wohin fahren wir?«

»Eine kleine Hütte am Arsch der Welt. Ich dachte, wir bleiben da 'ne Weile, bis sich alles beruhigt hat, und fahren dann nachts weiter. Wahrscheinlich glauben sie, wir würden nach Süden fahren, zur mexikanischen Grenze, also fahren wir nach Norden nach Pennsylvania. Vorerst jedenfalls.«

»Hört sich gut an.«

»He, du hast gesagt, Rayfield und dieses andere Arschloch ...«

»Tremaine. Der alte Vic.«

»Ja, du hast gesagt, sie hätten die ganze Zeit auf dich aufgepaßt. Wieso hängen die nach so vielen Jahren noch immer da rum? Sind die nicht auf den Trichter gekommen, du hättest schon längst was gesagt, wenn du wüßtest, was mit dir passiert ist? Zum Beispiel bei deinem Prozeß?«

»Darüber hab' ich auch nachgedacht. Vielleicht haben sie geglaubt, ich hätte mich damals nicht daran erinnern können, daß es mir eines Tages aber wieder einfällt. Nicht, daß ich was beweisen könnte. Aber wenn ich was gesagt hätte, hätte ich sie in Schwierigkeiten gebracht, oder jemand wäre der Sache wenigstens mal auf den Grund gegangen. Nein, es war am einfachsten, mich zu töten. Glaub mir, sie haben es versucht, aber es hat nicht geklappt. Vielleicht haben sie gedacht, ich wollte sie reinlegen, mich dumm stellen und darauf hoffen, ihre Wachsamkeit würde nachlassen, und dann anfangen zu reden. Aber solange sie auch im Gefängnis waren, hatten sie mich ja ziemlich unter der Fuchtel. Sie haben meine Post gelesen, die Leute überprüft, die mich besucht haben. Wäre ihnen was sel-

sam vorgekommen, hätten sie mich einfach umbringen können. Da war's ihnen wohl lieber, die Sache so zu handhaben. Aber nach all den Jahren sind sie dann etwas bequem geworden. Haben erlaubt, daß Samuel und dieser Typ vom Gericht mich besuchen.«

»Das hab' ich mir auch so gedacht. Aber ich habe trotzdem den Brief von der Army zu dir reinschmuggeln können. Ich hab' nicht gewußt, daß so eine Scheiße ablief, wollte aber trotzdem nicht, daß sie den Brief zu sehen kriegten.«

Beide schwiegen eine Zeitlang. Josh war von Natur aus schweigsam, und Rufus war es nicht gewöhnt, daß jemand mit ihm sprach. Die Stille wirkte befreiend und bedrückend zugleich auf ihn. Er hatte eine Menge zu sagen. Während Joshs halbstündiger Besuche im Gefängnis hatte hauptsächlich er geredet und sein Bruder zugehört, als habe er die Flut von Worten, von Gedanken in Rufus' Kopf gespürt.

»Ich glaube, ich hab' dich das nie gefragt, Josh. Warst du schon mal wieder zu Hause?«

Josh verlagerte das Gewicht auf dem Sitz. »Zu Hause? Was für ein Zuhause?«

Rufus fuhr leicht zusammen. »Wo wir geboren wurden, Josh!«

»Verdammt, warum sollte ich dahin zurück?«

»Mommis Grab ist da, oder?« sagte Rufus leise.

Josh dachte kurz darüber nach und nickte dann. »Ja, sicher, da ist ihr Grab. Ihr gehörte die Grabstelle, sie hatte die Sterbeversicherung. Sie *mußten* sie da begraben, obwohl sie mit allen Mitteln versucht haben, es zu verhindern, verdammt!«

»Ist es ein schönes Grab? Wer pflegt es?«

»Hör mal, Rufus, Momma ist tot, ja? Schon sehr lange. Und *Momma* weiß nicht, wie ihr Grab aussieht, verdammt noch mal. Und ich fahre nicht den weiten Weg nach Alabama runter, um ein paar Blätter vom verdammt Boden zu fegen, nicht nach allem, was da passiert ist. Nicht nach der ganzen Scheiße, die

diese Stadt unserer Familie angetan hat. Hoffentlich müssen sie in der Hölle dafür schmoren, sie alle, jeder einzelne. Falls es einen Gott gibt – und ich habe da gewaltige Zweifel –, sollte er sie bis zum Jüngsten Tag braten lassen. Wenn *du* dir um die Toten Sorgen machst, ist es deine Sache. *Ich* achte lieber darauf, worauf es ankommt – dafür zu sorgen, daß wir beide nicht draufgehen.«

Rufus schaute seinen Bruder unverwandt an. Es gibt einen Gott, wollte er ihm sagen. Dieser Gott hatte Rufus Kraft gegeben, wenn er aufgeben und im Vergessen versinken wollte. Und man sollte die Toten und ihre letzte Ruhestätte achten. Wenn er das hier überlebte, würde er das Grab seiner Mutter besuchen. Sie würden wieder zusammensein. Für alle Ewigkeit.

»Ich spreche jeden Tag mit Gott.«

Josh stöhnte auf. »Das ist ja toll. Freut mich für ihn, daß er wenigstens ein *bißchen* Gesellschaft hat.«

Sie fuhren schweigend weiter, bis Josh schließlich sagte: »He, wie hieß dieser Typ, der dich besucht hat?«

»Samuel Rider?«

»Nein, nein, dieser junge Bursche.«

Rufus dachte einen Augenblick nach. »Michael sowieso«, sagte er zögernd.

»Vom Obersten Gerichtshof, hast du gesagt?«

Rufus nickte.

»Tja, sie haben ihn umgebracht. Michael Fiske. Jedenfalls glaub' ich, daß sie ihn kaltgemacht haben. Hab's im Fernsehen gesehen, bevor ich zu dir gekommen bin.«

Rufus senkte den Blick. »Verdammt. Hab' mir gedacht, daß das passieren würde.«

»Es war auch blöd von dem Burschen, einfach zu dir in den Knast zu marschieren.«

»Er wollte mir nur helfen. Verdammt«, wiederholte Rufus. Und dann schwiegen sie, während der Kleinlaster weiterrollte.

KAPITEL 28

Fiske erklärte Sara den Weg, als sie in das Viertel am Rand von Richmond fuhren, in dem sein Vater wohnte, und schließlich auf die Schotterauffahrt abbogen. Nach einem weiteren heißen und feuchten Sommer in Richmond war das Gras stellenweise braun, doch vor dem Haus befanden sich sorgfältig gepflegte Blumenbeete, die vom ständigen Gießen prächtig gediehen.

»Sind Sie in diesem Haus aufgewachsen?«

»Das einzige Haus, das meinen Eltern je gehört hat.« Fiske schaute sich um und schüttelte den Kopf. »Ich sehe seinen Wagen nicht.«

»Vielleicht steht er in der Garage.«

»Da ist kein Platz mehr. Mein Vater hat vierzig Jahre lang als Automechaniker gearbeitet. Da hat sich eine Menge Schrott angesammelt.« Er schaute auf die Uhr. »Verdammt, wo steckt er bloß?« Er stieg aus, und Sara folgte ihm.

Fiske blickte sie über das Wagendach hinweg an. »Wenn Sie wollen, können Sie hier warten.«

»Ich begleite Sie«, sagte Sara rasch.

Fiske schloß die Haustür auf, und sie traten ein. Er knipste das Licht an. Durch das kleine Wohnzimmer gingen sie ins angrenzende Eßzimmer. Auf dem Eßtisch standen zahlreiche Fotos. Sara betrachtete sie. Eins zeigte Fiske in seiner Football-Montur: Blutflecken im Gesicht, Grasflecke auf den Knien, verschwitzt. Sehr sexy.

Sie riß sich zusammen und wandte den Blick ab. Plötzlich kam sie sich schuldig vor.

Sie schaute sich einige der anderen Fotos an. »Sie beide waren sehr sportlich.«

»Mike war der Supersportler in unserer Familie. Er hat jede meiner Bestleistungen übertroffen. Spielend leicht.«

»Der Ehrgeiz liegt wohl in der Familie.«

»Mike hat auch die Abschiedsrede seiner Klasse gehalten. Er hatte einen weit überdurchschnittlichen Notendurchschnitt und fast die höchste erreichbare Punktzahl bei den Aufnahmeprüfungen an den Colleges und der juristischen Fakultät.«

»Sie hören sich an wie der stolze große Bruder.«

»Viele Leute waren stolz auf Mike«, sagte Fiske.

»Und Sie?«

Er schaute sie ruhig an. »Wegen einiger Dinge war ich stolz auf ihn, wegen anderer nicht. Alles klar?«

Sara nahm ein Foto vom Tisch. »Ihre Eltern?«

Fiske trat neben sie. »An ihrem dreißigsten Hochzeitstag. Bevor Mom krank wurde.«

»Sie sehen glücklich aus.«

»Sie waren glücklich«, sagte Fiske rasch. Es wurde ihm allmählich unangenehm, daß Sara diese Relikte aus seiner Vergangenheit sah. »Warten Sie hier.« Fiske ging in das hintere Zimmer, das früher die zwei Brüder bewohnt hatten und das nun in ein kleines Wohnzimmer umgebaut worden war. Er hörte den Anrufbeantworter ab. Sein Vater hatte seine Nachrichten nicht abgerufen. Fiske wollte das Zimmer schon wieder verlassen, als er den Baseball-Handschuh sah. Er nahm ihn vom Regal. Es war der Handschuh seines Bruders. Eine Naht war aufgeplatzt, aber das Leder war gut eingefettet worden – offensichtlich von seinem Vater. Mike war Linkshänder, aber die Familie hatte kein Geld gehabt, um einen Spezialhandschuh für ihn zu kaufen. Deshalb hatte Mike gelernt, den Ball aufzufangen, den Handschuh auszuziehen und erst dann zu werfen. Er hatte es schließlich so gut beherrscht, daß er schneller fangen und werfen konnte als ein Rechtshänder. Fiske erinnerte sich an die überragende Begabung seines Bruders; es gab kein Hindernis, das Mike nicht überwinden konnte. Fiske legte den Handschuh wieder auf das Regal und ging zurück zu Sara.

»Dad hat meine Anrufe nicht abgehört.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo er sein könnte?«

Fiske dachte kurz nach; dann schnippte er mit den Fingern.

»Normalerweise sagt er Mrs. German, wohin er fährt.«

Während Fiske bei der Nachbarin war, schaute Sara sich noch ein wenig im Wohnzimmer um. Ihr fiel ein kleiner, eingerahmter Brief auf einem hölzernen Sockel auf. Um den Rahmen hing ein Orden. Sie hob den Rahmen hoch und las den Brief. Der Orden war eine Tapferkeitsmedaille, die dem Streifenpolizisten John Fiske verliehen worden war; der Brief erwies sich als Verleihungsurkunde. Sara schaute sich das Datum an, rechnete rasch nach und kam zu dem Schluß, daß Fiske die Auszeichnung etwa zu der Zeit verliehen worden war, als er den Polizeidienst quittiert hatte. Sie wußte noch immer nicht, weshalb er diesen Schritt getan hatte; Michael hatte es ihr einfach nicht sagen wollen. Als Sara hörte, daß die Hintertür geöffnet wurde, stellte sie den Brief und den Orden rasch wieder hin.

Fiske betrat das Zimmer. »Er ist beim Wohnwagen.«

»Was für ein Wohnwagen?«

»Unten am Fluß. Er geht dort fischen. Und hat ein Boot da.«

»Können Sie dort anrufen?«

Fiske schüttelte den Kopf. »Kein Telefon.«

»Na schön, dann fahren wir. Wo ist es?«

»Sie haben schon mehr als genug getan.«

»Es macht mir wirklich nichts aus, John.«

»Das ist noch mal anderthalb Stunden von hier entfernt.«

»Der Abend ist sowieso schon gelaufen.«

»Haben Sie etwas dagegen, daß ich fahre? Es ist am Arsch der Welt.«

Sie warf ihm die Schlüssel zu. »Ich dachte schon, Sie würden nie fragen.«

KAPITEL 29

»Habe ich das richtig verstanden? Nach allem, was schon passiert ist, hast du ihn auch noch entkommen lassen?«

»Zunächst einmal ... *ich* habe gar nichts getan«, fauchte Rayfield in den Hörer. »Ich dachte, der Typ hätte gerade einen schweren Herzinfarkt gehabt. Er war an das verdammte Bett gekettet, vor seiner Tür stand ein bewaffneter Wachtposten, und niemand hätte wissen dürfen, daß der Bursche überhaupt dort war. Ich weiß noch immer nicht, wie sein Bruder es herausgefunden hat.«

»Und sein Bruder ist eine Art Kriegsheld, habe ich mir sagen lassen. Hervorragend dafür ausgebildet, sich jedem Zugriff zu entziehen. Das ist einfach toll.«

»Es dient unseren Zwecken.«

»Würdest du mir das vielleicht mal erklären, Frank?«

»Ich habe meinen Leuten befohlen, gezielt zu schießen. Bei der ersten Gelegenheit werden sie beiden eine Kugel in den Kopf jagen.«

»Und wenn er es vorher jemandem erzählt?«

»Was soll er denn erzählen? Daß er einen Brief von der Army bekam, in dem etwas steht, das er nicht widerlegen kann? Aber jetzt haben wir einen toten Assessor vom Obersten Gerichtshof. Das macht unsere Aufgabe viel schwieriger.«

»Tja, wir sollten eigentlich auch noch einen toten Anwalt aus einer Kleinstadt haben, aber ich habe seltsamerweise noch nirgendwo seine Todesanzeige gelesen.«

»Rider ist verreist.«

»Na toll. Dann warten wir einfach, bis er aus dem Urlaub zurückkommt, und hoffen derweil, daß er nicht gerade mit dem FBI spricht.«

»Ich weiß nicht, wo Rider steckt«, sagte Rayfield wütend.

»Die Army hat eine Geheimdienstabteilung, Frank. Warum

läßt du die nicht für dich arbeiten? Kümmere dich um Rider. Anschließend konzentrier dich darauf, Harms und seinen Bruder zu finden. Und wenn du sie aufgestöbert hast, bringst du sie unter die Erde. Ich hoffe, ich habe mich klar ausgedrückt.« Die Verbindung wurde unterbrochen.

Rayfield knallte wütend den Hörer auf die Gabel und starrte zu Vic Tremaine hoch.

»Die Sache gerät völlig außer Kontrolle.«

Tremaine zuckte die Achseln. »Wir legen erst Rider um und anschließend diese beiden Arschlöcher. Dann kann uns nichts mehr passieren«, sagte er mit ernster Stimme, die wie geschaffen zu sein schien, Männer in den Kampf zu schicken.

»Das gefällt mir nicht. Wir sind hier nicht im Krieg.«

»Wir sind im Krieg, Frank.«

»Das Töten hat dich nie gestört, oder, Vic?«

»Mich interessiert nur der Erfolg meiner Mission.«

»Willst du etwa behaupten, du hast nichts empfunden, als du Fiske die Waffe an den Kopf gehalten und abgedrückt hast?«

»Auftrag erledigt.« Tremaine legte die Hände auf Rayfields Schreibtisch und beugte sich vor. »Frank, wir haben gemeinsam viel durchgemacht, auf dem Schlachtfeld und auch sonst. Aber ich will dir etwas sagen. Ich habe dreißig Jahre in der Army verbracht, die letzten fünfundzwanzig davon in verschiedenen Militärgefängnissen wie diesem, obwohl ich mir in der freien Wirtschaft einen Job hätte suchen können, der mir viel mehr eingebracht hätte. Wir alle haben einen Pakt geschlossen, der uns davor schützen soll, für eine Dummheit zu bezahlen, die wir vor langer Zeit begangen haben. Ich habe meinen Teil des Handels eingehalten. Ich habe den Babysitter für Rufus gespielt, während alle anderen ihr Leben fröhlich weitergelebt haben.

Und demnächst bekomme ich nicht nur meine Pension von der Army, ich habe auch eine Million Dollar auf einem Konto im Ausland, die auf mich wartet. Und falls du es vergessen hast

– du hast denselben kleinen Notgroschen, den Lohn dafür, daß wir jahrelang diese Scheiße mitgemacht haben. Und nach all dem Mist, den ich hinter mir habe, wird mich nichts und niemand davon abhalten, mir von diesem Geld ein schönes Leben zu machen. Rufus Harms konnte mir gar keinen größeren Gefallen tun, als zu fliehen. Denn jetzt habe ich einen hieb- und stichfesten Grund, ihm das Hirn rauszupusten, und niemand wird deshalb Fragen stellen. Und sobald dieser Mistkerl seinen letzten Atemzug getan hat, wird die Uniform, die ich trage, eingemottet. Endgültig.«

Tremaine richtete sich auf. »Und noch was, Frank. Ich werde jeden aus dem Weg räumen, der auch nur ansatzweise versucht, mir meine Pläne zu verbauen.« Als er das nächste Wort sprach, wurden seine Augen zu schwarzen Punkten. »Jeden.«

KAPITEL 30

Auf der Fahrt zum Wohnwagen hielt Fiske an einem Supermarkt, der rund um die Uhr geöffnet hatte. Sara wartete im Wagen. Als ein Sattelschlepper vorbeidonnerte, schepperte in seinem Windzug ein rostiges Esso-Schild hin und her und ließ Sara zusammenfahren. Als Fiske wieder in den Wagen stieg, starrte Sara die beiden Sechserpacks Budweiser an. »Wollen Sie Ihren Kummer ertränken?«

Er ignorierte die Frage. »Wenn wir erst einmal da unten sind, kommen Sie wirklich nicht mehr allein zurück. Das Wohnmobil steht mitten im Nichts; manchmal verirre ich mich sogar.«

»Kein Problem, ich kann im Wagen schlafen.«

Etwa eine halbe Stunde später trat Fiske auf die Bremse, bog auf eine schmale Schotterauffahrt und fuhr zu einem kleinen, dunklen Cottage hinauf. »Hier muß man sich eigentlich anmelden und die Gebühr bezahlen, bevor man auf den Campingplatz fährt«, erklärte er. »Ich mache das, bevor wir morgen früh zurückfahren.«

Er fuhr an dem Häuschen vorbei und auf den Campingplatz. Sara betrachtete die Wohnwagen, die wie in einem rechtwinkligen Straßennetz aufgestellt waren. Die meisten Wagen waren mit leuchtendem Weihnachtsschmuck behangen; an vielen waren Fahnenstangen angebracht, oder sie waren in Veranden oder Betonblöcke eingelassen. Die Lichterketten und der Mondschein sorgten dafür, daß der Platz erstaunlich gut beleuchtet war. Sie kamen an Beeten mit spät blühenden Blumen vorbei: Springkraut und roten und rosafarbenen Stiefmütterchen. An den Seitenwänden einiger Wohnwagen rankten sich Klematis empor. Wohin Sara auch schaute, sah sie Skulpturen aus Metall, Marmor und Harz. vor einigen Wohnwagen standen Grills aus Ziegelsteinen; Sara sah sogar eine große Räuchergrube. Die Gerüche von gebratenem Fleisch und Holzkoh-

le vermischten sich in der heißen, feuchten Luft und ließen ihr das Wasser im Mund zusammenlaufen.

»Die Anlage sieht aus wie eine kleine Pfefferkuchenstadt, die Zwerge gebaut haben«, sagte sie. Sie musterte die zahlreichen Fahnenstangen. »Patriotische Zwerge«, fügte sie hinzu.

»Viele der Leute hier waren in der American Legion oder sind Kriegsveteranen. Mein Dad hat eine der höchsten Fahnenstangen. Er war im Zweiten Weltkrieg bei der Marine. Und es ist schon seit langem Tradition, daß die Lichterketten das ganze Jahr hängenbleiben.«

»Haben Sie und Michael hier viel Zeit verbracht?«

»Mein Dad hatte nur eine Woche Jahresurlaub, aber Mom hat uns im Sommer immer für ein paar Wochen hierhergebracht. Einige von den alten Leuten hier haben uns das Segeln, Schwimmen und Angeln gelehrt. All die Dinge, für die Pop nie Zeit hatte. Aber seit er pensioniert ist, hat er es wiedergutmacht.«

Fiske hielt vor einem Wohnwagen. Er war mit einer bunten Lichterkette behangen und in einem gedämpften Blau gestrichen. Neben dem Trailer stand der Buick seines Vaters mit dem Aufkleber UNTERSTÜTZT EURE POLIZEI an der Stoßstange. Vor dem Wohnwagen war ein Beet mit hochgewachsenen Lilien angelegt. Neben dem Buick stand ein Golfwägelchen. Die Fahnenstange vor dem Wohnwagen war gut zehn Meter hoch.

Fiske warf einen Blick auf den Buick. »Wenigstens ist er hier.« Tja, jetzt ist es soweit, John. Keine Gnadenfrist mehr, dachte er.

»Ist ein Golfplatz hier in der Nähe?«

Fiske schaute sie an. »Nein, warum?«

»Was hat es dann mit diesem Golfwagen auf sich?«

»Die Besitzer des Campingplatzes kaufen sie gebraucht von Golfplätzen. Die Straßen hier sind ziemlich schmal. Man kann zwar mit dem Auto bis zum Wohnwagen fahren, aber nicht auf

dem Platz selbst. Und die meisten Leute hier sind ältere Semester, die nicht mehr gut zu Fuß sind. Deshalb fahren sie mit den Golfwagen durch die Anlage.«

Fiske stieg aus, die beiden Sechserpacks Bier in den Händen. Sara machte keine Anstalten, ihm zu folgen. Er blickte sie fragend an.

»Ich nehme an, Sie möchten allein mit Ihrem Vater sprechen.«

»Nach allem, was wir heute abend gemeinsam durchgemacht haben, haben Sie sich wohl das Recht verdient, dabeizusein. Ich habe allerdings Verständnis dafür, wenn Sie darauf verzichten möchten.« Er schaute zum Wohnwagen hinüber und spürte, wie seine Nerven zu vibrieren begannen. Dann drehte er sich wieder zu Sara um. »Ich könnte ein wenig moralische Unterstützung gebrauchen.«

Sie nickte. »Na schön. Warten Sie einen Moment.« Sie klappte den Blendschirm herunter, musterte im Spiegel kritisch ihr Gesicht und Haar. Dann zog sie eine Schnute, griff nach ihrer Handtasche und machte sich mit einem Lippenstift und einer kleinen Bürste an die Arbeit. Sie war völlig verschwitzt; ihr Kleid klebte geradezu auf der Haut, und wegen des Regens und der Feuchtigkeit war ihre Frisur nicht mehr zu retten. So trivial Saras Sorgen bezüglich ihres Aussehens unter diesen Umständen auch sein mochten, sie kam sich plötzlich so sehr wie das fünfte Rad am Wagen vor, daß sie an nichts anderes mehr denken konnte.

Seufzend klappte sie den Blendschirm wieder hoch, öffnete die Tür und stieg aus. Als sie mit Fiske die hölzerne Veranda hinaufging, strich Sara ihr Kleid glatt und versuchte ihr Haar noch ein bißchen zu richten.

Fiske bemerkte es. »Es wird ihn nicht interessieren, wie Sie aussehen. Nicht, wenn ich es ihm erst gesagt habe.«

Sara seufzte. »Ich weiß. Ich möchte nur nicht allzu schrecklich aussehen.«

Fiske atmete tief ein und klopfte an die Tür. Er wartete einen Augenblick, klopfte erneut. »Pop.« Er klopfte ein drittes Mal, diesmal lauter. »Pop«, rief er und klopfte weiter.

Schließlich hörten sie Bewegungen im Wohnwagen, und dann flammte Licht auf. Die Tür wurde geöffnet, und Fiskes Vater, Ed, spähte hinaus.

Sara musterte ihn eingehend. Er war so groß wie sein Sohn und sehr schlank, hatte aber ebenfalls die Ansätze der kräftigen Muskulatur, wie seine beiden Söhne sie besaßen. Seine Unterarme, die aus einem Pullunder ragten, waren gewaltig und erinnerten an dicke, von der Sonne verbrannte, knorrige Äste. Er war tief gebräunt; sein Gesicht war faltig, und die Haut wurde allmählich schlaff. Doch immer noch war zu erkennen, daß er als junger Mann sehr stattlich gewesen sein mußte. Sein lockiges Haar wurde schütter und war fast völlig grau, abgesehen von kleinen schwarzen Strähnen an den Schläfen. Saras Blick blieb für einen Moment auf seinen langen Koteletten haften, einem Überbleibsel der siebziger Jahre, wie sie vermutete. Der Knopf seiner Hose war offen und der Reißverschluß nur zur Hälfte hochgezogen, so daß man seine gestreiften Boxershorts sehen konnte. Er war barfuß.

»Johnny? Verdammt noch mal, was machst du denn hier?« Ein breites Lächeln legte sich auf Eds Gesicht. Als er Sara sah, riß er erschrocken die Augen auf, drehte sich schnell um und wandte den beiden den Rücken zu. Sie beobachteten, wie er an seiner Hose fummelte, bis er Knopf und Reißverschluß geschlossen hatte. Dann drehte er sich wieder um.

»Pop, ich muß mit dir sprechen.«

Ed Fiske schaute wieder auf Sara.

»Entschuldigung – Sara Evans, Ed Fiske«, sagte John.

»Guten Abend, Mr. Fiske«, sagte sie und versuchte, gleichzeitig freundlich und unverfänglich zu klingen. Unbeholfen streckte sie den Arm aus.

Ed schüttelte ihre Hand. »Nennen Sie mich Ed, Sara. Freut

mich, Sie kennenzulernen.« Dann blickte er wieder neugierig zu seinem Sohn hinüber. »Was ist los? Wollt ihr beide heiraten oder so?«

Fiske warf Sara einen Blick zu. »Nein! Sie hat mit Mike am Obersten Gerichtshof gearbeitet.«

»Ach, verdammt, wo sind meine Manieren geblieben. Kommt rein. Ich habe die Klimaanlage eingeschaltet, hier draußen ist es fürchterlich schwül.«

Sie betraten den Wohnwagen. Ed wies auf ein abgesessenes Sofa, und Fiske und Sara nahmen darauf Platz. Ed zog einen Metallstuhl von dem kleinen Eßtisch heran und nahm den beiden gegenüber Platz.

»Tut mir leid, daß es so lange gedauert hat, bis ich die Tür aufgemacht habe. Ich war gerade eingenickt.«

Sara schaute sich in dem kleinen Raum um. Er war mit dünnem, dunkel geflecktem Sperrholz vertäfelt. Mehrere präparierte Fische waren auf Holzplatten montiert oder hingen an den Wänden. In einem Gestell an einer anderen Wand steckte ein Gewehr. In der Ecke sah Sara einen langen, runden Behälter, aus dem das Ende einer Angelrute ragte. Auf dem Eßtisch lag eine zusammengefaltete Zeitung. Neben dem Tisch befand sich eine kleine Kochnische mit einer Spüle und einem kleinen Kühlschrank. In einer Ecke stand ein alter Lehnstuhl, und schräg gegenüber, unter dem einzigen Fenster des Raums, war ein kleiner Fernseher. In einer Ecke war die Klimaanlage montiert, die den Raum angenehm kühl machte – so kühl, daß Sara sogar zitterte, während ihr Körper sich der Temperatur anpaßte. Der Fußboden war mit billigem, abgetretenem Linoleum belegt, das zum Teil von einem dünnen Teppich bedeckt war.

Sara schnupperte, hustete. Sie konnte den Zigarettenrauch, der in der Luft hing, beinahe sehen. Wie zur Bestätigung nahm Ed eine Schachtel Marlboro von einem aufklappbaren Beistelltisch, steckte sich geschickt eine Zigarette zwischen die Lippen, ließ sich Zeit mit dem Anstecken und blies den Qualm zur

nikotingelben Decke hinauf. Dann nahm er einen kleinen Aschenbecher von dem Tisch und klopfte die Zigarette darin ab. Er legte die Hände auf die Knie und beugte sich vor. Sara bemerkte, daß seine Finger außergewöhnlich dick waren, die Nägel eingerissen und an einigen Stellen schwarz, offenbar von Schmieröl. Dann fiel ihr ein, daß er als Mechaniker gearbeitet hatte.

»Was führt euch beide so spät her?«

Fiske reichte seinem Vater einen Sechserpack Bier. »Keine guten Nachrichten.«

Der ältere Fiske setzte sich angespannt aufrecht. Aus zusammengekniffenen Augen musterte er die beiden durch den Rauch. »Um deine Mom geht's schon mal nicht. Ich war gerade bei ihr. Es ging ihr gut.« Kaum hatte er es gesagt, als er auch schon einen Blick auf Sara warf. Der Ausdruck auf seinem Gesicht war unmißverständlich: *Sie hat mit Mike zusammengearbeitet.*

Er richtete den Blick wieder auf John. »Warum sagst du mir nicht, was immer du mir sagen muß, mein Sohn?«

»Mike ist tot, Pop.« Als Fiske den Satz ausgesprochen hatte, fühlte er sich, als hätte er selbst die Nachricht gerade erst bekommen. Er spürte, daß sein Gesicht rot anlief, als hätte er sich zu nahe an ein Feuer gebeugt. Vielleicht hatte er unbewußt gewartet, mit seinem Vater zusammenzusein, um die Trauer mit ihm teilen zu können.

Fiske spürte, daß Sara ihn anschaute, hielt den Blick aber auf seinen Vater gerichtet. Während er beobachtete, wie Ed binnen Sekunden um Jahre zu altern schien, stellte er plötzlich fest, daß er kaum noch Luft bekam.

Ed nahm die Zigarette aus dem Mund. Seine Lippen bebten. »Wie?«

»Ein Raubmord. Jedenfalls glaubt man das.« Fiske hielt inne und fügte dann – er wußte, daß sein Vater ohnehin danach fragen würde – das Offensichtliche hinzu: »Jemand hat ihn er-

schossen.«

Ed nahm eine Dose Budweiser aus der Plastikfolie und riß die Lasche auf. Mit gierigen Schlucken trank er die Dose beinahe auf einen Zug aus. Sein Adamsapfel bewegte sich auf und ab.

Dann zerdrückte er die Bierdose am Oberschenkel und schleuderte sie gegen die Wand. Er stand auf, ging zu dem kleinen Fenster und starrte hinaus. Die Zigarette baumelte in seinem Mundwinkel. Seine großen Hände schlossen und öffneten sich, die Adern an seinen Unterarmen schwellen an und wieder ab.

»Hast du ihn gesehen?« fragte er, ohne sich umzudrehen.

»Ich bin heute nachmittag nach Washington gefahren, um die Leiche zu identifizieren.«

Wutentbrannt wirbelte sein Vater herum. »Heute nachmittag? Verdammt, warum hast du so lange gewartet, es mir zu sagen, Junge?«

Fiske stand auf. »Ich habe den ganzen Tag versucht, dich zu erreichen. Ich habe auf deinen Anrufbeantworter gesprochen. Ich weiß nur deshalb, daß du hier bist, weil ich Mrs. German gefragt habe.«

»Du hättest sie *sofort* fragen sollen, verdammt noch mal«, erwiderte sein Vater. »Ida weiß immer, wo ich bin. Das weißt du doch.« Er trat einen Schritt auf die beiden zu und hob die zur Faust geballte Hand.

Sara, die sich wie Fiske erhoben hatte, schreckte zurück. Sie warf einen Blick zum Gewehr hinüber und fragte sich, ob es geladen sei.

Fiske trat näher an seinen Vater heran. »Pop, ich habe sofort bei dir angerufen, als ich es erfahren hatte. Dann bin ich zu deinem Haus gefahren. Anschließend mußte ich zum Leichenschauhaus. Es war nicht leicht für mich, mir Mikes Leiche anzuschauen, aber ich habe es geschafft. Von da an ging es den Rest des Tages ziemlich bergab.« Er schluckte hart, kam sich

plötzlich schuldig vor, weil die zornige Reaktion seines Vaters ihn mehr schmerzte als der Tod des Bruders. »Streiten wir uns nicht über den Zeitpunkt, ja? Das bringt uns Mike nicht zurück.«

Als Ed diese Worte hörte, schien aller Zorn aus ihm zu weichen. Ruhige, vernünftige Worte, die nichts dazu beitrugen, den Schmerz zu erklären oder zu lindern, den er verspürte. Die Worte, die in einer solchen Situation helfen konnten – oder die Person, die sie sprechen konnte –, gab es nicht. Ed setzte sich wieder, und sein Kopf pendelte leicht von einer Seite zur anderen. Als er wieder aufblickte, standen Tränen in seinen Augen. »Ich hab' immer gesagt, man muß schlechten Nachrichten nicht hinterherjagen, sie holen einen schneller ein als jede gute. Verteufelt schneller.« Seine Worte waren kaum verständlich; ihm schien die Kehle zugeschnürt zu sein. Geistesabwesend trat er die Zigarette auf dem Teppich aus.

»Ich weiß, Pop. Ich weiß.«

»Hat man den Scheißkerl erwischt, der Mike ermordet hat?«

»Noch nicht. Sie arbeiten daran. Der Detective, der den Fall bearbeitet, ist ein Spitzenmann. Ich helfe ihm gewissermaßen.«

»In Washington?«

»Ja.«

»Es hat mir nie gepaßt, daß Mike da oben wohnt.«

Er schaute Sara an, die unter diesem anklagenden Blick beinahe zur Regungslosigkeit erstarrte. Dann wies Ed mit einem dicken Finger auf sie. »In Washington tötet man Menschen für nichts. Verrückte Arschlöcher.«

»Pop, das passiert heutzutage überall.«

Endlich fand Sara die Stimme zurück. »Ich habe Ihren Sohn gemocht und sehr geachtet ... wie alle am Gericht. Er war ein wunderbarer Mensch. Es tut mir sehr, sehr leid.«

»Ja, Mike war wunderbar«, sagte Ed. »Verdammt noch mal, das war er. Ich habe nie begriffen, wie wir einen Jungen wie Mike in die Welt setzen konnten.«

Fiske starrte zu Boden. Sara bemerkte, wie wächsern sein Gesicht plötzlich war.

Ed ließ den Blick durch den Wohnwagen schweifen, betrachtete Erinnerungen an die guten, alten Zeiten, als sie alle noch zusammen waren, er und seine Familie. »Den Grips hatte er von seiner Mutter.« Seine Unterlippe zitterte einen Moment heftig. »Das, was sie mal an Verstand gehabt hat.« Ein leises Schluchzen kam über seine Lippen, und er brach zusammen.

Fiske kniete neben seinem Vater nieder und umarmte ihn. Die Schultern beider Männer bebten.

Sara sah hilflos zu. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Es war ihr peinlich, eine solch persönliche Szene zu erleben, und sie fragte sich, ob sie aufstehen und zu ihrem Wagen flüchten sollte. Schließlich starrte sie zu Boden, schloß die Augen und ließ stumm den eigenen Tränen Lauf, die auf den billigen Teppich tropften.

Eine halbe Stunde später saß Sara auf der Veranda und nippte an einer Dose warmem Bier. Sie war barfuß; ihre Schuhe standen neben ihr. Geistesabwesend rieb sie ihre Zehen und schaute in eine Dunkelheit hinaus, die hier und da vom kalten Licht eines Leuchtkäfers durchbrochen wurde. Sie schlug nach einem Moskito und wischte dann ein Rinnsal Schweiß vom Bein. Sie hielt sich die Bierdose an die Stirn und überlegte, ob sie in ihren Wagen steigen, die Klimaanlage anschalten und versuchen sollte, endlich einzuschlafen.

Die Tür wurde geöffnet, und Fiske erschien. Er hatte sich umgezogen, trug verblichene Jeans und ein kurzärmeliges Hemd, das er nicht zugeknöpft hatte. Er war ebenfalls barfuß. In der Hand hielt er einen Plastikstreifen, an dem zwei Bierdosen baumelten. Er setzte sich neben Sara.

»Wie geht es ihm?«

Fiske zuckte die Achseln. »Er schläft – oder versucht es wenigstens.«

»Will er mit uns zurückfahren?«

Fiske schüttelte den Kopf. »Er kommt morgen abend zu mir nach Richmond.« Er schaute auf die Uhr und sah, daß die Morgendämmerung nicht mehr fern war. »Heute abend, meine ich. Wir müssen auf dem Rückweg bei mir vorbei, damit ich ein paar frische Sachen anziehen kann.«

Sara schaute an ihrem Kleid hinab. »Wem sagen Sie das? Woher haben Sie diese Sachen?«

»Ich hab' sie bei unserem letzten Angelausflug hiergelassen.«

Sara wischte sich die Stirn ab. »Mein Gott, ist das schwül.«

Fiske schaute zum Wald. »Da unten am Wasser weht eine kühlere Brise.« Er führte sie zum Golfwagen. Als sie die stillen, unbefestigten Straßen entlangfuhren, gab Fiske ihr ein Bier. »Das hier ist kalt.«

Sara riß die Lasche auf. Das Bier rann wohltuend kühl durch ihre Kehle und hob ihre Lebensgeister tatsächlich ein wenig. Sie drückte sich die Dose an die Wange.

Die schmale Straße führte sie vorbei an einem Kieferngesträuch, an Stechpalmen, Eichen und Flußbirken, deren Rinde sich wie die Fasern eines Bleistifts entrollte, den man gerade anspitzte. Dann wurde das Gelände frei und eben, und Sara sah einen hölzernen Kai, an dem mehrere Boote vertäut waren. Sie bemerkte, daß das hölzerne Gebilde im Rhythmus des plätschernden Wassers auf und ab schwankte.

»Das ist ein Schwimmdock. Es ruht auf Zweihundert-Liter-Fässern«, erklärte Fiske.

»Habe ich mir gedacht. Ist das eine Rampe für Boote?« fragte sie und zeigte auf eine Stelle, wo die Straße einen scharfen Knick in Richtung Wasser machte.

Fiske nickte. »Die Leute können das Ufer über eine andere Straße mit dem Wagen erreichen. Pop hat ein kleines Motorboot. Das da drüben.« Er zeigte auf ein weißes Boot mit roten Streifen, das auf dem Wasser schaukelte. »Normalerweise zie-

hen sie die Boote nachts ans Ufer. Pop muß es vergessen haben. Er hat das Boot billig bekommen. Wir haben damals ein Jahr gebraucht, um es wiederherzurichten. Es ist keine Jacht, aber man kommt damit fast überallhin.«

»Was für ein Fluß ist das?«

»Erinnern Sie sich, daß wir auf der Fahrt hierher Hinweisschilder auf die Flüsse Matta, Po und Ni gesehen haben?«

Sara nickte.

»Oben bei Fort A. P. Hill, südöstlich von Fredericksburg, münden diese Flüsse ineinander und bilden den Mattaponi River.« Fiske schaute aufs Wasser hinaus. Es gab kaum etwas Entspannenderes als eine Bootsfahrt in der frühmorgendlichen Stille, und Fiske kannte sich hier aus. »Wir haben Vollmond, und das Boot hat Scheinwerfer und eine Signalleuchte. Außerdem kenne ich diesen Abschnitt des Flusses sehr gut. Und auf dem Wasser ist es viel kühler.« Er blickte sie fragend an.

Sara zögerte nicht. »Hört sich gut an.«

Sie gingen zum Boot, und Fiske half ihr hinein.

»Wissen Sie, wie man ablegt?« fragte er.

»Als ich in Stanford studierte, war ich bei einigen Bootsregatten dabei.«

Fiske beobachtete, wie Sara gekonnt die Knoten löste und das Tau einholte. »Dann muß Ihnen der alte Mattaponi ziemlich langweilig vorkommen.«

»Kommt darauf an, mit wem man hinausfährt.«

Sie setzte sich neben Fiske, der ins Schrankfach neben dem Stuhl des Bootsführers griff und einen Schlüsselbund hervorzog. Er ließ den Motor an, und sie tuckerten langsam von der Anlegestelle weg. Als sie in der Flußmitte waren, schob Fiske den Gashebel zurück, bis sie ein ziemlich hohes Tempo erreicht hatten. Auf dem Wasser war es um etwa fünf Grad kühler. Fiske hielt eine Hand am Steuerruder und in der anderen das Bier. Sara winkelte die Beine an und richtete sich dann auf, bis ihr Oberkörper sich über der tiefen Windschutzscheibe be-

fand. Sie streckte die Arme aus und ließ ihren verschwitzten Körper vom Wind kühlen.

»Mein Gott, das fühlt sich herrlich an.«

Fiske schaute aufs Wasser hinaus. »Mike und ich sind oft um die Wette über den Fluß geschwommen. Manchmal wurde es ziemlich gefährlich. Ein paarmal dachte ich, einer von uns würde ertrinken. Aber eines ließ uns immer durchhalten.«

»Und was?«

»Wir konnten den Gedanken nicht ertragen, der andere könnte siegen.«

Sara lehnte sich zurück und schwang den Stuhl herum, bis sie Fiske anschauen konnte. Dabei glättete sie ihr Haar.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihnen eine sehr persönliche Frage stelle?«

Fiske verkrampfte sich leicht. »Wahrscheinlich.«

»Sie werden es nicht falsch verstehen?«

»Wahrscheinlich doch.«

»Warum standen Sie und Michael sich nicht näher?«

»Kein Gesetz besagt, daß Brüder sich nahestehen müssen.«

»Aber Sie und Mike schienen so viel gemeinsam zu haben. Er hatte eine hohe Meinung von Ihnen, und Sie waren offensichtlich sehr stolz auf ihn. Ich ... spüre, daß Sie irgendwelche Differenzen hatten. Aber ich komme einfach nicht dahinter, was zwischen Ihnen schiefgegangen ist.«

Fiske stellte den Motor ab und ließ das Boot treiben. Dann schaltete er auch den Scheinwerfer aus, und der Mond wurde zu ihrer einzigen Lichtquelle. Der Fluß war sehr ruhig, und sie befanden sich an einer der breitesten Stellen. Fiske zog die Hosenbeine hoch, ging zur Seite des Bootes, setzte sich auf den Rand und tauchte die Füße ins Wasser.

Sara setzte sich neben ihn, zog den Rock ein wenig hoch und tat es ihm gleich.

Fiske schaute über den Fluß und nippte an seinem Bier.

»John, ich will wirklich nicht neugierig sein.«

»Und ich bin wirklich nicht in der Stimmung, darüber zu sprechen. In Ordnung?«

»Aber ...«

Fiske fuhr mit der Hand durch die Luft. »Sara, das hier ist nicht der richtige Ort, und ganz bestimmt ist es nicht die richtige Zeit, klar?«

»Sicher, es tut mir leid. Aber mir liegt an Ihnen. An Ihnen allein.«

Sie saßen schweigend da, während das Boot dahintrieb, so weit vom Ufer entfernt, daß das laute Zirpen der Zikaden kaum zu ihnen drang.

Schließlich bewegte Fiske sich. »Wissen Sie, Virginia ist wunderschön. Hier gibt es Wasser, Berge, Wälder, Strände, Geschichte, Kultur, High-Tech-Zentren und alte Schlachtfelder. Die Leute hier sind nicht so hektisch wie anderswo. Sie genießen das Leben mehr. Ich könnte mir nicht vorstellen, woanders zu leben. Verdammt, ich bin nie woanders gewesen.«

»Und hier gibt es wirklich schöne Campingplätze«, sagte Sara.

Fiske lächelte. »Das auch.«

»Also bedeutet der Abstecher in die Reiseliteratur, daß das Thema Michael und John Fiske offiziell beendet ist?« Sara hatte kaum ausgesprochen, als sie sich auch schon auf die Zunge biß. Du und dein verdammtes Maulwerk, schalt sie sich.

»Ich glaube schon.« Fiske stand abrupt auf. Das Boot schaukelte, und beinahe wäre Sara im Wasser gelandet. Fiske streckte die Hand aus und ergriff ihren Arm. Er packte fest zu. Sie schaute zu ihm hoch. Ihre Augen waren so groß wie der Mond über ihr, die Füße trieben sanft im Wasser, und ihr Kleid war naß, wo der Fluß es berührt hatte.

»Sollen wir schwimmen gehen?« sagte sie. »Um uns abzukühlen?«

»Ich habe kein Badezeug.«

»Meine Sachen sind naß genug.«

Fiske zog sie ins Boot hinauf, ging dann zum Motor und ließ ihn an, zerstörte die Stille. »Na schön.«

»Warum schwimmen wir nicht hier?«

»Die Strömung ist zu stark.«

Er zog das Boot herum und fuhr zur Anlegestelle zurück. Nach drei Vierteln der Strecke änderte er wieder den Kurs und hielt auf das Ufer zu, das an dieser Stelle sanft abfiel. Als sie näher kamen, konnte Sara Zweihundert-Liter-Fässer sehen, die jeweils ungefähr sechs Meter voneinander entfernt im Wasser trieben. Als sie weiter darauf zuhielten, erkannte Sara, daß die Fässer von einem weitmaschigen Netz zusammengehalten wurden, das eine große, viereckige Fläche umschloß.

In der Nähe einer der Trommeln stellte Fiske den Motor ab, so daß das Boot vom eigenen Schwung weitergetragen wurde, bis er die Hand ausstrecken und den großen Behälter berühren konnte. Dann befestigte er ein Tau an einem Haken, der ans Faß geschraubt war, und warf einen kleinen provisorischen Anker – einen mit Beton gefüllten Fünf-Liter-Farbtopf – über die Seite, um das Boot zusätzlich zu sichern.

»Innerhalb des Netzes ist das Wasser höchstens zweieinhalb Meter tief. Das Netz umschließt den gesamten Bereich und ist auf dem Grund verankert. Also werden Sie nicht im Atlantik landen, falls die Strömung Sie erfassen sollte.«

Als Sara sich anschickte, ihr Kleid auszuziehen, drehte Fiske sich rasch um.

Sie lächelte. »Warum so prüde, John? In meinem Bikini zeige ich mehr als das.« In Höschen und BH sprang sie über die Bootsseite, kam einen Augenblick später wieder an die Oberfläche und trat Wasser.

»Wenn es Ihnen zu peinlich ist«, rief sie, »drehe ich Ihnen den Rücken zu.«

»Ich glaube, ich verzichte. Viel Spaß.«

»Ach, kommen Sie schon, ich beiße nicht.«

»Ich bin ein bißchen zu alt fürs Nacktbaden, Sara.«

»Das Wasser ist wundervoll.«

»Sieht ganz so aus.« Er machte noch immer keine Anstalten, sich zu ihr zu gesellen.

Mit enttäuschter Miene drehte sie sich schließlich um und schwamm vom Boot weg, durchpflügte mit kräftigen Armzügen die glatte Wasseroberfläche.

Während Fiske sie beobachtete, fuhr er geistesabwesend mit einem Finger über seine Narbe, berührte die beiden kreisrunden Höcker aus verbrannter Haut, wo die Kugeln in seinen Körper eingedrungen waren. Abrupt nahm er die Hand wieder weg und setzte sich.

Der Name ›Harms‹ ging ihm nicht aus dem Kopf. Eine *in forma pauperis* eingereichte Petition – falls es sich bei dem handschriftlichen Dokument um eine solche handelte – stammte wahrscheinlich von einem Häftling. Fiske verlagerte sein Gewicht auf dem Stuhl und schaute erneut zu Sara hinüber. Im Mondlicht konnte er sie kaum ausmachen; sie trieb gemächlich an einer flachen Stelle. Ob sie zu ihm hinüberschaute oder nicht, konnte er nicht sagen.

Er blickte wieder auf den Fluß hinaus, und die Erinnerung überwältigte ihn. Ein lautes Spritzen im Wasser; die beiden jungen Männer schwammen, was sie konnten; der eine gewann ein bißchen Vorsprung, dann der andere. Manchmal siegte Mike, dann wieder John. Dann schwammen sie vom anderen Ufer zurück. Tag für Tag. Sie wurden zusehends brauner, schlanker, kräftiger. Was hatte das Leben damals Spaß gemacht! Keine wirklichen Sorgen, keine Probleme. Schwimmen, die Wälder erkunden, mittags Sandwiches mit Mortadella und Majo, abends Spieße mit Hot Dogs, so dicht über den Kohlen gebraten, daß die Wurstpelle aufplatzte. Verdammt noch mal, was hatten sie Spaß gehabt! Fiske wandte den Blick vorn Wasser ab, zwang sich zum konzentrierten Nachdenken.

Falls Harms tatsächlich ein Häftling war, würde es kein Problem sein, ihn zu finden. Als ehemaliger Polizeibeamter wußte

Fiske, daß in den USA keine Bevölkerungsgruppe besser überwacht wurde als die fast zwei Millionen Strafgefangenen. Die Behörden mochten nicht wissen, wo sich all die Kinder oder Obdachlosen des Landes befanden, doch über sämtliche Knackis führten sie peinlich genau Buch. Und die meisten Informationen befanden sich mittlerweile in Computer-Datenbanken. Fiske schaute wieder auf den Fluß und sah, daß Sara zurück zum Boot geschwommen kam. Allerdings bemerkte er nicht das Glühen der brennenden Zigarette einer Person, die am Ufer saß und sie beobachtete.

Ein paar Minuten später half Fiske Sara ins Boot zurück. Schwer atmend setzte sie sich auf den Boden. »So viel bin ich schon lange nicht mehr geschwommen.«

Fiske reichte ihr ein Handtuch, das er aus der kleinen Kabine geholt hatte, ohne Sara dabei anzuschauen. Sie trocknete sich rasch ab und zog dann ihr Kleid wieder an. Als sie Fiske das Handtuch zurückgab, streiften sich ihre Arme. Fiske schaute sie an. Sie atmete noch immer schwer vom Schwimmen. Schweigend betrachtete er für einen Augenblick ihr Gesicht, schaute dann zum Himmel empor. Auch Sara drehte den Kopf und blickte nach oben. Es dämmerte allmählich; am Horizont hatte sich ein blaßblauer Streifen gebildet, vor dem sich rosa Wolkenspiralen zu drehen schienen. Wohin sie auch schauten, war das sanfte, fahle Licht des anbrechenden Tages zu sehen. Die Bäume, die Blätter, das Wasser bildeten eine schimmernde Fassade, die durch die Bewegungen des Bootes sanft zu schaukeln schien.

»Es ist wunderschön«, sagte sie leise.

»O ja«, sagte er.

Als Sara sich ihm wieder zuwandte, hob sie die Hand, langsam zuerst, zögernd, und ihre Augen suchten nach einer Reaktion auf seinem Gesicht. Ihre Finger berührten sein Kinn, strichen darüber; sie spürte seine Bartstoppeln rauh an ihrer Haut. Ihre Hand glitt höher, an seinen Wangen entlang, an den Augen vorbei und über die Schläfen, legte sich dann auf sein Haar,

und jede ihrer Berührungen war sanft und behutsam. Als sie die Hand um seinen Nacken legte und seinen Kopf zu ihrem herunterzog, spürte sie, wie er zusammenzuckte. Sie sah seine feucht schimmernden Augen, und ihre Lippen zitterten. Sie löste die Hand von ihm und trat zurück.

Fiske schaute plötzlich wieder über das Wasser, als würde er dort immer noch zwei Jungen sehen, die schwammen, was das Zeug hielt. Schließlich drehte er sich wieder zu Sara um. »Mein Bruder ist tot, Sara«, sagte er schlicht. Seine Stimme zitterte leicht. »Ich bin ... im Augenblick ... völlig durcheinander ...« Er wollte noch etwas anderes sagen, doch die Worte kamen einfach nicht über seine Lippen.

Sara trat langsam zurück, setzte sich. Sie wischte sich die Augen ab und griff dann unwillkürlich nach dem Saum ihres Kleides, versuchte, es zu glätten, etwas von der Feuchtigkeit auszuwringen. Der Wind hatte aufgefrischt, und das Boot schaukelte heftig. Sie schaute zu Fiske hoch.

»Ich habe Ihren Bruder wirklich gemocht. Und es tut mir schrecklich leid, daß er tot ist.« Sie blickte auf ihre bloßen Füßen, als könnten diese ihr die richtigen Worte eingeben. »Und es tut mir leid, was ich gerade getan habe.«

Fiske wandte kurz den Blick ab; dann schaute er sie wieder an, und auf seinem Gesicht spiegelte sich Verwirrung. »Ich hätte vorher etwas sagen können. Ich weiß nicht genau, warum ich es nicht getan habe.«

Sara stand auf und legte die Arme um die Schultern. »Mir ist ein wenig kalt. Wir sollten zurückfahren, ja?«

Fiske holte den Anker ein, während Sara das Tau löste. Dann ließ er den Motor an, und sie fuhren zurück zur Anlegestelle. Sie wagten einander nicht anzuschauen, aus Furcht vor dem, was geschehen würde, was ihre Körper tun würden – trotz der Worte, die sie gerade gesprochen hatten.

Am Ufer war der Mann mit der brennenden Zigarette davongegangen, als Sara sich Fiske genähert hatte.

KAPITEL 31

Fiske und Sara vertäuten das Boot, gingen schweigend zum Golfwagen und stiegen ein. Plötzlich hörte Fiske Schritte und drehte sich um. »Pop? Was tust du denn hier?«

Sein Vater antwortete nicht, stürmte schweigend auf sie los. Fiske trat ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. »Pop, ist alles in Ordnung?«

Eine verwirrte Sara beobachtete das Geschehen vom Golfwagen aus.

Die Männer waren noch einen Schritt voneinander entfernt, als Ed Fiske ausholte und seinem Sohn die Faust ans Kinn schmetterte. »Du arschloch!« brüllte Ed.

Die Wucht des Schlages trieb Fiske nach hinten, doch Ed setzte nach, hämmerte weiterhin mit beiden Fäusten auf ihn ein.

John wich vor seinem Vater zurück. Blut floß ihm aus Nase und Mund. »Verdammt, was ist los mit dir?« rief er.

Sara wollte gerade aus dem Golfwagen steigen, erstarrte aber, als Ed auf sie zeigte.

»Schaff diese Schlampe und deinen dreckigen Arsch hier weg! Verschwinde von hier! Hast du verstanden?«

»Pop ... wovon sprichst du?«

Wieder fiel Ed wutentbrannt über seinen Sohn her. Diesmal trat Fiske zur Seite, legte die Arme um seinen Vater und hielt ihn in eisernem Griff, während der Ältere sich wie verrückt drehte und mit aller Kraft versuchte, einen weiteren Treffer zu landen.

»Ich hab' euch gesehen! Zum Teufel mit euch beiden. Halb nackt! Ihr habt euch geküßt, während dein Bruder tot auf irgendeinem Seziertisch liegt! Dein Bruder!« Er brüllte die Worte so laut, daß seine Stimme sich überschlug.

Als Fiske klarwurde, was sein Vater gesehen – oder zu sehen

geglaubt – hatte, brach seine Stimme. »Pop, es ist nichts passiert.«

»Du Arschloch.« Ed versuchte, seinen Sohn an den Haaren zu ziehen, an der Kleidung, wo immer er ihn zu fassen bekam. »Du herzloser Mistkerl«, brüllte er. Sein Gesicht war knallrot angelaufen, sein Atem ging immer gequälter, seine Bewegungen wurden schwerfällig.

»Hör auf, Pop, hör auf, du kriegst noch einen Herzinfarkt.«

Die beiden Männer rangen wie verrückt miteinander, rutschten aus, stürzten, wälzten sich über den Boden und den Schotterweg.

»Mein eigener Sohn!« kreischte Ed. »Ich habe keinen Sohn mehr! Meine beiden Söhne sind tot.«

Fiske ließ seinen Vater los, und der alte Mann blieb erschöpft am Boden liegen. Er versuchte aufzustehen, sank aber wieder zurück. Sein T-Shirt war von der Anstrengung schweißgetränkt, und der Geruch von Alkohol und Tabak umhüllte ihn. Fiske stand über seinem Vater. Seine Brust hob und senkte sich schwer, und sein Blut vermischte sich mit salzigen Tränen.

Eine entsetzte Sara stieg aus dem Wagen, kniete neben Ed nieder und legte ihm sanft eine Hand auf die Schulter. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Plötzlich schlug Ed blindlings um sich und traf Sara am Oberschenkel.

Sie stöhnte vor Schmerz auf.

»Verschwindet von hier, verdammt noch mal! Beide. Sofort!« schrie Ed.

Fiske ergriff Saras Arm und zog sie hoch. »Gehen wir, Sara.« Er schaute seinen Vater an. »Dad, fahr mit dem Wagen zurück.« Als Fiske und Sara sich in den Wald schlugen, hörten sie noch immer das Geschrei des alten Mannes.

Saras Bein schmerzte, und die Tränen machten sie halb blind. »O Gott, John«, sagte sie, »das alles ist meine Schuld.«

Fiske antwortete nicht. In ihm brannte ein Feuer. Nie war der

Schmerz so stark gewesen, und er hatte Angst. Die leidenschaftslosen Warnungen Dutzender Ärzte wirbelten durch seinen Kopf. Er schritt immer schneller aus, bis Sara beinahe rennen mußte, um mithalten zu können.

»John, John, bitte sagen Sie etwas.«

Sie griff nach seinem Kinn, um ihm das Blut abzuwischen, doch er stieß ihre Hand zurück. Dann lief er abrupt los.

»John!« Sara rann ihm nach, doch er war viel zu schnell für sie. »John!« rief sie, »bitte, kommen Sie zurück! Bleiben Sie stehen! Bitte!«

Im nächsten Augenblick hatte Fiske eine Kurve des Waldwegs erreicht – und dann war er aus Saras Blickfeld verschwunden.

Sie wurde langsamer; das Brennen in ihrer Brust war fast unerträglich. Sie trat auf einen lockeren Erdklumpen und stürzte schwer. Schluchzend blieb sie auf dem Bett aus Kiefernadeln liegen. Ihr Schenkel schmerzte und verfärbte sich bereits an der Stelle, wo Ed sie getroffen hatte.

Als sich eine Zeitlang später eine Hand auf ihre Schulter legte, fuhr sie zusammen. Erschrocken schaute sie hoch, überzeugt, daß Ed sie eingeholt hatte und nun ebenfalls verprügeln wollte, weil sie die Erinnerung an seinen toten Sohn beschmutzt hatte.

Aber es war John. Er atmete schwer, sein T-Shirt war schweißnaß, und das Blut auf seinem Gesicht verkrustete bereits. »Alles in Ordnung?«

Sara nickte und rappelte sich auf, biß die Zähne zusammen, als der Schmerz ihr Bein durchraste. Wenn Eds ungezielter Schlag gegen ihren Schenkel schon so weh tat, wollte sie sich lieber nicht vorstellen, welche Schmerzen Fiske ertragen mußte, nachdem er einen Hieb voll ins Gesicht abbekommen hatte. Sara stützte sich auf ihn, als er sich bückte, den Rock hochzog und das Bein untersuchte.

Er schüttelte den Kopf. »Das wird einen ganz schönen blauen

Fleck geben. Dad wußte nicht mehr, was er tat. Verzeihen Sie bitte.«

»Ich habe es verdient.«

Mit Fiskes Hilfe konnte Sara einigermaßen gehen.

»Es tut mir leid, John«, sagte sie noch einmal. »Das ... das ist ein einziger schrecklicher Alptraum.«

Als sie den Wohnwagen fast erreicht hatten, hörte Sara, wie Fiske irgend etwas sagte. Zuerst dachte sie, er würde zu ihr sprechen, aber dem war nicht so.

Er sprach erneut, ganz leise, den Blick starr nach vorn gerichtet. »Es tut mir leid.« Ungläubig drehte er langsam den Kopf.

Sara wußte instinktiv, daß die Entschuldigung nicht ihr galt. Vielleicht dem tobenden Mann an der Anlegestelle. Oder dem toten Bruder?

Sara setzte sich auf die Treppe des Wohnwagens, und Fiske ging hinein. Kurz darauf kam er mit Eis und einer Rolle Haushaltstücher zurück. Während Sara das in ein Papiertuch gehüllte Eis gegen die Prellung auf ihrem Schenkel drückte, wischte sie mit einem der Würfel und einem weiteren Tuch das Blut von Fiskes Gesicht und säuberte den Riß an seiner Lippe. Als sie fertig war, stand er auf, stieg die Treppe hinunter und ging wortlos die unbefestigte Straße entlang.

»Wohin gehen Sie?« fragte Sara.

»Meinen Vater holen«, sagte er, ohne sich umzudrehen.

Sie schaute ihm nach, bis er im Wald verschwunden war. Dann humpelte sie in den Wohnwagen und machte sich in dem kleinen Bad ein wenig zurecht. Sie sah Fiskes Anzug und seine Schuhe und brachte sie zu ihrem Wagen. Gedankenverloren fuhr sie mit der Hand über die glatte Metalloberfläche der Fahnenstange und fragte sich, ob Ed es heute zustande brachte, das Sternenbanner zu hissen. Vielleicht auf halbmast, zum Andenken an seinen Sohn. Oder in der Trauer um *beide* Söhne?

Bei diesem Gedanken begann sie unwillkürlich zu zittern. Sie trat vom Flaggenmast zurück und lehnte sich an ihren Wagen.

Nervös schaute sie zum Wald hinüber, als könnten jeden Augenblick entsetzliche Wesen zwischen den Bäumen hervorbrechen.

Eine ältere Frau kam aus dem benachbarten Wohnwagen und blieb stehen, als sie Sara erblickte.

Sara lächelte verlegen. »Ich ... äh ... bin eine Freundin von John Fiske.«

Die Frau nickte. »Na, dann guten Morgen.«

»Danke, ebenso.«

Die Frau ging die Straße entlang, die zu dem Häuschen am Eingang des Campingplatzes führte.

Sara schaute ängstlich zum Wald zurück und ballte die Hände zu Fäusten. »Nun komm schon, John. Bitte komm.«

Fünfzehn Minuten später kam der Golfwagen in Sicht. Fiske fuhr. Sein Vater lag zusammengesunken hinter ihm; offensichtlich schlief er.

Fiske hielt vor dem Wohnwagen, stieg aus, hob vorsichtig seinen Vater hoch und legte ihn sich über die Schulter. Er stieg die Treppe hinauf und verschwand im Innern. Ein paar Minuten später kam er mit dem Gewehr in der Hand wieder heraus.

»Er schläft«, sagte er.

»Was wollen Sie damit?« Sara zeigte auf die Waffe.

»Die lasse ich ihm nicht hier.«

»Sie glauben doch nicht etwa, daß er jemanden erschießt?«

»Nein, aber ich will nicht, daß er sich den Lauf in den Mund steckt und abdrückt. Waffen, Alkohol und schlechte Nachrichten vertragen sich nicht gut.« Er legte das Gewehr auf den Rücksitz des Wagens. »Lassen Sie mich lieber fahren.«

»Ihre Sachen sind im Kofferraum.«

Sie stiegen ins Auto und erreichten kurz darauf das Haus des Besitzers der Anlage. Fiske ging hinein, bezahlte die vier Dollar Besuchergebühr und kaufte ein wenig Gebäck und ein paar Tüten Orangensaft.

Die Frau, die Sara einen guten Morgen gewünscht hatte, war

ebenfalls dort. »Ich habe Ihre Freundin gesehen, John. Ein süßes Mädchen.«

»Hm.«

»Sie fahren schon wieder?«

»Ja.«

»Ich wette, Ihr Daddy wünscht sich, daß Sie länger bleiben.«

Fiske bezahlte die Lebensmittel und wartete nicht auf eine Tüte. »Die Wette nehme ich an«, sagte er zu der verwirrten Frau. Dann ging er zum Wagen zurück.

KAPITEL 32

Nachdem Samuel Rider einige Tage geschäftlich verreist gewesen war, traf er ziemlich früh am Morgen in seinem Büro ein. Sheila war noch nicht da, was Rider nur recht war, denn er wollte allein sein. Er griff nach dem Telefon, rief in Fort Jackson an, gab sich als Harms' Anwalt aus und bat, mit ihm sprechen zu dürfen.

»Er ist nicht mehr hier.«

»Wie bitte? Er sitzt eine lebenslängliche Haftstrafe ab. Wo könnte er da anders sein als bei Ihnen?«

»Es tut mir leid, aber diese Auskunft darf ich Ihnen nicht telefonisch erteilen. Wenn Sie persönlich herkommen möchten oder eine schriftliche Anfrage einreichen ...«

Rider knallte den Hörer auf die Gabel und sank im Sessel zurück. War Rufus tot? Hatten sie irgendwie herausgefunden, was er vorhatte? Nachdem Rider den Antrag beim Obersten Gerichtshof eingereicht hatte, hätte man Rufus unter strengste Bewachung stellen müssen.

Rider krampfte die Finger um die Schreibtischkante. Falls der Antrag beim Gericht eingegangen war. Er riß die Schreibtischschublade auf und zog den weißen Einlieferungsabschnitt der Post hervor. Die grüne Empfangsbestätigung mußte mittlerweile bei ihm im Büro eingetroffen sein. Sheila! Er sprang auf, stürmte in Sheilas Vorzimmer. Normalerweise legte sie sämtliche Bescheinigungen in die entsprechende Aktenmappe. Doch es gab keine Akte unter dem Namen Rufus Harms. Was hatte Sheila mit der verdamnten Bestätigung gemacht?

Wie als Antwort auf Riders verzweifelte Frage kam die Frau zur Tür hinein. Sie war erstaunt, ihn zu sehen.

»Herrje, Sie sind aber schrecklich früh dran, Mr. Rider.«

Er bemühte sich, ganz beiläufig zu sprechen. »Ich muß noch einiges aufarbeiten.« Er trat von ihrem Schreibtisch zurück,

doch sie vermutete ganz richtig, was er wollte. »Suchen Sie etwas?«

»Äh ... jetzt, da Sie es erwähnen ... ja, allerdings. Ich habe einen Einschreibebrief aufgegeben, und die Empfangsbestätigung müßte mittlerweile eingetroffen sein. Aber dann fiel mir ein, daß ich Ihnen gar nichts davon gesagt habe. Dumm von mir.«

Sheilas nächste Worte riefen bei Rider einen inneren Seufzer der Erleichterung hervor. »Das hat es also damit auf sich. Zuerst dachte ich, ich hätte vergessen, eine neue Akte anzulegen. Ich wollte Sie danach fragen, wenn Sie wieder hier sind.«

»Dann haben Sie die Empfangsbescheinigung also bekommen«, sagte Rider und versuchte, sich seine Erregung nicht anmerken zu lassen.

Sheila zog eine Schublade ihres Schreibtisches auf und nahm die grüne Bestätigung heraus. »Der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten«, sagte sie ehrfürchtig, als sie Rider das Papier reichte. »Ich weiß noch, daß ich mich gefragt habe, ob wir jetzt auch mit diesen hohen Herren was zu tun haben.«

Rider setzte seine beste Anwaltsmiene auf. »Aber nein, Sheila. Es handelt sich nur um eine Zulassungsfrage. Wir brauchen nicht nach Washington zu schauen, um unsere Brötchen zu verdienen.«

»Ach ja, hier sind die Anrufe, die für Sie gekommen sind, als Sie verreist waren. Ich habe versucht, sie nach Dringlichkeit zu ordnen.«

Rider drückte anerkennend Sheilas Hand. »Sie sind die Tüchtigkeit in Person«, sagte er galant.

Sie lächelte und hantierte an ihrem Schreibtisch.

Rider ging in sein Büro zurück, schloß die Tür und betrachtete die Empfangsbestätigung. Der Antrag *war* bei Gericht eingegangen. Die Unterschrift bestätigte es. Aber wo war dann Rufus?

Der Großteil des Morgens war für eine Konferenz über die

mögliche Errichtung eines Einkaufszentrums auf einem großen Baugelände verplant, das seit den vierziger Jahren als Schrottplatz benutzt wurde. Einer der Männer, die an der Besprechung teilnahmen, war an diesem Morgen mit einem Propellerflugzeug von Washington nach Blacksburg, Virginia, geflogen und befand sich zur Zeit auf dem Weg zu Riders Büro. Angesichts der Gedanken, die Rider durch den Kopf gingen, konnte er sich allenfalls darum bemühen, sich einigermaßen normal zu verhalten, als der Mann einige Zeit später in seinem Büro eintraf.

Der Besucher hatte ein Exemplar der Morgenausgabe der Washington Post bei sich. Während Sheila ihm eine Tasse Kaffee brachte, warf Rider einen müßigen Blick auf die Schlagzeilen der Post. Eine davon erregte seine besondere Aufmerksamkeit. Der Mann bemerkte Riders Interesse.

»Eine verdamnte Schande.« Er deutete mit dem Kopf auf die Zeitung, auf die Rider sich konzentrierte. »Einer der Besten und Klügsten«, sagte er, während Rider erneut stumm die Schlagzeile mit den Lippen bildete: ASSESSOR DES OBERSTEN GERICHTSHOFS ERMORDET.

»Haben Sie ihn gekannt?« fragte Rider. Es konnte keinen Zusammenhang geben. Das war völlig unmöglich.

»Nein. Aber wenn er an diesem Gericht Assessor war, muß er zu den Besten der Besten gehört haben. Und ein solcher Mann wurde ermordet! Das zeigt mal wieder, wie gefährlich die Zeiten geworden sind. Niemand ist mehr sicher.«

Rider schaute seinen Besucher einen Augenblick an; dann blickte er auf die Zeitung und das darin abgedruckte Foto. Michael Fiske, dreißig Jahre alt. Hatte an der Columbia University seinen Doktor gemacht und war dann zur University of Virginia gewechselt, wo er Herausgeber der *Law Review* gewesen war. Er war der Oberassessor von Richter Thomas Murphy gewesen. Keine Verdächtigen, keine Spuren, von einer fehlenden Brieftasche einmal abgesehen. *Niemand ist mehr sicher.* Riders Finger umkrampften die Zeitung geradezu, während er

das körnige, deprimierende Foto des Toten anstarrte. Es konnte einfach nicht sein. Aber es gab eine Möglichkeit, sich Gewißheit zu verschaffen.

Er entschuldigte sich, eilte in sein Büro und rief bei der Verwaltung des Obersten Gerichtshofs an.

»Wir haben keinen Fall ... wie war der Name, Sir? Harms? Tut mir leid. Weder bei den normalen Eingaben noch bei den IFP-Anträgen.«

»Aber ich habe eine Empfangsbescheinigung! Sie belegt, daß Sie einen entsprechenden Antrag erhalten haben.«

Die Stimme am anderen Ende der Leitung wiederholte die oberflächliche Antwort.

»Sind Sie in Ihrem hohen Hause nicht mal imstande, Ihre Post im Auge zu behalten?«

Die höfliche Antwort des Mannes fiel bei Rider nicht auf fruchtbaren Boden. »Rufus Harms verrottet in einem beschissenen Knast«, brüllte er ins Telefon, »und Sie wissen nicht mal, wo Ihre Post geblieben ist!« Er knallte den Hörer auf die Gabel.

Rufus Harms' Eingabe war zwar beim Gericht eingegangen, aber verschwunden, bevor sie ordnungsgemäß abgelegt worden war. Und Harms selbst war ebenfalls wie vom Erdboden verschluckt. Plötzlich fröstelte Rider.

Wieder warf er einen Blick in die Zeitung. Ein Assessor am Obersten Gerichtshof. Ermordet. Es kam Rider weit hergeholt vor – doch das galt auch für die Geschichte, die Rufus ihm erzählt hatte. Dann aber kam ihm ein anderer Gedanke, der ihm noch mehr zu schaffen machte: Wenn sie Rufus und diesen Assessor ermordet hatten, weil es irgendeinen Zusammenhang gab, würden sie damit bestimmt nicht aufhören. Wenn sie den Antrag haben, den ich bei Gericht eingereicht habe, dachte Rider schauernd, wissen sie, welche Rolle ich dabei gespielt habe. Und das wiederum hieß, daß er vielleicht der nächste auf ihrer Liste war.

Jetzt hör endlich auf, ermahnte er sich. Mach dich nicht verrückt! Und dann endlich dämmerte es ihm: Die Aufstellung der Anrufe, die Sheila entgegengenommen hatte, als er verreist war. Er hatte die Liste oberflächlich durchgesehen und die wichtigsten Anrufe erwidert. Der Name, der verdammt Name!

Rider durchwühlte den Schreibtisch, bis er den rosafarbenen Notizblock gefunden hatte. Mit fliegenden Fingern blätterte er ihn durch, suchte, suchte, riß den Block in seiner aufsteigenden Panik schließlich auseinander, bis er den Namen gefunden hatte. Er starrte darauf, und das Blut wich langsam aus seinem Gesicht. Michael Fiske hatte ihn angerufen. Zweimal.

O Gott. Riders Gedanken überschlugen sich. Vor dem inneren Auge sah er seine Frau, die Eigentumswohnung in Florida, ihre erwachsenen Kinder, all die Jahre der elenden Schufterei.

Verdammt, er würde nicht einfach warten, bis sie kamen und ihn holten. Er drückte auf den Knopf der Gegensprechanlage und sagte Sheila, ihm wäre nicht gut; sie solle es seinem Besucher und den anderen Herren ausrichten, die in Kürze einträfen, und sie nach Kräften unterstützen.

»Ich komme heute nicht mehr ins Büro, Sheila«, sagte Rider, als er durch den Empfangsbereich eilte. Hoffentlich komme ich überhaupt noch mal zurück. Und nicht in einem Sarg, fügte er stumm hinzu.

»In Ordnung, Mr. Rider. Passen Sie auf sich auf.«

Beinahe hätte er über Sheilas Bemerkung gelacht. Bevor er das Büro verließ, hatte er zu Hause angerufen, aber seine Frau war nicht da. Als Rider losfuhr, wußte er bereits, was er tun würde. Sie beide spielten schon lange mit dem Gedanken, im Spätherbst Urlaub zu machen, vielleicht auf eine der Inseln vor der Küste von Florida zu fliegen, noch ein wenig Sonne zu tanken und im Meer zu schwimmen, bevor der Winter kam. Aber jetzt würden sie länger fortbleiben. Sehr lange. Rider zog es vor, all seine Ersparnisse aufzubrauchen, aber am Leben zu bleiben, statt sich den Blick auf einen Sonnenuntergang in Flo-

rida zu verschaffen, den er vielleicht nie sehen würde.

Sie konnten nach Roanoke fahren und dort eine Pendlermaschine nach Washington oder Richmond nehmen. Von da aus konnten sie überallhin fliegen. Er würde es seiner Frau erklären, indem er vorgab, endlich mal einen spontanen Entschluß gefaßt zu haben. Seine Frau behauptete ohnehin, er verplane alles zu sehr. Der gute alte, beständige, zuverlässige Sam Rider. Hat nichts anderes im Leben getan als hart zu arbeiten, seine Rechnungen zu bezahlen, die Kinder großzuziehen, seine Frau zu lieben und zu versuchen, bei alledem einen kleinen Zipfel vom Glück zu fassen zu kriegen. Mein Gott, ich schreibe schon meinen Nachruf, wurde ihm klar.

Falls er seinen Entschluß verwirklichte, konnte er Rufus nicht mehr helfen. Doch Rider vermutete, daß der Mann ohnehin schon tot war. Tut mir leid, Rufus, dachte er. Aber du bist jetzt an einem besseren Ort, an einem viel besseren als dem, den diese Arschlöcher dir auf dieser Erde zugedacht haben.

Ein plötzlicher Gedanke ließ Rider beinahe umkehren. Er hatte die Kopien des Antrags, den er für Rufus geschrieben hatte, im Büro gelassen. Sollte er zurückfahren? Schließlich aber sagte er sich, daß sein Leben mehr wert war als ein paar Blatt Papier. Was konnte er jetzt überhaupt noch damit anfangen?

Er konzentrierte sich auf die Straße. Die Strecke zwischen seinem Büro und seinem Haus war wenig befahren und ziemlich einsam – gewundene Straßen, Wald und Wildtiere: Vögel, dann und wann ein Hirsch oder ein Schwarzbär. Diese Abgeschiedenheit hatte Rider bislang nie etwas ausgemacht. Nun aber jagte sie ihm Angst ein. Zu Hause hatte er ein Schrotgewehr, mit dem er manchmal Wachteln schoß. Er wünschte, er hätte die Waffe dabei.

Die Straße beschrieb eine scharfe S-Kurve, und nur ein rostiges Geländer stand zwischen Rider und einem Sturz in eine hundertfünfzig Meter tiefe Schlucht. Als er auf die Bremse trat,

stockte ihm der Atem. Die Bremsen. O Gott, wenn jemand dafür gesorgt hatte, daß sie nicht funktionierten, dann ...

Rider schrie laut auf. Dann aber faßten die Bremsen. *Dreh jetzt nicht durch, Sam!* ermahnte er sich. Ein paar Minuten später bog er schweißgebadet um die letzte Ecke und sah den Briefkasten vor seinem Haus, der in der Auffahrt stand, auf einen Pfosten montiert. Augenblicke später fuhr Rider den Wagen in die Doppelgarage. Das Auto seiner Frau stand ebenfalls darin.

Als er an ihrem Wagen vorüberging, schaute er hinein – und seine Füße schienen im Betonboden zu versinken. Seine Frau lag zusammengekrümmt über dem Lenkrad. Selbst aus dieser Entfernung konnte Rider das Blut sehen, das aus der Kopfwunde quoll. Es war die vorletzte Erinnerung, die Rider in seinem Leben haben sollte. Die Hand kam von hinten und preßte ihm ein großes Tuch aufs Gesicht, das einen widerwärtigen Geruch nach Operationssaal verströmte. Der Mann, der Rider von hinten gepackt hielt, drückte ihm irgend etwas in die Hand. Vor den Augen des Anwalts verschwamm bereits alles; die Lider wurden ihm schwer, und als er ein letztes Mal im Leben den Blick senkte, sah und fühlte er die noch warme Pistole. Zwei Hände in Latexhandschuhen zwangen Riders Finger um den Griff. Es war seine eigene Waffe, mit der er Schießübungen machte. Verschwommen wurde ihm klar, daß man mit dieser Waffe auch seine Frau getötet hatte. Und weil das Metall noch warm war, mußte der Schuß gefallen sein, als er auf die Auffahrt abgebogen war. Sie mußten ihn beobachtet haben.

Rider bog den Kopf zurück und starrte in die kalten, klaren Augen von Victor Tremaine, während er tiefer und tiefer in die Schwärze der Bewußtlosigkeit versank. Dieser Mann hatte seine Frau getötet ... aber man würde ihm, Sam Rider ... die Schuld geben. Aber ... was ... machte das ... schon. Er war ... ebenfalls ... tot. Mit diesem Gedanken schlossen Samuel Riders Augen sich zum letztenmal.

KAPITEL 33

Als sie sich dicht vor der Altstadt von Alexandria auf dem George Washington Parkway befanden, sah Fiske einen Radfahrer, der wie ein Schemen an den Bäumen vorbeihuschte, welche den asphaltierten Radweg entlang des Flusses säumten. Fiske stieß Sara an. Sie erwachte und erklärte ihm auf seine Frage, wo er vom Parkway abbiegen mußte, wobei sie ihm einen kurzen Blick zuwarf. Auf der Rückfahrt hatten sie den Zwischenfall mit Fiskes Vater nicht mehr erwähnt, als hätten sie eine stillschweigende Übereinkunft getroffen, nicht darüber zu reden.

Fiske richtete sich nach Saras Wegbeschreibung, fuhr eine weitere asphaltierte Straße entlang und bog dann nach rechts auf einen Kiesweg ab, der steil zum Ufer hinunterführte. Schließlich hielt er vor dem kleinen, holzverkleideten Cottage, das steif und wie verloren zwischen dem ungepflegten Gewirr aus Bäumen, Dornensträuchern und Wildblumen stand – wie eine Pfarrersfrau auf einem Picknick der Kirchengemeinde, bei dem es zu einer Keilerei gekommen war. Das Haus besaß schwarze Schlagläden und einen breiten, rotbraunen Schornstein aus Ziegeln, und die weißen Schindeln waren fünfzig Jahre lang immer wieder neu gestrichen worden. Fiske sah ein Eichhörnchen, das über die Telefonleitung flitzte, aufs Dach sprang und dann den Schornstein hinaufhuschte.

In einer Ecke des Grundstücks stand ein Indischer Flieder in voller Blüte. Seine Rinde besaß die Beschaffenheit und Farbe von Rehleder. Auf der anderen Seite des kleinen Hauses stand eine sechs Meter hohe Stechpalme; zwischen den dunkelgrünen Blättern spähten wie Zierat rote Beeren hervor. Zwischen der Palme und dem Haus erstreckte sich eine Spindelstrauchhecke; der Boden unter der Hecke war mit scharlachroten Blättern übersät. Hinter dem Haus sah Fiske die Treppe, die hinun-

ter zum Wasser führte. Er glaubte, dahinter die auf den Wellen tanzende Spitze eines Segelmasts auszumachen. Er und Sara stiegen aus; dann nahm Fiske die frische Kleidung vom Rücksitz, die er aus seiner Wohnung geholt hatte.

»Ein schönes Haus«, sagte er.

Sara streckte sich und gähnte herzlich. »Als ich die Assessorstelle bekam, bin ich von North Carolina hierhergefliegen, um mir in der Gegend ein Haus zu suchen. Zuerst wollte ich es nur mieten, aber dann entdeckte ich dieses Cottage und habe mich darin verliebt. Also flog ich wieder nach Hause, verkaufte die Farm und legte mir dieses Häuschen zu.«

»Muß ziemlich schwierig für sie gewesen sein, in North Carolina alles zu verkaufen.«

Sara schüttelte den Kopf. »Das Land war mir nur wegen meiner Eltern wichtig, und die waren tot. Eigentlich war die Farm nur ein Flecken Erde, mit dem ich nichts mehr anfangen konnte.« Sie streckte sich noch einmal und ging zum Haus. »Ich setze Kaffee auf.« Dann schaute sie auf die Uhr und stöhnte leise. »Ich komme zu spät zu einer mündlichen Verhandlung. Eigentlich müßte ich anrufen, aber was soll ich denen sagen?«

»Unter den gegebenen Umständen wird man verstehen, daß Sie heute etwas später kommen.«

»Sollte man meinen, nicht wahr?« erwiderte sie zweifelnd.

Fiske zögerte. »Haben Sie eine Landkarte?«

»Was für eine?«

»Von der östlichen Hälfte der USA.«

Sie dachte kurz nach. »Sehen Sie mal im Handschuhfach nach.«

Fiske tat wie geheißen und zog die Karte hervor. »Wonach suchen Sie?« fragte Sara, als sie ins Haus gingen.

»Ich habe über die zwölfhundert Kilometer nachgedacht, die Mike gefahren ist.«

»Und Sie wollen herausfinden, was sich zwölfhundert Kilo-

meter entfernt befindet?«

»Nein, sechshundert.« Sara blickte ihn verwirrt an. »Sechshundert Kilometer hin, sechshundert zurück. Man hat den Wagen in Washington gefunden. Mike oder jemand anders muß ihn zurückgefahren haben.«

»Aber vielleicht ist er mehrere kürzere Strecken gefahren, nicht sechshundert Kilometer hin und zurück.«

Fiske schüttelte den Kopf. »Es ist nicht gerade angenehm, an einem heißen Tag mit einer Leiche im Kofferraum durch die Gegend zu kutschieren. Als Cop habe ich ein paar solcher Leichen gefunden«, fügte er grimmig hinzu.

Während Sara in der Küche den Kaffee aufsetzte, schaute Fiske durchs Fenster zum Fluß hinaus. Von hier aus konnte er die Anlegestelle aus druckbehandeltem Holz und das daran vertäute Segelboot sehen.

»Kommen Sie oft zum Segeln?«

»Schwarz oder mit Milch?«

»Schwarz.«

Sara nahm zwei Tassen aus dem Schrank. »Nicht so oft wie früher. Als ich noch in North Carolina wohnte, hatte ich praktisch gar kein Verhältnis zum Wasser. Ich war mit meinem Dad schon mal zum Angeln oder zum Schwimmen zu einem Teich, ein paar Kilometer von unserer Farm entfernt. Aber erst in Stanford bin ich auf den Geschmack gekommen. Man weiß gar nicht, was Größe ist, bis man den Pazifik sieht. Nie zuvor hatte ich etwas so Gewaltiges gesehen.«

»Ich war nie dort.«

»Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie mal hinfahren wollen. Ich könnte Ihnen alles zeigen.« Sie strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn, schenkte ihm Kaffee ein und reichte ihm die Tasse.

»Ich werde daran denken«, sagte er trocken.

»Ich habe nur ein Badezimmer. Wir müssen also nacheinander duschen.«

»Gehen Sie zuerst. Ich will mir mal diese Landkarte anschauen.«

»Wenn ich in zwanzig Minuten nicht wieder unten bin, klopfen Sie bitte an. Dann bin ich wahrscheinlich in der Dusche eingeschlafen.«

Fiske betrachtete die Karte, nippte am Kaffee und sagte nichts dazu. Sara blieb auf der Treppe stehen.

»John?« Er schaute auf. »Ich hoffe, Sie können mir vergeben, was diese Nacht geschehen ist.« Sie hielt inne, als müsse sie darüber nachdenken, was sie gerade gesagt hatte. »Das Problem ist nur, ich selbst bin nicht der Ansicht, daß man mir verzeihen sollte.«

Fiske setzte die Tasse ab und blickte Sara an. Das Sonnenlicht fiel warm und weich durchs Fenster, ließ ihr Gesicht erstrahlen, hob das Funkeln ihrer Augen und die sinnlichen Konturen ihrer Lippen hervor. Ihr Haar hing schlaff herab, was dem Flußwasser, dem Schweiß und dem Umstand zu verdanken war, daß sie im Wagen geschlafen hatte. Das bißchen Make-up, das sie aufgelegt hatte, war längst verlaufen und verblaßt und bildete nur noch Flecken auf ihren Lidern und Wangen. Sie war körperlich und geistig bis an den Rand der Erschöpfung getrieben worden. Diese Frau war der Anlaß für einen schrecklichen, vielleicht katastrophalen Bruch zwischen ihm und seinem Vater gewesen – ein Mann, den Fiske geradezu anbetete. Und doch mußte er gegen das Verlangen ankämpfen, Sara zu umarmen, sie auszuziehen und jetzt und hier mit ihr zu schlafen.

»Jeder hat verdient, daß man ihm vergibt«, sagte Fiske schließlich und schaute wieder auf die Karte.

Während Sara duschte, ging Fiske in ein Zimmer neben der Küche. Sara benutzte es offensichtlich als Arbeitszimmer; ein Schreibtisch mit Computer und Drucker sowie Regale voller juristischer Fachbücher standen darin. Fiske faltete die Karte auf dem Schreibtisch auseinander. Dann warf er einen Blick

auf die Maßstabsangabe, übertrug Zentimeter in Kilometer und stöberte in der Schreibtischschublade herum, bis er ein Lineal fand. Von Washington aus, dem zentralen Punkt, zog er Striche nach Norden, Westen und Süden und verband die Endpunkte miteinander. Den Osten ließ er aus; sechshundert Kilometer hätten ihn bis weit auf den Atlantik hinausbefördert. Er machte eine Liste jener Bundesstaaten, die der Kreis umfaßte oder berührte; dann griff er nach dem Telefon und rief die Auskunft an. Binnen einer Minute sprach er mit einem Mitarbeiter des Federal Bureau of Prisons. Fiske nannte ihm den Namen Harms und erklärte, in welchem geographischen Radius ein Häftling namens Harms in einem Bundesgefängnis einsitzen könnte, denn Fiske war der Gedanke gekommen, daß Mike diesen Harms vielleicht im Knast besucht hatte. Das würde auch den Anruf erklären, als Mike ihn um Rat hatte fragen wollen. Über Gefängnisse wußte John Fiske viel mehr als sein jüngerer Bruder.

Als der Mitarbeiter der Bundesaufsichtsbehörde für Strafanstalten sich wieder meldete, runzelte Fiske die Stirn. »Sind Sie sicher? Es gibt innerhalb dieses Radius kein Bundesgefängnis, in dem ein Häftling namens Harms einsitzt?«

»Ich bin sogar ein paar hundert Kilometer über das von Ihnen genannte Gebiet hinausgegangen.«

»Und wie ist es mit den Staatsgefängnissen?«

»Ich kann Ihnen die Telefonnummern sämtlicher bundesstaatlicher Behörden geben. Wissen Sie, um welche Staaten es sich handelt?«

Fiske schaute auf die Karte und gab dem Mann die Namen durch. Es waren mehr als ein Dutzend. Er notierte sich die Telefonnummern, die der Mann ihm durchgab, und legte auf.

Er dachte kurz nach und kam auf den Gedanken, die Anrufbeantworter in seinem Büro und seiner Wohnung abzuhören. Ein Anruf kam von einer Versicherungsagentin aus dem Großraum Washington. Fiske rief die Frau zurück.

»Es hat mir sehr leid getan, als ich vom Tod Ihres Bruders las, Mr. Fiske«, sagte die Frau.

»Ich wußte gar nicht, daß mein Bruder eine Lebensversicherung abgeschlossen hatte.«

»Manchmal werden die Nutznießer nicht darüber in Kenntnis gesetzt. Die Versicherungsgesellschaft ist nicht einmal verpflichtet, die Nutznießer zu informieren, selbst wenn die Gesellschaft vom Tod des Versicherten weiß. Ehrlich gesagt, geben die Versicherer sich keine allzu große Mühe, Ansprüche abzugelten.«

»Warum haben Sie mich dann angerufen?«

»Weil Michaels Tod mich sehr erschüttert hat.«

»Wann hat er die Versicherung abgeschlossen?«

»Vor etwa einem halben Jahr.«

»Er hatte keine Frau oder Kinder. Wozu dann eine Lebensversicherung?«

»Nun ja, deshalb habe ich Sie angerufen. Er wollte, daß Sie das Geld bekommen, falls ihm etwas zustößt.«

Fiske spürte einen Kloß im Hals und ließ den Hörer für einen Moment sinken. »Unsere Eltern brauchen das Geld viel dringender als ich«, brachte er schließlich heraus.

»Ihr Bruder sagte mir, Sie würden Ihren Eltern das Geld ohnehin zukommen lassen. Er wollte aber, daß Sie einen Teil der Summe für sich selbst verwenden. Er war der Meinung, Sie wüßten besser als Ihre Eltern, das Geld sinnvoll anzulegen.«

»Ich verstehe. Über was für eine Summe sprechen wir überhaupt?«

»Mehr als eine halbe Million Dollar.« Die Frau las Fiske seine Adresse vor und fragte, ob sie noch zuträfe. »Auch wenn es nicht hierher gehört«, sagte sie dann, »ich stelle sehr viele Policen aus, wissen Sie, aus den unterschiedlichsten Gründen, und oft spielen Eigennutz oder Eifersucht oder gar Haß eine Rolle ... aber falls Sie es nicht gewußt haben, Ihr Bruder hat Sie sehr geliebt. Ich wünschte, ich würde meinem Bruder auch so nahe-

stehen.«

Nachdenklich legte Fiske auf, horchte in sich hinein. Da waren die Trauer, der Schmerz, vor allem aber hilfloser Zorn, der ihn nun beinahe dazu getrieben hätte, die Faust gegen die Wand zu hämmern.

Er stand auf, steckte sich die Liste in die Tasche und verließ das Haus, stieg die Treppe hinunter und ging über einen kurzen Pfad, der zur einen Seite von hohen Rohrkolben und zur anderen Seite von einem großen Farn gesäumt wurde, zu der kleinen Anlegestelle.

Der Himmel war dunkelblau, nur mit wenigen Wolken gesprenkelt, und die Brise war erfrischend, die Schwüle für den Augenblick gewichen. Fiske schaute nach Norden, zu den Reihenhäusern im äußeren Ring von Alexandria, dann zu der langen, gewundenen Woodrow-Wilson Bridge. Jenseits des Flusses konnte er das Ufer von Maryland ausmachen, ein baumgesäumtes Spiegelbild des Ufers, das zu Virginia gehörte. Ein Jet donnerte im Landeanflug auf den nur einige Kilometer entfernten National Airport über Fiske hinweg; das Fahrwerk war bereits ausgefahren. Der Rumpf der Maschine war dem Boden so nahe, daß Fiske das Gefühl hatte, ihn mit einem Stein treffen zu können.

Als das Flugzeug gelandet und wieder Stille eingekehrt war, trat Fiske auf den Bug des Segelboots. Das Schiff schaukelte sanft unter ihm; das Sonnenlicht streichelte sein Gesicht. Er setzte sich und lehnte den Kopf an den Mast, roch das Tuch des entrollten Segels und schloß die Augen. Er war so unendlich müde.

»Sie haben es sich ja richtig gemütlich gemacht.«

Fiske fuhr aus dem Halbschlaf hoch, schaute sich blinzeln um und erblickte Sara auf der Anlegestelle. Sie trug ein schwarzes Kostüm; am Ausschnitt lugte eine weiße Seidenbluse hervor. Um den Hals trug sie eine dünne Perlenkette, das Haar war zu einem schlichten Knoten zusammengebunden, und

sie hatte sich einen Hauch Make-up und hellroten Lippenstift aufgetragen.

Sie lächelte. »Tut mir leid, daß ich Sie wecken mußte. Sie haben so friedlich geschlafen.«

»Beobachten Sie mich schon lange?« sagte Fiske und fragte sich dann, warum er sich danach erkundigt hatte.

»Lange genug. Sie können jetzt duschen.«

Er erhob sich und trat auf die Anlegestelle. »Schönes Boot.«

»Ich habe Glück, hier fällt das Ufer steil ab. Ich muß es nicht in einem Jachthafen unterbringen. Wenn Sie wollen, fahre ich mal mit Ihnen raus. Es bleibt noch etwas Zeit, bevor ich es winterfest machen muß.«

»Vielleicht.«

Er ging an ihr vorbei zum Haus.

»John?« Er drehte sich um. Sara legte eine Hand auf das Treppengeländer und schaute zu ihrem Segelboot hinüber, als hoffte sie, etwas von der ruhigen, friedlichen Stille, die es ausstrahlte, würde auf sie übergehen.

»Ich werde das mit Ihrem Vater wieder in Ordnung bringen. Auf jeden Fall. Ich verspreche es.«

»Das ist mein Problem. Sie müssen sich nicht ...«

»Doch, John«, sagte sie fest, »das muß ich.«

Eine halbe Stunde später fuhr Fiske den Wagen auf die Privatstraße, die zum Parkway führte. Die beiden schwarzen Limousinen, die plötzlich vor Saras Wagen auftauchten, zwangen Fiske zu einem scharfen Bremsmanöver. Sara schrie auf. Fiske sprang aus dem Wagen und blieb reglos stehen, als er die auf ihn gerichteten Waffen sah.

»Hände hoch«, brüllte einer der Männer.

Fiske gehorchte.

Sara stieg ebenfalls aus und sah, wie Perkins aus dem einen und Agent McKenna aus dem anderen Wagen sprangen.

Perkins erkannte Sara. »Stecken Sie die Waffen ein«, sagte er

zu den beiden Männern in Straßenanzügen.

»Diese Männer stehen unter meinem Befehl, nicht unter Ihrem«, dröhnte McKennas Stimme. »Sie werden ihre Waffen nur auf meine Anweisung einstecken.« McKenna trat direkt vor Fiske.

»Alles in Ordnung, Sara?« fragte Perkins.

»Natürlich. Verdammt noch mal, was ist los?«

»Ich habe eine dringende Nachricht auf Ihren Anrufbeantworter gesprochen.«

»Den habe ich noch nicht abgehört. Was ist los?«

McKenna sah das Schrotgewehr, das auf dem Rücksitz lag. Nun zog auch er seine Waffe, richtete sie direkt auf Fiske und betrachtete dessen von den Schlägen seines Vaters verletztes Gesicht. »Hält dieser Mann Sie gegen Ihren Willen fest?« fragte er Sara.

»Was soll dieser melodramatische Scheiß?« sagte Fiske. Er nahm die Hände herunter, und McKenna hämmerte ihm die Faust in den Magen. Fiske fiel keuchend auf die Knie. Sara lief zu ihm und half ihm, sich gegen den Wagenreifen zu lehnen.

»Lassen Sie die Pfoten oben, bis die Lady meine Frage beantwortet hat.« McKenna zerrte Fiskes Hände in die Höhe. »Die Flossen hoch, verdammt noch mal.«

»Um Himmels willen, was soll denn das?« rief Sara. »Er hält mich nicht gegen meinen Willen fest. Hören Sie auf! Lassen Sie ihn in Ruhe!« Sie stieß McKennas Hände zurück.

Perkins trat vor. »Agent McKenna«, sagte er, doch der kalte Blick des FBI-Mannes ließ ihn verstummen.

»Er hat ein Gewehr im Wagen«, sagte McKenna. »Von mir aus können Sie Ihre Männer in Gefahr bringen. Aber bei mir läuft das nicht so.«

Eine weitere Limousine bremste mit kreischenden Reifen. Chandler und zwei uniformierte Polizisten sprangen heraus. Sie hatten ihre Waffen gezogen.

»Keine Bewegung!« brüllte Chandler.

McKenna blickte sich um. »Sagen Sie Ihren Männern, Sie sollen die Waffen wegstecken, Chandler. Ich habe die Lage unter Kontrolle.«

Chandler ging zu McKenna, blieb dicht vor ihm stehen. »Befehlen Sie Ihren Männern *sofort*, die Waffen wegzustecken, McKenna. Auf der Stelle. Oder ich lasse Sie von diesen Beamten wegen tätlichen Angriffs verhaften.«

McKenna rührte sich nicht. Chandler beugte sich vor, bis sein Gesicht das des FBI-Mannes beinahe berührte. »Sofort, SpeCIAl Agent Warren McKenna, oder Sie rufen aus einer Zelle in Virginia die Rechtsabteilung des FBI an. Wollen Sie wirklich einen solchen Vermerk in Ihrer Dienstakte?«

Endlich gab McKenna nach. »Steckt die Waffen ein«, sagte er zu seinen Männern.

»Und jetzt treten Sie von dem Mann zurück, verdammt noch mal«, befahl der Detective.

McKenna wich ganz langsam von dem noch immer am Boden hockenden Fiske zurück. Dabei ließ er Chandler nicht aus den Augen.

Chandler kniete nieder und legte Fiske eine Hand auf die Schulter. »Alles in Ordnung, John?«

Fiske nickte unter großen Schmerzen, hielt den Blick aber auf McKenna gerichtet.

»Würde uns bitte jemand sagen, was hier los ist?« rief Sara.

»Steven Wright wurde ermordet aufgefunden«, sagte Chandler.

KAPITEL 34

Die Hütte befand sich inmitten eines dichten Waldes in einem abgelegenen Teil des südwestlichen Pennsylvania, der an den Bundesstaat West Virginia grenzte. Man konnte sie lediglich über eine verschlammte, unbefestigte und von Reifen zerfurchte Straße erreichen. Josh trat zur Vordertür. Die Neun-Millimeter-Pistole steckte in seinem Gürtel, roter Lehm und Kiefernadeln klebten an seinen Stiefeln. Das Wohnmobil stand unter dem Blätterdach eines hoch aufragenden Walnußbaums, doch Josh hatte eine zusätzliche Vorsichtsmaßnahme getroffen und das Fahrzeug mit einem Tarnnetz bedeckt. Aus der Luft entdeckt zu werden war seine größte Sorge. Er konnte nicht das Risiko eingehen, ein Feuer zu entfachen; man wußte nie, wohin der Rauch zog. Doch zum Glück waren die Nächte noch warm.

Rufus saß auf dem Boden, den breiten Rücken an die Wand gelehnt, die Bibel auf dem Schoß. Er trank Cola aus der Dose, und die Reste seines Mittagessens lagen neben ihm. Mittlerweile trug er einige der Kleidungsstücke, die sein Bruder mitgebracht hatte.

»Alles klar?«

»Hier sind nur wir und die Eichhörnchen. Wie fühlst du dich?«

»Verteufelt glücklich und höllisch verängstigt.« Rufus schüttelte den Kopf und lächelte. »Es fühlt sich gut an, frei zu sein, hier zu sitzen, eine Coke zu trinken und nicht ständig zu befürchten, daß jemand mich zur Minna machen will.«

»Die Wächter oder die anderen Häftlinge?«

»Rate mal?«

»Sowohl als auch, nehme ich an. Du weißt ja, ich war auch für 'ne Weile im Knast. Wir könnten wahrscheinlich ein Buch darüber schreiben.«

»Wie lange werden wir hier bleiben?«

»Ein paar Tage. Wir warten, bis der Aufruhr sich gelegt hat. Dann fahren wir weiter, schlagen uns nach Mexiko durch. Da kann man mit einem Zehntel von dem, was man hier braucht, gut leben. Nach dem Krieg war ich einige Male dort. Außerdem leben ein paar alte Kumpel aus der Army in Mexiko. Sie helfen uns, über die Grenze zu kommen und uns dann irgendwo niederzulassen. Wir besorgen uns ein Boot, gehen fischen, leben am Strand. Hört sich das gut an?«

»Für mich würde es sich sogar gut anhören, in der Gosse zu leben.« Rufus stand auf. »Ich möchte dich mal was fragen.«

Sein Bruder lehnte sich gegen die Wand und schnitt mit einem Taschenmesser einen Apfel in Keile. »Ich höre.«

»In dem Wagen waren jede Menge Lebensmittel, zwei Gewehre und die Pistole, die in deinem Gürtel steckt. Und die Sachen, die ich anhabe.«

»Und?«

»Wollte der Freund, von dem du den Wagen geliehen hast, zufällig gerade für ein paar Monate auf Campingtour gehen?«

John kaute auf einem Stück Apfel. »Ich muß essen. Und das bedeutet, ich muß dann und wann mal einkaufen fahren, oder?«

»Ja, aber mit dem Wagen eines Freundes? Und du hast nichts gekauft, was schlecht wird, keine Milch oder Eier oder so was. Nur Konserven und Tüten und so weiter.«

»Ich hab' in der Army fast nur von Konserven gelebt. Seitdem steh' ich auf Mahlzeiten, die man nicht großartig zubereiten muß.«

»Und trägst du immer so viele Waffen mit dir rum?«

»Vielleicht hab' ich von Vietnam noch 'n Hau weg, irgend so ein Syndrom oder wie das heißt.«

Rufus zerrte an seinem Hemd, das so groß wie eine Decke war. »Meine Größe gibt's nicht gerade von der Stange. Du hattest von Anfang an vor, mich da rauszuholen, stimmt's?«

Josh hatte den Apfel gegessen und warf den Kern aus dem

Fenster. Er wischte sich die vom Saft nassen Hände an den Jeans ab und schaute dann seinen Bruder an.

»Hör mal, Rufus, ich hab' nie kapiert, warum du das kleine Mädchen umgebracht hast. Aber ich wußte, du warst nicht richtig im Kopf, als du's getan hast. Und als ich diesen Brief von der Army bekam, da dämmerte mir, daß irgendwas dahinter steckt. Ich hatte zwar keinen Schimmer, daß es 'ne Tarnung war – eine Tarnung für irgendwas, das man dir angetan hat. Aber heutzutage drehen Leute durch und bauen schlimme Scheiße, und dann steckt man sie in den Knast, und wenn sie sich gebessert haben, läßt man sie irgendwann wieder raus. Bei *dir* war's anders. Du hast die Kleine nicht umbringen wollen. Das weiß ich genau. Aber du hast fünfundzwanzig Jahre abgesessen, und nie fiel das Wort Bewährung oder so. Sagen wir einfach, ich habe die Entscheidung gefällt, daß es lange genug war. Du hast deine Zeit abgesessen, deine ›Schuld an die Gesellschaft bezahlt‹ und diesen ganzen Scheiß. Es war an der Zeit, daß du rauskommst, und ich wollte dir den Schlüssel bringen. Hättest du nicht mitkommen wollen – ich hätte dich schon irgendwie dazu gebracht. Und es war mir scheißegal, ob es nun richtig oder falsch war. Es war mein fester Entschluß. Und damit basta.«

Die Brüder schauten sich lange Zeit schweigend an.

»Du bist ein guter Bruder, Josh«, sagte Rufus schließlich.

»Da hast du verdammt recht.«

Rufus setzte sich wieder auf den Boden, griff nach der Bibel und blätterte behutsam die Seiten um, bis er die gesuchte Stelle gefunden hatte. Josh musterte ihn.

»Du liest dieses Zeug nach all den Jahren noch immer?«

Rufus schaute zu ihm hoch. »Ich werde mein Leben lang die Bibel lesen.«

Josh schnaubte. »Du kannst mit deiner Zeit machen, was du willst, aber auf diese Weise würde ich sie nicht verschwenden.«

Rufus betrachtete ihn mit steinernem Gesicht. »Das Wort des Herrn hat mich all die Jahre am Leben gehalten. Das ist keine Zeitverschwendung.«

Josh schüttelte den Kopf, schaute aus dem Fenster und blickte dann wieder Rufus an. Er berührte den Griff seiner Pistole. »Das hier ist Gott. Oder ein Messer oder eine Dynamitstange. Oder die Einstellung: Pinkel mich nicht an! Und nicht irgendein heiliges Buch voller Leute, die sich gegenseitig umbringen, voller Männer, die mit Frauen anderer Männer schlafen, mit so ziemlich jeder Sünde, die einem einfällt ...«

»Sünden der Menschen, nicht Gottes.«

»Nicht Gott hat dich aus dem Knast rausgeholt. Das war ich.«

»Gott hat dich zu mir geschickt, Josh. Sein Wille ist überall.«

»Du behauptest also, Gott hätte mich dazu gebracht, dich zu befreien?«

»Warum bist du gekommen?«

»Ich hab's dir doch gesagt. Um dich rauszuholen.«

»Weil du mich liebst?«

Josh wirkte ein wenig verblüfft. »Ja«, sagte er.

»Das ist der Wille Gottes, Josh. Du liebst mich, du hilfst mir. Das ist Gottes Wirken.«

Josh schüttelte den Kopf und wandte den Blick ab. Rufus widmete sich wieder seiner Lektüre.

Ein Kreischen drang aus Joshs tragbarem Polizeifunk-Abhörgerät, das er neben dem Radio auf den Boden gestellt hatte. Es war Josh gelungen, einen Sender aus dem südwestlichen Virginia einzustellen, so daß sie die örtlichen Nachrichten über Rufus' Flucht mitbekamen.

»Hast du deinen Namen noch im Polizeifunk gehört?« fragte Josh.

Rufus Harms war am Tag zuvor in den Nachrichten erwähnt worden. Sämtliche Militärbehörden erklärten übereinstimmend, Harms sei ein verurteilter Mörder, der im Gefängnis durch

zahlreiche Gewalttätigkeiten aufgefallen sei. Er sei mit Hilfe seines Bruders entkommen, der ebenfalls als gefährlich gelte. Man benutzte die übliche Umschreibung: »Beide Männer sind bewaffnet und äußerst gefährlich.« Was im Klartext hieß, daß niemand überrascht sein oder Fragen stellen sollte, wenn die Behörden ihre Leichen anschleppten.

»Ein paarmal«, erwiderte Rufus. »Sie suchen im Süden, wie du gesagt hast.«

Dann kamen die Nachmittagsnachrichten im Radio. Die ersten beiden Meldungen interessierten die Brüder nicht. Die dritte war soeben hereingekommen und ließ Josh und Rufus auf das Radio starren. Josh drehte die Lautstärke höher. Der Bericht dauerte nur etwa eine Minute, und als der Sprecher endete, schaltete Josh das Radio aus. »Rider und seine Frau«, sagte er.

»Sie haben es so aussehen lassen, als hätte er sie umgebracht und dann die Waffe gegen sich selbst gerichtet«, fügte Rufus hinzu und schüttelte ungläubig den Kopf. »Zwei Personen besuchen mich, und jetzt sind beide tot.«

Josh schaute zu seinem Bruder hinüber. Er wußte genau, was Rufus dachte. »Du kannst sie nicht zurückholen, Rufus. Du kannst keinen von ihnen zurückbringen.«

»Es ist meine Schuld, daß sie tot sind. Weil sie versucht haben, mir zu helfen. Und Riders Frau ... sie hat von alledem doch gar nichts gewußt.«

»Du hast den kleinen Fiske nicht darum gebeten, daß er dich im Gefängnis besucht.«

»Aber ich habe Samuel darum gebeten. Gäb's mich nicht, würde er noch leben.«

»Er war es dir schuldig, Rufus. Was glaubst du denn, weshalb er überhaupt gekommen ist? Er hatte ein schlechtes Gewissen. Er wußte, daß er sich damals nicht entschlossen genug für dich eingesetzt hat. Und das wollte er gutmachen.«

»Das ändert nichts daran, daß er tot ist. Wegen mir.«

»Selbst wenn du's so sieht, kannst du's nicht ändern.«

Rufus schaute ihn an. »Ich kann dafür sorgen, daß ihr Tod nicht umsonst war. Diese Leute haben mir den größten Teil meines Lebens gestohlen. Und jetzt haben sie Rider und die anderen umgebracht. Du sagst, in Mexiko wären wir sicher. Das stimmt nicht. Die werden *nie* aufhören, nach uns zu suchen. Vic Tremaine ist völlig verrückt. Du mußt dem Mann nur in die Augen schauen, dann weißt du's. Der alte Vic Tremaine hat all die Jahre versucht, mich zu erledigen. Wahrscheinlich glaubt er, daß jetzt seine Chance gekommen ist. Er wird uns beide mit Blei vollpumpen.«

»Wenn die Army uns eher findet als die Polizei, werden die Jungs auf jeden Fall schießen, bis ihre Magazine leer sind«, gab Josh ihm recht. Er zog eine Schachtel Pall Mall hervor, steckte sich eine an und blies den Rauch durchs Zimmer. »Tja, ich kann aber auch verdammt gut mit der Waffe umgehen. Den Brüdern muß klar sein, daß ihnen ein höllischer Kampf bevorsteht.«

Rufus schüttelte starrsinnig den Kopf. »Wer *so etwas* getan hat wie diese Leute, sollte nicht davonkommen.«

Josh schnippte Zigarettenasche auf den Boden und schaute ihn an. »Und was genau hast du vor? Willst du bei der Polizei reinschneien und sagen: ›Hört mal, Jungs, ich muß euch 'ne wilde Geschichte über mächtige weiße Männer erzählen. Und dann helfst gefälligst 'nem Nigger wie mir, diese Typen hinter Gitter zu bringen?« Josh nahm die Zigarette aus dem Mund und spuckte auf den Boden. »Scheiße, Rufus.«

»Ich muß an diesen Brief von der Army herankommen.«

»Wo hast du ihn denn gelassen?«

»Ich hab' ihn in meiner Zelle versteckt.«

»Tja, in den Knast gehen wir nicht zurück. Wenn du das versuchst, erschieße ich dich eigenhändig.«

»Ich gehe nicht nach Fort Jackson zurück.«

»Was hast du dann vor?«

»Samuel war Anwalt. Anwälte machen Kopien von Briefen.«
Josh runzelte die Stirn. »Du willst in Samuel Riders Büro einbrechen?«

»Wir müssen es versuchen, Josh.«

Josh rauchte seine Pall Mall bis zum Filter, bevor er antwortete. »Ich muß gar nichts, Rufus. Die ganze verdammte United States Army sucht sich den Arsch nach dir ab. Und auch nach mir. Und so wie du gebaut bist, würdest du sogar im Yankee-Stadion auffallen. Zum Teufel, im Vergleich zu dir sieht George Foreman wie 'n verschrumpelter Zwerg aus.«

»Wir müssen es trotzdem versuchen, Josh. Zumindest ich muß es versuchen. Wenn ich diesen Brief in die Hände bekomme, kann ich ihn vielleicht jemandem geben, der mir helfen wird. Der vielleicht noch einen Brief an das Gericht schreibt.«

»Na, toll. Sieh dir doch an, was der erste Versuch gebracht hat. Diese ach so großartigen Richter sind dir sofort zu Hilfe geeilt, was?«

»Es spielt keine Rolle, wenn du nicht mitkommen willst, Josh. Aber ich muß es versuchen.«

»Was ist mit Mexiko? Verdammt, Rufus, du bist frei. Im Augenblick jedenfalls. Wenn wir in dieser Sache herumschnüffeln, landest du wieder im Knast, falls sie dich vorher nicht abknallen. Wir müssen verschwinden, solange wir es noch können, Mann.«

»Ich will frei sein. Aber ich kann diese Sache nicht einfach auf sich beruhen lassen. Wenn ich jetzt nach Mexiko gehe, sterbe ich vor Schuldgefühlen, falls der Herr mich nicht vorher niederstreckt.«

»Vor Schuld? Du hast fünfundzwanzig Jahre für nichts abgesessen. Wenn du stirbst, kommst du in den Himmel und wirst auf Gottes Schoß sitzen. Das hast du dir verdient.«

»Gib's auf, Josh. Du kannst es mir nicht ausreden.«

Josh spuckte erneut auf den Boden und starrte durch das

schmutzige, gesprungene Fenster. »Du bist total verrückt. Das Gefängnis hat dir den letzten Rest Verstand geraubt. Verdammter Mist!«

»Vielleicht bin ich verrückt.«

Josh funkelte ihn an. »Wo ist Riders Büro?«

»Ungefähr eine halbe Stunde von Blacksburg entfernt. Mehr weiß ich nicht. Sollte aber nicht schwer herauszufinden sein, wo genau es ist.«

»Wahrscheinlich wimmelt es da von Cops.«

»Vielleicht auch nicht. Nicht wenn sie tatsächlich glauben, daß Rider seine Frau erschossen und dann Selbstmord begangen hat.«

»Mist!« Josh trat wütend gegen die Wand, drehte sich dann zu seinem Bruder um. »Na gut. Wir warten, bis es dunkel wird, dann fahren wir los.«

»Danke, Josh.«

»Danke mir nicht dafür, daß ich dir helfe, uns beide umzubringen. Auf so 'nen Dank kann ich gern verzichten.«

KAPITEL 35

Die Flagge vor dem Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten wehte auf halbmast. Sämtliche Zeitungen, Fernseh- und Radiosender brachten Meldungen über die beiden ermordeten Assessoren. Die Telefone im Presse- und Informationsbüro des Gerichts klingelten unaufhörlich. Aus dem angrenzenden Presseraum hatte man die Stühle hinausgeräumt, um mehr Platz zu schaffen. Große Fernseh- und Radiosender berichteten live aus Mini-Studios im Erdgeschoß des Gebäudes. Die Gerichtspolizei, verstärkt um fünfzig Beamte der Polizei von Washington, D.C., der Nationalgarde und des FBI, regelten das Gerichtsgelände ab.

Die Gänge vor den Kammern der Richter waren voller Menschen, die sich zu kleinen Gruppen zusammendrängten und nervös unterhielten. Die meisten Richter hatten sich in ihre Kammern zurückgezogen. Sie hatten mit Mühe und Not die mündlichen Verhandlungen hinter sich gebracht, ohne sich richtig auf die Fälle und die Darlegungen der Anwälte konzentrieren zu können. Auch den jungen Gesichtern der Assessoren war das Entsetzen anzusehen, das die Morde ausgelöst hatten.

Der kleine Raum im ersten Stock, in dem normalerweise die Konferenzen der Richter stattfanden, war überfüllt. Die Wände waren dunkel getäfelt und von Regalen gesäumt, in denen ledergebundene Bände standen, die sämtliche Urteile enthielten, welche in der zweihundertjährigen Geschichte des Gerichts ergangen waren. In eine Wand war ein Kamin eingelassen, in dem an diesem sehr warmen Tag jedoch kein Feuer brannte. Unter der Decke hing ein großer Kronleuchter. Ramsey saß am Kopf des Tisches; Richterin Knight und Richter Murphy hatten in ihren angestammten Sesseln Platz genommen.

Während die Blicke Elizabeth Knights über den Tisch hin und her schossen, hielt Murphy den Kopf gesenkt und befin-

gerte nervös eine alte Taschenuhr, welche mit einer Kette an seinem Anzug befestigt war, der sich um seine beträchtliche Leibesfülle spannte. Ebenfalls anwesend waren Chandler, Fiske, Perkins, Ron Klaus und McKenna. Fiske und McKenna stellten gelegentlich Blickkontakt her, doch Fiske hatte sich unter Kontrolle.

Die Leiche Wrights war in einem Park gefunden worden, ein halbes Dutzend Querstraßen von seiner Wohnung auf dem Capitol Hill entfernt. Er war durch einen Kopfschuß getötet worden. Wrights Geldbörse fehlte, genau wie bei Michael Fiske. Das oberflächliche Motiv war Raub, aber niemand im Raum glaubte, daß die Antwort so einfach war. Die vorläufigen Ermittlungen hatten ergeben, daß Wright zwischen Mitternacht und zwei Uhr morgens erschossen worden war.

Auf der Fahrt zum Gericht hatte Chandler Fiske über die jüngsten Entwicklungen informiert. Er hatte angeordnet, Michael Fiskes Autopsie umgehend vorzunehmen, wartete aber noch auf den offiziellen Bericht und die genaue Todeszeit. Die Todesursache jedoch war eindeutig: ein Schuß in den Kopf. Chandler hatte die Werkstatt – einen Supermarkt mit angeschlossener Tankstelle im nördlichen Virginia – ausfindig gemacht, wo Michael Fiske seinen Wagen zur Inspektion gegeben hatte, doch keiner der Angestellten hatte Chandler eine Information geben können, die ihm weiterhalf.

Fiske war ein Einfall gekommen, der ihn und Chandler bewogen hatte, auf der Fahrt zum Gericht einen kleinen Umweg zu machen: Sie waren zu dem Parkplatz für beschlagnahmte Autos gefahren, um sich noch einmal Michaels Honda anzuschauen. Fiske hatte die seitlichen und hinteren Taschen der Vordersitze durchsucht.

»Er hat hier eine Straßenkarte aufbewahrt, hat sie immer dabei gehabt. Er hatte eine geradezu verrückte Angst davor, sich zu verfahren, mußte alles immer genau vorausplanen, bevor er auch nur einen Fuß in den Wagen setzte. Eine Karte oder einen

Atlas habe ich nicht gefunden, aber das hier.« Er hielt einen gelben Notizblock hoch, der ganz unten in der Sitztasche gelegen hatte. In dem Notizblock standen die Namen und Bezeichnungen von Interstates und Landstraßen – eine genaue Wegbeschreibung. Doch wenn man von der verblichenen Tinte ausging, handelte es sich um eine Fahrt, die Michael schon vor langer Zeit unternommen hatte.

Chandler betrachtete die gelben Zettel. »Und warum hätte der Täter die Karte oder den Notizblock mitnehmen sollen?«

»Weil sich eine genaue Wegbeschreibung zu Mikes Ziel darauf befand.«

»Also besteht ein Zusammenhang zwischen der Fahrtstrecke und dem Tod Ihres Bruders?«

Fiske zögerte kurz, überlegte, ob er Chandler von der Akte Harms berichten sollte. Aber das war eine verzwickte Angelegenheit, mit der er sich im Augenblick nicht befassen wollte. »Schon möglich«, sagte er schließlich.

Anschließend waren er und Chandler zum Gericht gefahren.

Nun befanden sie alle sich in dem Konferenzraum und starrten sich gegenseitig an. Ohne zu enthüllen, wie er an die Information gekommen war, hatte Chandler soeben erklärt, daß in der Nacht zuvor jemand in Michael Fiskes Wohnung eingebrochen war.

»Wir überlassen die Entscheidungen Ihnen, Detective Chandler«, sagte Ramsey. »Auch wenn ich inzwischen der Ansicht bin, daß hier eher ein Verrückter am Werk ist, der einen Groll gegen das Gericht hegt, als daß die Sache mit einem Fall zu tun hat, mit dem Michael beschäftigt war.«

»Ich darf Ihnen mitteilen, daß das FBI einhundert Agenten für diesen Fall abgestellt hat«, sagte McKenna. »Des weiteren werden wir die Richter rund um die Uhr bewachen.«

»Was ist mit den Assessoren?« fragte Fiske. »Sie sind die Mordopfer.«

»Ich habe die Adressen sämtlicher Assessoren zusammenge-

stellt«, warf Chandler ein. »Die meisten wohnen in der Nähe des Gerichts auf dem Capitol Hill. Ich lasse in dieser Gegend verstärkt Streife fahren. Wir haben allen Assessoren angeboten, sie in einem Hotel hier im Ort unterzubringen, wo wir Ihnen Schutz garantieren können. Außerdem lasse ich sie von einem unserer Experten darüber informieren, was sie selbst für ihre Sicherheit tun können. Zum Beispiel, nach verdächtigen Personen Ausschau zu halten, nach Anbruch der Dunkelheit nicht mehr allein die Wohnung zu verlassen und so weiter.« Er schaute kurz in die Runde. »Wo ist eigentlich Dellasandro?«

»Er versucht, die neuen Sicherheitsvorkehrungen zu koordinieren«, erklärte Klaus. »Ich habe ihn noch nie so besorgt gesehen. Er nimmt die Sache offenbar persönlich.«

»Ich bin jetzt seit fast dreißig Jahren an diesem Gericht«, sagte Richter Murphy traurig, »und ich hätte nie gedacht, einmal so etwas erleben zu müssen.«

»Das gilt für uns alle, Tommy«, sagte Richterin Knight energisch. Dann blickte sie Chandler fragend an. »Sie haben überhaupt keine Spuren?«

»So weit würde ich nicht gehen. Wir ermitteln in verschiedene Richtungen. Ich spreche von Michael Fiskes Tod. Im Mordfall Wright ist es noch zu früh, irgend etwas zu sagen.«

»Aber Sie glauben, daß es einen Zusammenhang zwischen beiden Fällen gibt?« fragte Ramsey.

»Auch das können wir noch nicht sagen.«

»Was empfehlen Sie uns dann? Wie sollen wir uns verhalten?«

Chandler schüttelte den Kopf. »Gehen Sie Ihren Angelegenheiten wie üblich nach. Falls es das Werk eines Verrückten ist, der den Arbeitsablauf des Gerichts stören will, spielen Sie ihm nur in die Hände, wenn Sie den routinemäßigen Ablauf aufgeben.«

»Aber wir könnten riskieren, den Zorn des unbekannten Täters zu erregen, mit dem Ergebnis, daß er erneut zuschlägt«,

sagte Elizabeth Knight.

»Diese Möglichkeit besteht immer, Richterin Knight«, gab Chandler zu. »Aber ich bin nicht davon überzeugt, daß das Verhalten des Gerichts irgendeine Auswirkung darauf hat. Falls überhaupt ein Zusammenhang zwischen den Fällen besteht.« Er schaute Ramsey an. »Aber wir sollten uns die Fälle vornehmen, an denen die beiden ermordeten Assessoren gearbeitet haben, nur um in dieser Richtung ganz sicher zu gehen. Ich weiß, es ist weit hergeholt, aber ich würde mich später vielleicht in den Hintern treten, wenn ich das Problem jetzt nicht angehe.«

»Ich verstehe.«

Chandler wandte sich an Richter Murphy. »Können Sie und Ihre Mitarbeiter heute die Fälle durchsehen, an denen Michael Fiske gearbeitet hat?«

»Ja«, erwiderte Murphy sofort.

»Und ich möchte Sie alle bitten, mit den anderen Richtern zu sprechen und festzustellen, ob irgendein Fall, den Sie in den letzten Jahren verhandelt haben, zu diesen Taten geführt haben könnte.«

Elizabeth Knight schaute ihn an; dann schüttelte sie den Kopf. »Detective Chandler, viele der Fälle, mit denen wir uns befassen, lösen in der Bevölkerung unglaubliche Emotionen aus. Wir wüßten nicht einmal, wo wir anfangen sollten.«

»Ich verstehe, was Sie meinen. Dann können Sie wohl von Glück sagen, daß noch nie jemand so etwas versucht hat.«

»Nun ja, wenn Sie wollen, daß wir unseren üblichen Ablauf beibehalten, muß das Diner zu Ehren von Richter Wilkinson heute abend wohl stattfinden«, sagte Elizabeth Knight.

Murphy richtete sich protestierend auf. »Beth, der Mord an zwei Assessoren des Gerichts verbietet es wohl, daß wir dieses Diner veranstalten.«

»Sie haben gut reden, Tommy. Sie haben das Diner nicht vorbereitet. Ich schon. Kenneth Wilkinson ist fünfundachtzig

Jahre alt und hat Bauchspeicheldrüsenkrebs. Ich möchte nicht das Risiko eingehen, das Essen abzusagen, so unglücklich der Zeitpunkt auch sein mag. Das Diner ist sehr wichtig für Wilkinson.«

»Und auch für Sie, nicht wahr, Beth?« sagte Ramsey.

»Da haben Sie recht. Wilkinson hat für mich eine sehr große Rolle gespielt. Müssen wir eine weitere Diskussion über die Standespflichten der Juristen führen, Harold? Vor all diesen Leuten?«

»Nein«, sagte er. »Sie kennen meine Meinung zu diesem Thema.«

»Ja, allerdings, und das Diner wird stattfinden.«

Der Wortwechsel faszinierte Fiske. Er glaubte, die Andeutung eines Lächelns über Ramseys Gesicht huschen zu sehen, als der Mann sagte: »Na schön, Beth. Es steht mir fern, Sie in einer wichtigen Angelegenheit zum Umdenken überreden zu wollen. Vor allem wenn es um eine Sache geht, die ans Triviale grenzt.«

KAPITEL 36

Tremaine setzte den Army-Hubschrauber auf dem Rasenstück auf. Als die Rotoren langsamer kreisten, schauten er und Rayfield zu der Limousine hinüber, die am Rand der Baumgrenze stand. Sie lösten die Sicherheitsgurte, stiegen aus dem Helikopter und liefen gebückt unter den Rotoren zu dem Wagen hinüber. Rayfield nahm vorn Platz, während Tremaine auf den Rücksitz schlüpfte.

»Schön, daß ihr es geschafft habt«, sagte der Mann auf dem Fahrersitz und drehte sich zu Rayfield um.

Der Colonel riß die Augen auf. »Was ist denn mit dir passiert?«

Die Prellungen spielten ins Violette und waren an den Rändern gelblich verfärbt. Eine bildete an der rechten Schläfe einen Halbkreis um das Auge, die beiden anderen breiteten sich am Hals unter dem Hemdkragen aus.

»Fiske«, erwiderte der Mann.

»Fiske? Er ist tot.«

»Sein Bruder. John Fiske«, sagte der Mann ungeduldig. »Er hat mich in Michaels Wohnung erwischt.«

»Hat er dich erkannt?«

»Ich habe eine Maske getragen.«

»Was hat er in der Wohnung seines Bruders zu suchen gehabt?«

»Dasselbe, was ich gesucht habe. Alles, was den Cops helfen könnte, die Wahrheit herauszufinden.«

»Hat er was gefunden?«

»Es gab nichts mehr zu finden. Wir haben Fiskes Laptop schon vorher aus der Wohnung geholt.« Er schaute Tremaine an. »Und du hast seinen Aktenkoffer aus dem Wagen genommen, bevor du den Jungen getötet hast, nicht wahr?«

Tremaine nickte.

»Wo ist der Aktenkoffer jetzt?« fragte der Mann.

»Ein Haufen Asche.«

»Gut.«

»Ist dieser Bruder, dieser John, ein Problem?« wollte Rayfield wissen.

»Vielleicht. Er war früher bei der Polizei. Er und eine Assessorin schnüffeln herum. Fiske hilft dem Detective, der in den beiden Mordfällen ermittelt.«

Rayfield fuhr erschrocken zusammen. »In beiden Mordfällen? Gibt es mehr als einen?«

»Steven Wright.«

»Verdammt noch mal, was ist passiert?« fragte Rayfield.

»Wright sah eine bestimmte Person aus Michael Fiskes Büro kommen. Und er hat etwas gehört, das er nicht hören sollte. Wir konnten uns nicht darauf verlassen, daß er den Mund hält, also mußte ich ihn aus dem Gebäude locken und töten. Aus dieser Richtung kann uns jetzt nichts mehr passieren.«

»Bist du verrückt geworden?« stieß Rayfield wütend hervor.
»Die Sache gerät völlig außer Kontrolle.«

Der Mann blickte Tremaine an. »He, Vic, sag deinem Vorgesetzten, er soll die Ruhe bewahren. Vietnam hat wohl ziemlich an deinen Nerven genagt, was, Frank? Seitdem bist du nicht mehr der Alte.«

»Vier Morde, und du sagst, ich soll ruhig bleiben? Und Harms und sein Bruder laufen noch frei herum.«

»Ja, die beiden müssen wir auch noch beseitigen. Die beiden wichtigsten Personen. Das ist dir doch klar, Vic?«

»Ja«, erwiderte Tremaine.

Der Mann schaute zu Rayfield hinüber. Sein Blick war eiskalt.

Rayfield schluckte nervös. »Jetzt gibt es wohl kein Zurück mehr.«

»Da hast du recht.«

»John Fiske und diese Assessorin ... Was willst du wegen

der beiden unternehmen? Wenn Fiske sich dazu berufen fühlt, den Mörder seines Bruders zu finden, könnte er zum Problem werden.«

»Er ist bereits ein Problem. Wir halten sie an der ganz kurzen Leine, bis wir beschlossen haben, was wir mit ihnen anstellen sollen.«

»Und das heißt?« fragte Rayfield.

»Das heißt, daß wir vielleicht nicht nur zwei, sondern vier Personen beseitigen müssen.«

Sara saß in ihrem neuen Büro. Chandler hatte den Zutritt zu dem Zimmer verboten, das sie sich mit Wright geteilt hatte, dem Gerichtspersonal aber gestattet, Saras Computer und Akten in diesen viel zu kleinen Raum zu bringen. Fiske hatte ihr die Liste der Staatsgefängnisse gegeben, die er erstellt hatte, und Sara hatte sich ans Telefon geklemmt. Nach einer halben Stunde legte sie deprimiert den Hörer auf. In keiner Anstalt in einem der in Frage kommenden Staaten saß ein Häftling mit Namen Harms ein. Sara versuchte, sich an irgendein anderes Wort oder eine Formulierung aus den Dokumenten zu erinnern, die sie gesehen hatte, doch ihr fiel nichts ein. Seufzend stand sie auf – und in diesem Augenblick sah sie es. Sie hatte mit ihrer ruckartigen Bewegung einen Aktenstapel umgestoßen, ohne es zu bemerken. Ganz oben lag die Vorlage zum Fall *Chance*. Am gestrigen Abend hatte sie Wright ausgerichtet, er solle die Akte abschließen, und wenn er die ganze Nacht daran arbeiten müsse. Am Deckel war eine handschriftliche Notiz mit der Bitte befestigt, Sara möge sich das Gutachten noch einmal ansehen.

Sie setzte sich, und ihr Kopf sank auf die Schreibtischplatte. Was, wenn es tatsächlich irgendeinen Psychopathen gab, der es auf Assessoren abgesehen hatte? War es nur Zufall, daß Wright ermordet worden war und nicht sie? Einen Moment lang saß sie regungslos da. Komm schon, Sara, du wirst damit fertig. Du

mußt damit fertig werden, drängte sie sich. Mit der letzten Entschlossenheit, die sie aufbringen konnte, erhob sie sich und verließ das Büro.

Kurz darauf betrat sie das Verwaltungsbüro und ging zu einem Assessor, der hinter einem der Computerterminals saß, die Zugriff auf die Datenbank ermöglichen. Sara wollte ihm eine Frage stellen, die sie schon einmal gestellt hatte, doch sie mußte absolut sichergehen.

»Könnten Sie mal überprüfen, ob ein Fall eingereicht wurde, bei dem der Kläger oder Beklagte Harms heißt?«

Der Mitarbeiter nickte und machte sich an die Arbeit. Nach etwa einer Minute schüttelte er den Kopf.

»Ich finde nichts. Wann wurde der Antrag denn eingereicht?«

»Vor kurzem. Innerhalb der letzten Wochen.«

»Ich bin ein halbes Jahr zurückgegangen, aber es gibt keinen solchen Fall. Haben Sie sich nicht schon mal danach erkundigt?«

Bevor Sara antworten konnte, erklang hinter ihr eine andere Stimme. »Wie war der Name? Harms?«

Sara drehte sich um und sah den anderen Kollegen an. »Ja. Harms ist der Nachname.«

»Das ist aber komisch.«

Sara wurden vor Aufregung die Knie weich. »Wie meinen Sie das?«

»Heute morgen hat jemand angerufen und sich nach einem Berufungsantrag erkundigt. Er hat diesen Namen genannt. Ich habe ihm gesagt, daß hier kein Fall mit diesem Namen eingereicht wurde.«

»Harms? Sind Sie sicher?«

Der Assessor nickte.

»Was ist mit dem Vornamen?« fragte Sara und versuchte, ihre Erregung zu unterdrücken.

Der Assessor dachte kurz nach.

»Fing er vielleicht mit einem ›R‹ an?« versuchte Sara ihm auf die Sprünge zu helfen.

»Genau!« Der Assessor schnippte mit den Fingern. »Rufus. Rufus Harms. Klingt nach einem Hinterwäldler.«

»Hat der Anrufer seinen Namen genannt?«

»Nein. Er hat sich aber ganz schön aufgeregt.«

»Fällt Ihnen sonst noch was ein?«

Der Mann dachte ein bißchen länger nach. »Er hat gesagt, dieser Harms würde in einem Bau verrotten, was immer das heißen mag.«

Sara riß die Augen auf und wollte schon aus dem Büro stürmen.

»Was hat das alles zu bedeuten, Sara? Hat es mit den Morden zu tun?« fragte der Assessor.

Sara verließ den Raum, ohne zu antworten. Der Assessor zögerte kurz und schaute sich dann um, ob jemand ihn beobachtete. Dann griff er nach seinem Telefon und wählte eine Nummer. Als abgehoben wurde, sprach er leise in den Hörer.

Sara rannte beinahe die Treppe hinauf. Der Begriff »Bau« hatte ihr gezeigt, daß es in Fiskes Liste eine große Lücke gab. Sie stürmte in ihr neues Büro, fischte eine Karte aus ihrem Rolodex und wählte die Nummer. Sie rief bei der Militärpolizei an. Fiske hatte sowohl die Bundes- als auch die Staatsgefängnisse der einzelnen Bundesstaaten abgeklappert, aber nicht ans Militär gedacht. Saras Lieblingsonkel hatte als Brigadegeneral seinen Abschied von der Army genommen, und deshalb wußte sie genau, was ein »Bau« war: Rufus Harms war Häftling der Armee der Vereinigten Staaten.

Sara wurde mit Master Sergeant Billard verbunden, dem diensthabenden für die Strafanstalten zuständigen Beamten. »Ich habe seine Häftlingsnummer nicht, gehe aber davon aus, daß er in einem Militärgefängnis einsitzt, das sich nicht weiter als etwa sechshundert Kilometer von Washington entfernt befindet«, sagte sie.

»Ich darf Ihnen diese Information nicht geben. Sie müssen eine schriftliche Anfrage an das Büro des Stabschefs für Organisation und Planung stellen. Dann wird diese Abteilung den Antrag an die zuständige Informationsabteilung der Bundesregierung weiterleiten. Sie wissen ja, daß jedem amerikanischen Bürger verfassungsmäßig die Einsicht in fast alle behördlichen Akten und Unterlagen zusteht.« Seine Stimme klang nicht gerade begeistert. »Dort wird man dann die Rechtslage prüfen und über Ihren Antrag entscheiden.«

»Aber ich brauche die Information sofort.«

»Sind Sie bei einer Zeitung oder beim Fernsehen?«

»Nein, ich arbeite beim Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten.«

»Na klar. Das kann jeder behaupten.«

Sara dachte kurz nach. »Rufen Sie die Auskunft an, und lassen Sie sich die Nummer des Obersten Gerichts geben. Dann rufen Sie dort an und lassen sich mit mir verbinden. Mein Name ist Sara Evans.«

Dillard klang skeptisch. »Das ist höchst ungewöhnlich.«

»Bitte, Sergeant Dillard, es ist wirklich wichtig.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte ein paar Sekunden lang Schweigen. »Es wird 'ne Weile dauern«, sagte er dann.

Fünf sehr lange Minuten später wurde der Anruf zu Saras Apparat durchgestellt. »Wissen Sie, Sergeant Dillard, ich habe von Ihrer Abteilung schon Informationen über Militärhäftlinge bekommen, ohne mich vorher mit der Behörde herumzuschlagen, die für die verfassungsmäßig verankerte Informationsfreiheit zuständig ist.«

»Na ja, manchmal gehen meine Kollegen ein wenig zu großzügig mit den Informationen um.«

»Ich will nur wissen, wo Rufus Harms ist, mehr nicht.«

»Bei allen anderen Häftlingen wäre das eigentlich gar kein Problem.«

»Ich verstehe nicht. Wieso ist Rufus Harms eine Ausnahme?«

»Haben Sie Ihre Zeitung nicht gelesen?«

»Nein, heute noch nicht. Warum?«

»Vielleicht ist es keine große Schlagzeile, aber die Öffentlichkeit sollte es wissen, allein schon ihrer Sicherheit wegen.«

»Was sollte die Öffentlichkeit wissen?«

»Daß Rufus Harms geflohen ist.« Mit kurzen, knappen Sätzen teilte Dillard ihr die Einzelheiten mit.

»In welchem Gefängnis war Harms inhaftiert?«

»Fort Jackson.«

»Wo ist das?«

Dillard erklärte es ihr, und Sara schrieb alles mit.

»Und jetzt habe ich eine Frage an *Sie*, Miss Evans. Warum interessiert der Oberste Gerichtshof sich für Rufus Harms?«

»Er hat einen Berufungsantrag eingereicht.«

»Was für einen Antrag?«

»Es tut mir leid, Sergeant Dillard, aber mehr darf ich Ihnen nicht sagen. Auch ich habe meine Vorschriften.«

»Na schön. Aber einen Rat darf ich Ihnen noch geben, ja? An Ihrer Stelle würde ich nicht allzu viel Arbeit in seinen Antrag stecken. Die Gerichte stehen Toten nicht offen, oder?«

»Doch, im Prinzip schon. Was genau hat der Mann getan?«

»Das müssen Sie in seiner Militärakte nachsehen.«

»Und wie komme ich an die heran?«

»Sie sind doch Anwältin, oder?«

»Ja, aber ich habe nicht oft mit dem Militär zu tun.«

Sie hörte, wie Dillard leise vor sich hin brummelte. »Da Rufus Harms Strafgefangener im Gewahrsam des Militärs ist, gehört er formaljuristisch nicht mehr der Army an. Mit seiner Verurteilung wurde er entweder unehrenhaft oder wegen schlechter Führung entlassen. Seine Militärakten wurden an das Archiv für militärische Personalakten in St. Louis geschickt. Dort werden die Originale aufbewahrt. Computerdateien oder so etwas gibt es nicht. Harms wurde vor fünfundzwanzig Jahren verurteilt, also müßten seine Unterlagen mittlerweile

auf Mikrofilm übertragen worden sein, wenngleich das Personal dort ein wenig dem Zeitplan hinterherhinkt. Wenn Sie oder eine andere Person außer Harms selbst Einsicht in die Akten nehmen wollen, müssen Sie eine gerichtliche Verfügung erwirken.«

Sara schrieb alles mit. »Nochmals vielen Dank, Sergeant Dillard, Sie waren mir eine große Hilfe.«

Sara hatte eine Landkarten-Datei auf ihrem Computer. Sie lud sie und zog mit der Maus eine Linie von Washington, D.C., bis zum ungefähren Standort von Fort Jackson. »Fast genau sechshundert Kilometer«, murmelte sie.

Sie eilte zur Gerichtsbibliothek im zweiten Stock und ging auf einem der dortigen Computerterminals ins Internet. Aus Gründen der Sicherheit und Vertraulichkeit verfügten die Terminals in den Büros der Assessoren nicht über Modems, doch die Computer in der Bibliothek ermöglichten einen Internet-Zugang. Sara wählte eine Suchmaschine an und gab Rufus Harms' Namen ein. Während sie darauf wartete, daß der Computer seinen technologischen Zauberstab schwang, betrachtete sie die handgeschnitzte Eichentäfelung der Bibliothekswände.

Ein paar Minuten später las sie die neuesten Nachrichten über Rufus Harms sowie Berichte über seine Vergangenheit und die seines Bruders. Sara druckte alles aus. In einer Story wurde der Chefredakteur der Lokalzeitung von Harms' Heimatstadt zitiert. Mit Hilfe eines Internet-Telefonbuchs suchte Sara die Nummer des Mannes heraus. Er wohnte noch immer in derselben Kleinstadt in der Nähe von Mobile, Alabama, in der die Harms-Brüder aufgewachsen waren.

Nach dreimaligem Klingeln wurde abgehoben. Sara stellte sich dem Mann vor, George Barker, noch immer Chefredakteur der Lokalzeitung.

»Ich habe schon mit den Zeitungen darüber gesprochen«, sagte er rundweg.

Sein schwerer Südstaatenakzent ließ Sara an schreiende

Waschbären und große Gläser mit Selbstgebranntem denken.
»Es wäre nett, wenn Sie mir ein paar Fragen beantworten würden, mehr nicht.«

»Bei welcher Zeitung arbeiten Sie noch mal?«

»Ich arbeite für eine unabhängige Nachrichtenagentur. Ich bin Freiberuflerin.«

»Tja, was genau wollen Sie denn wissen?«

»Ich habe gelesen, daß Rufus Harms wegen Mordes an einem jungen Mädchen auf dem Militärstützpunkt, auf dem er stationiert war, verurteilt wurde.« Sie warf einen Blick auf die Artikel, die sie ausgedruckt hatte. »In Fort Plessy, in der Nähe von Savannah, Georgia.«

»Er hat ein kleines *weißes* Mädchen umgebracht. Er ist nämlich Neger.«

»Ja, ich weiß«, sagte Sara knapp. »Kennen Sie den Namen des Anwalts, der Harms bei dem Prozeß verteidigt hat?«

»War eigentlich gar kein Prozeß. Er hat ein Teilgeständnis abgelegt und dafür ein milderes Strafmaß bekommen. Ich habe damals persönlich darüber berichtet. Rufus kam ja aus unserer Stadt, war sozusagen das Gegenteil vom Jungen aus der Heimat, der zum Helden wird.«

»Kennen Sie nun den Namen seines Anwalts?«

»Da müßte ich erst nachschlagen. Geben Sie mir Ihre Nummer, und ich rufe Sie zurück.«

Sara gab ihm ihre Privatnummer. »Wenn ich nicht da bin, sprechen Sie bitte auf den Anrufbeantworter. Was können Sie mir über Rufus und seinen Bruder sonst noch sagen?«

»Na ja, am auffälligsten an Rufus war seine Größe. Er muß mit vierzehn schon über eins neunzig gewesen sein. Und er war nicht schlaksig oder schlank, sondern massig und stark wie ein Ochse.«

»Ein guter Schüler? Ein schlechter? Hatte er Schwierigkeiten mit der Polizei?«

»Wenn ich mich recht entsinne, war er kein guter Schüler. Er

hat die High School nie abgeschlossen, konnte aber sehr gut mit den Händen umgehen. Als Junge hat er mit seinem Vater in einer kleinen Druckerei gearbeitet. Sein Bruder übrigens auch. Ich weiß noch, einmal hat die Druckerpresse meiner Zeitung ihren Geist aufgegeben. Da haben sie Rufus rübergeschickt, damit er sie repariert. Ich habe ihm die Reparaturanweisung für die Presse gegeben, aber er wollte keinen Blick reinwerfen. ›Worte verwirren mich nur, Mr. Barker‹, hat er gesagt, oder so was in der Art. Er hat sich einfach an die Arbeit gemacht, und nach einer Stunde lief das verdammte Ding wieder und war so gut wie neu.«

»Das ist ziemlich beeindruckend.«

»Und mit der Polizei hat er nie Scherereien gehabt. Das hätte seine Momma ihm nie durchgehen lassen. Sie müssen wissen, das ist eine kleine Stadt, hier haben nie mehr als tausend Seelen gewohnt. Heute sind es noch weniger. Ich gehe auf die Achtzig zu und gebe die Zeitung noch immer heraus. Keiner lebt schon so lange hier wie ich. Die Harms' haben natürlich in dem Teil der Stadt gewohnt, in dem die Schwarzen unter sich waren, aber wir kannten sie trotzdem. Na ja, mir kommen zwar keine Farbigen ins Haus, aber die Harms schienen ganz ordentliche Leute zu sein. Die Mutter hat im Schlachthof gearbeitet, wie fast alle hier. Als Putzfrau, ein mies bezahlter Job. Aber sie hat sich um ihre Jungs gekümmert.«

»Was ist aus dem Vater geworden?«

»Er war ein guter Mann. Hat nicht gesoffen oder ein ausschweifendes Leben geführt, wie viele von den Schwarzen. Er hat hart gearbeitet. Zu hart, denn eines Tages ist er nicht mehr aufgewacht. Herzanfall.«

»Sie haben ein gutes Gedächtnis.«

»Ich habe seinen Nachruf geschrieben.«

»Was ist mit Rufus' Bruder?«

»Oh, mit Josh ist es ganz was anderes. Hier in der Gegend nennen wir solche Burschen schwarze Schwarze. Hitzköpfig,

arrogant, will was Besseres sein, als er ist. Ich hab' keine Vorurteile oder so, und ich dulde nicht, daß man in meiner Gegenwart das Wort Nigger in den Mund nimmt, aber genau damit würde ich Josh Harms beschreiben. Er hat 'ner Menge Leute auf die Füße getreten.«

»Ich habe gelesen, daß er in Vietnam gekämpft hat und ein Kriegsheld war.«

»Ja, das stimmt«, gestand Barker rasch ein. »Er war der bei weitem höchst dekorierte Kriegsheld, der je aus dieser Stadt gekommen ist. Das hat die Leute verdammt überrascht, das können Sie mir glauben. Josh konnte kämpfen, das gestehe ich dem Mann zu.«

»Was noch?«

»Na ja, er hat auch die High School abgeschlossen.« Barkers Tonfall veränderte sich. »Aber so richtig ausgestochen hat er alle anderen beim Sport. Ich bin hier ein Ein-Mann-Betrieb und schreibe alle Artikel selbst. Josh Harms war der größte Athlet, den ich jemals sehen durfte. Ob weiß, schwarz, grün oder blau, dieser Junge konnte schneller laufen, höher springen und weiter werfen als alle anderen. Ja, ich weiß, die Farbigen sind sowieso tolle Sportler, aber Josh war etwas ganz Besonderes. Er war so ziemlich in jeder Sportart Spitzenklasse. Wissen Sie, daß er noch etwa ein halbes Dutzend Leichtathletikrekorde dieses Staates hält? Und Alabama«, fügte er stolz hinzu, »hat sehr viele gute Athleten hervorgebracht.«

Sara seufzte. »Hat er auch auf dem College gespielt?«

»Sie meinen Football und so? Man hat ihm ein paar Stipendien für Football- und Basketball-Teams angeboten. Bear Bryant wollte ihn sogar an die University of Alabama holen, so ein As war er. Wäre in der NBA oder der NFL wahrscheinlich ein Star geworden. Aber er wurde auf ein Nebengleis geschoben.«

»Inwiefern?«

»Na ja, Sie wissen schon. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat ihn gebeten, sein Land im Krieg gegen den Kom-

munismus zu verteidigen.«

»Mit anderen Worten, man hat ihn eingezogen und nach Vietnam geschickt.«

»Genau.«

»Ist er danach wieder in seine Heimatstadt gekommen?«

»Ja, klar. Seine Momma hat damals noch gelebt, aber nicht mehr lange. Das war so um die Zeit, als Rufus sich den ganzen Ärger einbrockte. Wahrscheinlich hat Rufus sich wegen Josh freiwillig zur Army gemeldet. Vielleicht wollte er wie sein älterer Bruder sein, Sie wissen schon, ein Held. Ich glaube wirklich, damals wollte Rufus zur Abwechslung mal was Vernünftiges mit seinem Leben anfangen. Nachdem sein Daddy starb, hat ihn in dieser Stadt nichts mehr gehalten. Natürlich ging alles so schief, wie es nur schiefgehen konnte. Auf jeden Fall kam Josh zu mir und hat mich gefragt, ob ich was tun könnte. Sie wissen schon, die Macht der Presse. Aber ich konnte gar nichts tun.«

»Kam es für Sie überraschend, daß Rufus das Mädchen getötet hat? Ich meine ... wissen Sie, ob er jemals gewalttätig war?«

»Soweit ich weiß, hat er nie auch nur 'ner Fliege was zuleide getan. Ein richtiger sanfter Riese. Als ich das mit dem kleinen Mädchen hörte, konnte ich es nicht fassen. Na ja, wäre es Josh gewesen, hätte ich nicht mal geblinzelt, aber Rufus? Niemals. Aber die Beweise waren ja wohl so eindeutig, daß sie eindeutiger nicht sein konnten.«

»Ist Josh in Ihrer Stadt geblieben?«

»Na ja, das führt mich zu einem besonders unangenehmen Teil der Geschichte dieser Stadt.«

»Inwiefern?«

»Ich möcht's lieber nicht erzählen.«

»Auch nicht ganz inoffiziell?«

»Wirklich?« Barkers Stimme klang mißtrauisch.

»Ich verspreche es Ihnen. Ich werde Sie nicht zitieren. Es

bleibt unter uns.«

»Sie müssen wissen, daß ich gerade auf Tonband aufgenommen habe, was Sie gesagt haben. Sollte ich also in irgendeiner Zeitung lesen, was ich Ihnen jetzt sage, werde ich Sie und Ihr Blatt bis auf den letzten Cent verklagen«, sagte er streng. »Ich bin Journalist. Ich weiß, wie so was läuft.«

»Mr. Barker, ich verspreche Ihnen, was Sie mir jetzt sagen, wird in keinem Artikel erscheinen.«

»Na schön. Außerdem ist mittlerweile so viel Zeit vergangen, daß es sowieso keine Rolle mehr spielt – zumindest in rechtlicher Hinsicht. Aber man kann nie vorsichtig genug sein.« Er räusperte sich. »Na ja, was Rufus getan hatte, sprach sich schnell in der Stadt herum. War ja nicht zu vermeiden. Ein paar Jungs haben sich einen angetrunken, sich zusammengetan und beschlossen, was zu unternehmen. An Rufus kamen sie nicht ran, er war im Gewahrsam der Armee. Aber da waren ja noch die anderen Harms, die hier in der Stadt wohnten.«

»Und was haben diese ... Jungs unternommen?«

»Tja, sie haben Mrs. Harms das Haus über dem Kopf angezündet.«

»Großer Gott! War sie etwa noch darin?«

»Ja, bis Josh sie rausholte. Und ich will Ihnen was sagen. Josh hat sich diese Jungs geschnappt. Er hat sie buchstäblich durch die Straßen der Stadt gejagt, rauf und runter. Ich hab's von meinem Büro aus sehen können. Es müssen zehn Mann gewesen sein, gegen Josh allein, aber er hat die Hälfte von ihnen krankenhausreif geschlagen, bis die anderen ihn dann ganz, ganz übel zusammengedroschen haben. So was hatte ich nie zuvor gesehen. Und ich hoffe, daß ich es nie wieder sehen muß.«

»Das hört sich ja fast nach einem Aufruhr an. Ist die Polizei denn nicht gekommen?«

Barker hüstelte peinlich berührt. »Na ja, es wurde gemunkelt, daß ein paar der Jungs, die dabei mitgemacht haben ... Sie wis-

sen schon, die das Haus niedergebrannt haben ...«

»Bei der Polizei waren«, beendete Sara den Satz für ihn.

Barker schwieg.

»Hoffentlich hat Josh Harms die ganze Stadt bis auf den letzten Heller verklagt«, sagte sie.

»Nun ja, in Wirklichkeit haben sie ihn verklagt. Ich meine, die Jungs, die er halbtot geschlagen hat. Josh konnte ihnen wegen des Feuers nichts beweisen. Ich meine, ich hatte so eine Ahnung, aber das war auch schon alles. Und die Polizei hat in ihrem Bericht dann von Widerstand gegen die Staatsgewalt und so weiter geschrieben. Es waren zehn Aussagen gegen eine ... und die war auch noch von 'nem Farbigen. Tja, langer Rede kurzer Sinn, Josh kam für 'ne Weile ins Gefängnis, und man hat ihm und seiner Momma alles weggenommen, was sie besaßen, so wenig es auch war. Kurz darauf ist sie gestorben. Was ihren beiden Jungs zugestoßen ist, war wohl zuviel für sie.«

Sara mußte sich zusammenreißen, um den Mann nicht anzuschreien.

»Mr. Barker, das ist die widerwärtigste Geschichte, die ich je gehört habe«, sagte sie. »Ich weiß nicht viel über Ihre Stadt, aber ich danke Gott, daß niemand dort wohnt, an dem mir etwas liegt.«

»Die Stadt hat auch ihre guten Seiten.«

»Ach ja? Zum Beispiel, einen Kriegshelden auf diese Weise willkommen zu heißen?«

»Ich weiß. Ich habe auch darüber nachgedacht. Man kämpft für sein Land, es wird auf einen geschossen, und dann kommt man nach Hause, und so was passiert. Wahrscheinlich fragt man sich dann, wofür, verdammt noch mal, man gekämpft hat.«

»Sie hören sich an, als würden Sie die Wahrheit kennen. Haben Sie bei dieser Gelegenheit die Macht der Presse eingesetzt?«

Barker seufzte tief. »Diese Stadt war immer mein Zuhause,

Miss Evans, und man kann nicht sein Leben lang gegen die herrschenden Kräfte ankämpfen, auch wenn sie es verdient haben. Ich will nicht behaupten, ich wäre ein großer Freund der Schwarzen; denn das bin ich nicht. Und ich will Sie auch nicht belügen und sagen, ich wäre für Josh Harms' Sache eingetreten; denn das habe ich, ehrlich gesagt, nicht getan.«

»Nun ja, nicht zuletzt deshalb sind wohl die Gerichte da. Um Menschen wie die Bewohner Ihrer Stadt daran zu hindern, Leute wie Josh Harms fertigzumachen. Bitte rufen Sie mich zurück und geben Sie mir den Namen von Harms' Anwalt durch.«

Sara legte auf. Vor Wut über das, was sie gerade gehört hatte, zitterte sie am ganzen Leib. Andererseits ... wie viele Schwarze hatte sie selbst gekannt, als sie in Carolina aufgewachsen war? Die Generationen armer Leute ein Stück die Straße hinunter. Menschen, die ohne Rechtsanspruch auf unbebautem Land gesiedelt hatten. Oder die Aushilfskräfte, die ihr Vater als Erntehelfer eingestellt hatte. Sara hatte diese Männer von der Veranda aus beobachtet; Schweiß tränkte den dünnen Stoff ihrer Hemden, und ihre Haut wurde unter der brennenden Sonne noch dunkler. Sie und ihre Mutter brachten ihnen Limonade und etwas zu essen. Sie murmelten ihren Dank, mieden aber jeden Blickkontakt, aßen ihre Mahlzeit und schleppten sich in die Dunkelheit davon. In Saras Schule waren nur weiße Kinder gewesen, trotz der zahlreichen Entscheidungen des Obersten Gerichtshofs, die etwas anderes verlangten. Diese Fälle waren die Schlachtfelder der Rassengleichheit des zwanzigsten Jahrhunderts; sie ersetzten die Antietams, Gettysburgs und Chikamaugas des vorherigen. Und einige Schlachten wurden ebenso sinnlos und vergeblich geschlagen. Hier, an diesem Gericht, gab es nur einen schwarzen Richter, der den sogenannten Thurgood-Marshall-Sitz innehatte, und derzeit nur einen schwarzen Assessor – einen von sechsunddreißig. Viele der Richter hatten nie einen Assessor gehabt, der einer Minderheit entstammte. Was für eine Botschaft verkündete das? Beim

höchsten Gericht des Bundes?

Als Sara auf der Suche nach Fiske über den Korridor eilte, fragte sie sich, ob sie jemals die Wahrheit herausfinden würden. Falls die Army die Brüder Harms zuerst fand, würde die Wahrheit höchstwahrscheinlich mit ihnen sterben.

KAPITEL 37

Fiske stand draußen vor dem Büro seines Bruders, während Chandler die Fortschritte des Teams überwachte, das die Spurensicherung vornahm. Auch einige Angehörige der Rechtsabteilung des Gerichts schauten aufmerksam zu. Doch nach dem Mord an zwei Assessoren waren die Bedenken bezüglich der Vertraulichkeit hinter die Notwendigkeit zurückgetreten, den oder die Mörder zu finden. Wenn die Beamten mit Michael Fiskes Büro fertig waren, würden sie gegenüber auf dem Flur weitermachen und sich Steven Wrights Büro vornehmen.

Fiske blickte auf die Bürotür seines Bruders, dann zur Tür von Wrights Büro. Er schaute noch ein paarmal von einer Tür zur andern, als schließlich ein Gedanke Gestalt annahm. Fiske ging zu Chandler hinüber.

»Wo genau wurde Wrights Leiche gefunden?«

Chandler schlug sein Notizbuch auf und blätterte es durch. »Übrigens ... ich habe Ihren Wagen wieder freibekommen. Er steht jetzt hinter meinem Büro auf einem schönen Parkplatz, auf dem das Parken auch *erlaubt* ist.«

»Danke.«

»Danken Sie mir nicht. Mit dem Abschleppen und dem Strafzettel und so weiter wird Sie das etwa zweihundert Mäuse kosten.«

»Zweihundert Dollar? So viel Geld für einen lausigen Strafzettel habe ich nicht.«

»Ach was? Na ja, vielleicht kann ich an ein paar Fäden ziehen, Sie wissen schon, Ihnen einen Gefallen tun. Aber den müssen Sie abarbeiten. An meinem Haus muß einiges gestrichen werden.« Chandler grinste schief und hörte endlich auf, in seinem Notizbuch zu blättern. »Hier haben wir es ja. Wright wohnte etwa einen Häuserblock von der U-Bahnstation Eastern Market entfernt. Seine Leiche wurde im Garfield Park gefun-

den. Der liegt an der Ecke F Street und Second Street, ungefähr ein halbes Dutzend Querstraßen vom Gericht entfernt.«

»Wie ist Wright normalerweise zur Arbeit gekommen?«

»Mehreren Kollegen zufolge ist er entweder zu Fuß gegangen oder mit dem Taxi gekommen, gelegentlich auch mit der U-Bahn.«

»Liegt dieser Garfield Park auf seinem Nachhauseweg?«

Chandler legte den Kopf schräg und studierte seine Notizen. »Eigentlich nicht. Normalerweise wäre er auf dem Nachhauseweg von der Second nach links auf die E Street abgebogen. Bis zum Park hätte er gar nicht gemußt.«

»Hatte er einen Hund? Vielleicht ist er zuerst nach Hause und dann mit dem Hund Gassi gegangen.«

»Wright hatte einen Hund, aber er ist gar nicht bis nach Hause gekommen. Jedenfalls nehmen wir das an. Und wäre er noch mit dem Hund rausgegangen, wäre der Marion Park für ihn viel näher gewesen.«

»Das ist seltsam.«

Chandler kniff die Augen zusammen, als käme ihm ein plötzlicher Gedanke. »Aber am Marion Park gibt es etwas, das man am Garfield Park nicht findet.«

»Und das wäre?«

»Eine Polizeiwache direkt auf der anderen Straßenseite.«

»Wrights Mörder wußte das vielleicht.«

»Wir machen aus der Wache nicht gerade ein großes Geheimnis. Wir *wollen* dort Präsenz zeigen, zur Abschreckung.«

»Sieht es so aus, als wäre Wright im Park ermordet worden? Oder woanders, und man hat ihn dort nur abgeladen?«

»Das Gras wies Blutflecke auf. Es gab keine Patronenhülsen – jedenfalls haben wir noch keine gefunden. Der Schütze wird wahrscheinlich einen Schalldämpfer benutzt haben, falls es sich nicht tatsächlich um einen zufälligen Raubmord handelt. Ein Schalldämpfer auf einem Revolver ist zu kompliziert, also müßte der Täter eine Halbautomatik benutzt haben. Dann aber

müßten wir eine Patronenhülse finden – es sei denn, er hat sie aufgehoben und mitgenommen.«

»Steckte die Kugel noch in Wrights Kopf?«

Chandler nickte. »Hoffentlich bekommen wir eine Waffe in die Hand, um einen Vergleich vornehmen zu können.«

»Nach den Vorfällen in Mikes Wohnung hätten Sie besser eine Wache vor Wrights Tür stellen sollen.«

»Herrje, jetzt, wo Sie es sagen ... warum habe ich nicht daran gedacht?«

»Entschuldigung. Haben Sie eine Ahnung, wann Wright das Gericht gestern abend verlassen hat?«

»Das überprüfen wir noch. Nach Dienstschluß kann man das Gebäude nur durch einen Eingang betreten oder verlassen. Diese Tür wird ständig bewacht und bleibt bis zwei Uhr morgens offen. Danach muß man sich von einem Wachmann aufschließen lassen. Man kann das Gericht auch durch die Tiefgarage verlassen, aber die wird ebenfalls bewacht. Außerdem konnte Wright nicht fahren, also ist die Tiefgarage irrelevant.«

»Dann muß doch jemand mitbekommen haben, wann er gegangen ist.«

»Meine Leute fragen bei dem Personal nach, das gestern abend Dienst hatte.«

»Gibt es im Gericht Überwachungskameras?«

»Sie meinen, im Gerichtssaal?« fragte Chandler lächelnd. »Die Antwort lautet ja, aber nicht überall, und leider nicht in diesem Teil des Ganges. Aber wir überprüfen die Videobänder trotzdem. Vielleicht entdecken wir ja etwas Wichtiges darauf.« Chandler warf noch einen Blick auf seine Notizen. »Zu dieser Nachtzeit dürften sich hier auf dieser Etage nur noch Mitarbeiter befunden haben, die Überstunden machten.«

»Hat die Überprüfung von Wrights Vergangenheit etwas ergeben?«

Chandler schüttelte den Kopf. »Bislang haben wir keine Leichen im Keller gefunden. Das Motiv wird uns noch gewaltiges

Kopfzerbrechen bereiten.«

»Aber seine Brieftasche fehlte.«

»Ja, daran habe ich auch schon gedacht. Aber das wäre etwas zu einfach.«

»Als wolle jemand uns glauben machen, die beiden Morde stünden im Zusammenhang?«

»Wissen Sie, es könnte tatsächlich ein Irrer sein, der stinksauer auf dieses Gericht ist.«

»Ich glaube, die Morde *haben* etwas miteinander zu tun, aber nicht aus den Gründen, die alle anderen vermuten«, sagte Fiske.

»Wie meinen Sie das?«

»Wenn Mike aus irgendeinem Grund getötet wurde, den wir nicht herausfinden *sollen*, bietet es sich doch geradezu an, einen weiteren Assessor zu töten und die Sache so zu biegen, als würden die beiden Fälle miteinander zu tun haben.«

Chandler blickte gespannt drein. »Und aus welchem Grund hat man Ihren Bruder nun *wirklich* getötet und versucht, den Mord zu vertuschen?«

Fiske zögerte. Es wurde allmählich ziemlich schwierig, zu verheimlichen, daß Mike den Berufungsantrag gestohlen hatte. »Das weiß ich nicht, aber ich könnte mir denken, weshalb Wright getötet wurde.«

»Nicht nur, um eine falsche Spur zu legen?«

»Sagen wir, er wurde vielleicht aus mehreren Gründen ermordet.«

In diesem Augenblick gesellte Sara sich zu ihnen. Sie versuchte, ihre Aufregung zu verbergen, doch es gelang ihr nicht ganz.

»John, könnte ich Sie kurz sprechen?«

»Miss Evans«, sagte Chandler mit einem breiten Lächeln, »ich hoffe, Ihre Fahrt nach Richmond ist angenehm und ohne Zwischenfälle verlaufen.«

»Sagen wir mal so: Sie war interessant«, erwiderte sie rasch.

»John, ich muß mit Ihnen sprechen.«

»Können wir uns später unterhalten, Buford?«

»Ich brenne darauf, Ihre Theorie zu erfahren.«

Als Sara und Fiske davongingen, verblich Chandlers Lächeln. Er fragte sich, ob er gerade seinen ›inoffiziellen‹ Partner an Sara Evans verloren hatte.

Ein paar Minuten, nachdem Sara ihr Büro verlassen hatte, schaute Richter Knight bei ihr vorbei. Sie wollte Sara soeben eine Notiz schreiben, als sie die Vorlage zum Fall Chance mit Wrights daran befestigtem Vermerk sah. Sie setzte sich auf Saras Stuhl und las die Mitteilung. Als sie zu Ende gelesen hatte, dämmerte ihr plötzlich, was passiert war. Sie hatte Wright angewiesen, Überstunden zu machen, notfalls die ganze Nacht durchzuarbeiten. Er hatte das Memo fertiggestellt, das Gebäude erst spät verlassen, und jemand hatte ihn umgebracht. Ihre kostbare Vorlage. Über diese Ereigniskette hatte sie noch gar nicht nachgedacht. Plötzlich wurde ihr die Kehle eng, und das Atmen fiel ihr so schwer, daß sie zu ersticken glaubte. Sie ließ die Vorlage zu Boden fallen und stürmte aus dem Raum.

Einige Minuten später eilte Elizabeth Knight an ihren erstaunten Mitarbeitern vorbei und schloß sich in ihrem Büro ein. Sie schaute sich in dem geräumigen, wunderschönen Zimmer um, das sogar über einen Kamin verfügte. Hier hatte sie gesessen und ihre kleinen Strategien ausgearbeitet, über ihre Lebensphilosophie nachgedacht. Und das hatte einen jungen Mann das Leben gekostet. Sie trat ihre Pumps von den Füßen, brach in einer Ecke des Zimmers zusammen, schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

KAPITEL 38

In ihrem Büro verbrachte Sara die nächste halbe Stunde damit, Fiske alles mitzuteilen, was sie herausgefunden hatte. »Wenn Barker zurückruft und uns den Namen des Anwalts nennt, können wir mit ihm sprechen und kommen vielleicht endlich ein Stück weiter.«

»Das wäre zu schön.«

»Glauben Sie, daß Michael diesen Harms im Gefängnis besucht hat?«

»Die Flucht dieses Burschen macht die Sache verflixt kompliziert.«

Sara kam plötzlich ein beängstigender Gedanke. »Sie glauben doch nicht, daß Michael irgend etwas damit zu tun hatte, oder?«

»Mein Bruder würde sich niemals an einer ungesetzlichen Tat beteiligen.«

»Nicht absichtlich, das habe ich nicht gemeint.«

»Den Zeitungsmeldungen zufolge ist Harms aus einem Krankenhaus in Roanoke geflohen, *nachdem* man Michaels Leiche gefunden hat. Aber ich will gar nicht behaupten, daß der Zeitpunkt rein zufällig ist.«

»Haben Sie irgendwelche brillanten Schlußfolgerungen?«

»Ich glaube, ich weiß, warum Wright ermordet wurde.«

»Warum? Weil er von Harms wußte? Weil er mitbekommen hat, was Michael getan hat?«

»Nein, er wurde umgebracht, weil er etwas gesehen hat. Etwas, das er nicht sehen sollte.«

Sara zog ihren Stuhl näher an den seinen heran. »Was meinen Sie damit?«

»Wrights Büro – *Ihr* ehemaliges Büro – liegt Michaels Büro genau gegenüber. Wright wollte die ganze Nacht durcharbeiten.«

Sara sank auf ihrem Stuhl zusammen. »Richtig. Weil ich es ihm gesagt habe.«

»Nein, weil Elizabeth Knight Sie angewiesen hat, Wright zu sagen, daß er notfalls durcharbeiten muß. Nun ja, seine Leiche wurde in einem Park gefunden, der nicht auf seinem Nachhauseweg liegt. Chandler hat mir gesagt, daß Wright zwischen Mitternacht und zwei Uhr morgens getötet wurde. Wenn er die ganze Nacht hier durcharbeiten wollte ... was hatte er dann in diesem Park zu suchen?«

»Sie glauben, jemand hat ihn dorthin verschleppt und ermordet?«

»Genauer gesagt, jemand hat ihn aus diesem Gebäude in den Park gebracht und dort erschossen.«

Sara schnappte nach Luft. »Das heißt, der Mörder war hier?«

Fiske nickte. »Ich weiß nicht, ob er hier arbeitet, aber ich vermute, daß er gestern am späten Abend hier gewesen ist.«

»Was könnte Steven gesehen haben? Was hat ihn das Leben gekostet?«

»Ich glaube, er hat jemanden in Mikes Büro gehen sehen. Gestern. Wright hat gehört, wie Chandler gesagt hat, *niemand* dürfe das Büro betreten. Wer auch immer in Mikes Büro ging, er hat vielleicht nicht gewußt, daß Wright in *seinem* Büro war. Ich nehme an, Sie hängen es nicht an die große Glocke, wenn Sie Überstunden machen.«

»Manchmal erfahren wir erst in letzter Minute, daß wir länger arbeiten müssen. Wie gestern abend, zum Beispiel.«

»Sehen Sie? Also geht jemand in das Büro, um etwas zu suchen ...«

»Was denn?«

»Wer weiß? Kopien des Antrags, den Mike an sich genommen hat. Telefonische Nachrichten, Computerdateien.«

»Aber das ist ein sehr, sehr großes Risiko. Das Gebäude wird rund um die Uhr vom Sicherheitspersonal bewacht.«

»Nun ja, wenn die Person wußte, daß die Polizei das Büro

am nächsten Morgen gründlich durchsuchen würde, blieb ihr nur eine bestimmte Zeit, um ihr zuvorkommen.«

»Das klingt logisch.«

»Also hört Wright etwas, oder er hat sein Memo fertig, geht hinaus und begegnet dem Eindringling.«

»Vorausgesetzt, Ihre Theorie trifft zu ... dann müßte Steven seinen Mörder doch gekannt haben?«

Fiske atmete tief ein und lehnte sich zurück. »Ich glaube schon. Andernfalls hätte er sofort Alarm geschlagen. Und ich habe gesehen, daß Perkins die Tür von Mikes Büro abgeschlossen hat. Es gibt keine Spur eines gewaltsamen Eindringens. Die Person hatte einen Schlüssel.«

»Aber dann muß doch sonst noch jemand etwas mitbekommen haben.«

»Nicht unbedingt. Wenn der Mörder sich hier im Gebäude auskennt, wird er wissen, wie er es vermeiden kann, mit Wright gesehen zu werden, bis sie das Gericht verlassen haben.«

»Dann müßte es jemand sein, dem Wright vertraut hat.«

Fiske schaute sie an. »Zum Beispiel einer der Richter?«

Sara erwiderte seinen Blick voller Entsetzen. »Ich bin ja einiges gewöhnt, aber *das* kann ich einfach nicht glauben.« Ihr kam ein Gedanke. »Vielleicht war es McKenna? Steven hätte ihm vertraut. FBI und so weiter.«

»Wie könnte McKenna in diese Sache verwickelt sein?«

»Keine Ahnung. Er kam mir als erster in den Sinn.«

»Weil er nicht beim Gericht ist und mich vermöbelt hat?«

Sara seufzte. »Wahrscheinlich.« Dann fiel ihr etwas ein, und sie durchstöberte die Papiere auf ihrem Schreibtisch, bis sie gefunden hatte, was sie suchte. »Ich kann Ihnen sagen, wann Steven sein Büro verlassen hat.« Sie hielt die Nachricht in die Höhe, die Wright ihr hinterlassen hatte. Auf der oberen rechten Ecke befand sich ein Aufdruck mit Datums- und Uhrzeitangabe. Sie drehte das Blatt herum, damit Fiske es sehen konnte.

»Weil wir hier so viele Entwürfe erstellen, fügt das Textverarbeitungssystem automatisch das Datum und die Uhrzeit in jedes Dokument ein. Auf diese Weise können wir auf den ersten Blick sehen, ob es sich um eine aktuelle Fassung handelt oder nicht.«

Fiske betrachtete die Zeitangabe. »Dieses Blatt wurde um ein Uhr fünfzehn heute morgen ausgedruckt.«

»Genau. Steven hat die Vorlage fertiggestellt, ausgedruckt, auf meinen Schreibtisch gelegt und ist dann wahrscheinlich gegangen.«

»Und hat gesehen, was immer er gesehen hat.«

Sara schaute plötzlich verwirrt drein. »Augenblick mal. Irgendwas stimmt da nicht. Wenn ein Assessor bis spät in die Nacht arbeitet, fährt ihn normalerweise einer der Polizeibeamten des Gerichts nach Hause, falls er nicht allzu weit weg wohnt.« Sie schaute Fiske an. »Die Polizei hier ist wirklich sehr freundlich zu uns.«

»Und um ein Uhr fünfzehn fährt die U-Bahn nicht mehr, oder?«

»Nein. Außerdem ist es mit dem Auto nur ein Katzensprung zu Stevens Wohnung. Gerade mal fünf Minuten. Man hat ihn schon öfter nach Hause gefahren.«

»Also können wir davon ausgehen, daß jemand, der hier beim Gericht arbeitet, Steven nach Hause gefahren hat?«

»Wenn er wirklich erst um Viertel nach eins gegangen ist, würde ich jede Wette darauf abschließen.«

»Was ist mit einem Taxi? Vielleicht waren um diese Zeit nicht mehr so viele Wachen hier, daß jemand Wright nach Hause fahren konnte.«

Sara schaute skeptisch drein. »Das wäre schon möglich.«

»Es müßte leicht festzustellen sein, ob ein Angehöriger der Gerichtspolizei ihn nach Hause gefahren hat. Ich sage es Chandler.«

»Und was unternehmen wir jetzt?«

Fiske zuckte die Achseln. »Wir müssen Harms' Militärakte einsehen. Ein alter Freund von mir arbeitet beim JAG. Ich rufe ihn an. Vielleicht kann er die Sache ja beschleunigen. Bis wir wissen, wer alles in diese Geschichte verwickelt ist, sollten so wenig Leute wie möglich erfahren, daß wir Nachforschungen anstellen.«

Sara erschauerte und schlang die Arme um die Brust.

»Wissen Sie was?« sagte sie. »Allmählich bekomme ich entsetzliche Angst davor, wie die Wahrheit aussehen könnte.«

KAPITEL 39

Während Sara sich wieder an die Arbeit machte, rief Fiske Phil Jansen an, seinen alten Freund beim Judge Advocates General's Office der Army. Unter anderem bat er ihn, eine Liste des Personals zu besorgen, das in Fort Plessy stationiert war, während Rufus Harms dort gedient hatte.

Dann kehrte er zu Chandler zurück und unterbreitete ihm seine Theorie über den Mord an Wright. Chandler war beeindruckt. »Ich werde bei den Taxiunternehmen nachfragen lassen. Wir können nur hoffen, daß jemand etwas gesehen oder gehört hat.« Er musterte den Jüngeren eindringlich. »Haben Sie etwas Interessantes über Miss Evans herausgefunden, als Sie gestern abend mit ihr zusammen waren?«

»Ich halte sie für einen guten Menschen. Ein wenig impulsiv, aber ein guter Mensch. Sehr klug.«

»Sonst noch was? Bei unserem ersten Gespräch hat Ramsey gesagt, sie und Ihr Bruder hätten sich nahegestanden. Hat Miss Evans irgendeine Vermutung, weshalb er ermordet wurde?«

»Das sollten Sie Miss Evans vielleicht selbst fragen.«

»Aber ich frage Sie, John. Ich dachte, wir wären ein Team.« Er trat näher an Fiske heran. »Dieser Fall wirft schon Fragen genug auf. Wenn ich mir jetzt auch noch den Rücken freihalten muß, kann ich einpacken. Sie waren Polizist; Sie müßten wissen, wie wichtig es ist, daß man jemand anderen absichert.«

»Ich habe nie einen Partner im Stich gelassen«, sagte Fiske wütend.

»Freut mich zu hören. Dann erzählen Sie mir von gestern abend.«

Fiske wandte den Blick ab und überlegte, wie er sich nun verhalten sollte. Er scheute sich davor, Informationen zurückzuhalten. Wie also konnte er Chandler gegenüber das Richtige tun und gleichzeitig vermeiden, Saras Leben und den Ruf sei-

nes Bruders zu zerstören?

»Können wir hier irgendwo einen Kaffee trinken?«

»In der Cafeteria. Ich gebe Ihnen sogar einen aus.«

Ein paar Minuten später saßen sie im Café im Erdgeschoß des Gerichtsgebäudes. Die Nachmittagssitzung hatte begonnen, deshalb war es ziemlich leer.

Fiske nippte an seinem Kaffee, während Chandler ihn beobachtete.

»John, es kann doch nicht so schlimm sein. Oder wollen Sie mir gestehen, daß Sie derjenige sind, der die Assessoren umlegt?«

»Angenommen, Buford, ich teile Ihnen jetzt etwas mit. Sie haben genau umrissene Vorschriften, was Sie mit dieser Information anfangen und wer sonst sie erfährt.«

»Das stimmt. Und diese Vorschriften verhindern, daß Sie sich mir anvertrauen?«

»Was schlagen Sie denn vor?«

»Daß wir uns rein hypothetisch unterhalten, in Ordnung? Meine Aufgabe besteht darin, Fakten zu sammeln und sie auf eine Weise zu verwenden, daß ich schließlich jemanden verhaften kann, weil er ein Verbrechen begangen hat. Wenn wir nicht über Fakten sprechen, sondern nur über Theorien – wie zum Beispiel die, weshalb Wright ermordet wurde –, kann ich diesen Theorien nachgehen, bin aber nicht verpflichtet, sie an jemanden weiterzugeben. Jedenfalls so lange nicht, bis diese Theorien durch die Entdeckung weiterer Fakten bestätigt wurden.«

»Also können wir uns rein theoretisch unterhalten, und es bleibt unter uns?«

Chandler schüttelte den Kopf. »Daß es unter uns bleibt, kann ich nicht versprechen. Nicht, wenn die Theorie sich bewahrheitet.«

Fiske schaute auf seine Kaffeetasse hinunter. Chandler spürte, daß sein Gegenüber noch Zweifel hatte und ihm zu entglei-

ten drohte, und klopfte mit dem Löffel an die Tasse.

»John, unter dem Strich geht es darum, daß wir herausfinden, wer Ihren Bruder und Wright ermordet hat. Ich dachte, das wollten Sie auch.«

»Ja. Ich will nichts anderes.«

Wirklich? Chandler bezweifelte es plötzlich. »Wo liegt dann das Problem?«

»Darin, daß man Menschen weh tun kann, obwohl man versucht, ihnen zu helfen.«

»Nur Ihrem Bruder? Oder sonst noch jemandem?«

Fiske wußte, daß er bereits zu viel gesagt hatte. Er beschloß, in die Offensive zu gehen.

»Okay, Buford, sprechen wir mal kurz über Theorien. Angenommen, jemand bei Gericht hat einen Berufungsantrag an sich genommen, bevor er ordnungsgemäß abgelegt wurde.«

»Warum und wie?«

»Das *Wie* ist offensichtlich kein Problem. Das *Warum* schon.«

»Na schön, fahren Sie fort.«

»Und nehmen wir weiter an, daß eine andere Person bei Gericht diesen Antrag gesehen und herausgefunden hat, daß er nicht ordnungsgemäß verzeichnet wurde, und den Vorfall trotzdem nicht gemeldet hat.«

»Das *Warum* bei dieser Annahme ist wahrscheinlich genauso kompliziert?«

»Nicht unbedingt. Gehen wir weiter davon aus, daß die Person, die den Antrag an sich genommen hat, einen guten Grund dafür hatte. Und daß diese Person irgendwo hinfuhr, um denjenigen zu besuchen, der den Antrag eingereicht hat.«

»Die zwölfhundert Kilometer auf dem Tacho des Wagens Ihres Bruders?«

Fiske blickte den Detective frostig an. »Das ist eine Tatsache, Buford, und ich spreche nicht über Tatsachen.«

Chandler trank einen Schluck Kaffee. »Weiter.«

»Und nehmen wir an, daß die Person, die den Antrag eingereicht hat, in einem Gefängnis sitzt.«

»Ist das eine Tatsache oder nur eine Spekulation?«

»Das möchte ich Ihnen noch nicht sagen.«

»Aber ich möchte Sie danach fragen. Wo ist dieser Häftling?«

»Das weiß ich nicht.«

»Was soll das heißen, Sie wissen es nicht? Wenn er Häftling ist, muß er doch in irgendeinem Gefängnis einsitzen, oder?«

»Nicht unbedingt.«

»Verdammt noch mal, was ...« Chandler schloß abrupt den Mund und starrte über den Tisch auf Fiske. »Wollen Sie damit sagen, daß diese Person aus dem Gefängnis ausgebrochen ist?«

Fiske antwortete nicht.

»Bitte erzählen Sie mir jetzt nicht, daß Ihr Bruder sich von einem Knacki beschwatzen ließ, ihm zu helfen, ihn im Gefängnis besucht und geholfen hat, ihn da rauszuholen, und daß der Kerl ihn dann umgebracht hat. Verdammt, bitte sagen Sie mir jetzt nicht so was.« Chandler sprach in seiner Erregung immer lauter.

»Das will ich Ihnen auch gar nicht sagen. So ist es nicht gewesen.«

»Na schön ... wissen Sie, um was es bei diesem Berufungsantrag geht?«

Sie waren jetzt schon weit über Theorien hinausgegangen. Fiske schüttelte den Kopf. »Ich habe den Antrag nie gesehen.«

»Woher wissen Sie dann, daß es ihn überhaupt gibt?«

»Diese Frage werde ich nicht beantworten, Buford.«

»Ich kann Sie zu der Antwort zwingen, John.«

»Dann müssen Sie das.«

»Sie wissen, daß Sie ein gewaltiges Risiko eingehen.«

»Ja.« Fiske trank die Tasse aus und erhob sich. »Ich nehme mir ein Taxi und hole meinen Wagen ab.«

»Ich fahre Sie. Ich habe noch andere Fälle, auch wenn das

jetzt der einzige ist, an dem der ganzen Welt etwas liegt.«

»Ich glaube, es wäre besser für uns beide, wenn Sie mich nicht fahren.«

Chandler schürzte die Lippen. »Wie Sie meinen. Ihr Wagen steht auf dem Parkplatz hinter dem Gebäude. Der Schlüssel liegt auf dem Vordersitz.«

»Danke.«

Chandler sah Fiske nach, als dieser die Cafeteria verließ. »Ich hoffe, sie ist es wert, John«, sagte er leise.

Chandler hatte ebenfalls einige Nachforschungen angestellt. Als er in sein Büro zurückkam, fand er einen Stapel Papiere auf seinem Schreibtisch vor. Routinemäßig hatte er von den Telefongesellschaften eine Aufstellung der Gespräche angefordert, die Michael Fiske in den vergangenen vier Wochen sowohl von zu Hause als auch vom Büro aus geführt hatte. Das Ergebnis war ein regelrechter Wälzer. Der Anruf bei seinem Bruder war in der dicken Liste aufgeführt, außerdem Gespräche mit seiner Familie. Dann zwölf Anrufe bei einer Nummer, die als die Sara Evans' identifiziert worden war. Das ist ja interessant, überlegte Chandler. Waren beide Fiske-Brüder auf dieselbe Frau abgefahren? Als Chandler am Ende der Liste anlangte, ging sein Puls plötzlich schneller, was bei ihm nach den vielen Jahren bei der Mordkommission nur noch selten der Fall war. Michael Fiske hatte mehrmals in Fort Jackson im Südwesten Virginias angerufen, zum letztenmal nur drei Tage, bevor man seine Leiche gefunden hatte. Chandler wußte, daß es sich bei Fort Jackson in Wirklichkeit um ein Militärgefängnis handelte. Und das war noch nicht alles. Chandler durchstöberte die Papierstapel auf seinem Schreibtisch, bis er endlich fand, was er suchte. Das Telex war an sämtliche Polizeidienststellen in den USA geschickt worden; es wurde um Amtshilfe bei einer Festnahme ersucht.

Als der Detective das Telex an diesem Tag bekam, hatte er

ihm keine große Bedeutung beigemessen. Nun aber betrachtete er eindringlich das Foto von Rufus Harms. Er griff nach dem Telefon und führte ein kurzes Gespräch. Chandler benötigte eine Information und bekam sie binnen von einer Minute. Fort Jackson befand sich etwa sechshundert Kilometer von Washington entfernt. Hatte Harms den Berufungsantrag eingereicht, den John Fiske erwähnt hatte? Und wenn ja, warum hatte Michael Fiske den Antrag – der Theorie seines Bruders zufolge – »an sich genommen«?

Chandler betrachtete wieder die Aufstellung der Telefonate. Sein Blick huschte über eine Nummer, ohne daß ihm etwas aufgefallen wäre, vielleicht, weil es sich um die eines Anwalts handelte und zahlreiche Kanzleien auf der Liste standen. Doch der Name Sam Rider hätte sowieso keine Bedeutung für den Detective gehabt, selbst wenn die Nummer seine Aufmerksamkeit erregt hätte. Chandler legte die Aufstellung auf den Schreibtisch und dachte darüber nach, ob er Fiske und Sara Evans vorladen und zwingen sollte, ihm zu verraten, was hier eigentlich gespielt wurde. Dann aber wandte sein Instinkt, der in dreißig Berufsjahren immer ausgeprägter geworden war, sich dagegen. Hauptsächlich wegen eines Grundsatzes: Vertraue niemandem!

»Nun kommen Sie schon, John«, bat Sara. Sie befanden sich in ihrem Büro, und der Arbeitstag neigte sich dem Ende zu.

»Sara, ich kenne Richter Wilkinson nicht einmal.«

»Aber wollen Sie denn nicht verstehen? Falls tatsächlich jemand vom Gericht in die Sache verwickelt ist, wäre es die ideale Gelegenheit, etwas herauszufinden. Praktisch alle Angehörigen des Gerichts werden dort sein.«

Fiske wollte erneut protestieren, hielt dann aber inne. Er rieb sich das Kinn. »Wann müßten wir dort sein?«

»Um halb acht. Übrigens ... haben Sie schon etwas von Ihrem Freund beim JAG gehört?«

»Ja. Es gibt sogar zwei entsprechende Akten. Einmal Harms' Personalakte, die nicht nur alle Einträge über seine Dienstzeit enthält, sondern auch Bewertungen, persönliche Informationen, den Anwerbungsvertrag, Soldbescheinigungen und seine Krankengeschichte. Die zweite Akte enthält alles über seinen Prozeß vor dem Kriegsgericht und befindet sich in Fort Jackson. Die Unterlagen seines Anwalts werden in der JAG-Zweigstelle aufbewahrt, die seine Verteidigung organisiert hat. Das heißt, falls sie die Unterlagen nicht schon längst vernichtet haben. Jansen überprüft es. Er schickt uns, was er auftreiben kann.«

Als Sara ihre Sachen zusammenpackte und zur Tür ging, blieb Fiske sitzen. »Was können Sie mir über Richterin Knight sagen? Über ihre Vergangenheit und so weiter?«

»Wieso?«

»Nun ja, wir gehen auf ihre Party. Richterin Knight ist eine wichtige Person an diesem Gericht, und ihr Mann ist ebenfalls sehr prominent. Damit kommen die Knights für unsere Ermittlungen in Frage, meinen Sie nicht auch?«

»Sie wissen über Jordan Knights Vergangenheit wahrscheinlich mehr als ich. Er stammt doch aus Ihrer Heimatstadt.«

Fiske zuckte die Achseln. »Stimmt. Jordan Knight ist in Richmond eine große Nummer. War es zumindest, bis er in die Politik ging. Er hat eine Menge Geld verdient.«

»Und sich eine Menge Feinde gemacht?«

»Nein, ich glaube nicht. Er hat Virginia viel zurückgegeben. Außerdem ist er ein zurückhaltender, netter Kerl.«

»Dann paßt er aber gar nicht zu Elizabeth Knight.«

»Ich kann mir vorstellen, daß sie auf dem Weg nach oben ein paar Leute zur Seite geschubst hat.«

»Nicht nur ein paar. Aber in ihrem Beruf bleibt einem gar nichts anderes übrig. Eine knallharte Anklägerin der Bundesstaatsanwaltschaft, die zu einer noch härteren Richterin wurde. Alle haben gewußt, daß man sie für einen Sitz am Obersten Gerichtshof aufbauen wollte. Sie ist bei den meisten großen

Fällen das Zünglein an der Waage, und das treibt Ramsey in den Wahnsinn. Wahrscheinlich behandelt er sie deshalb auch so ... na ja, rücksichtsvoll. Die meiste Zeit faßt er sie mit Glacéhandschuhen an, aber dann und wann kann er der Versuchung nicht widerstehen, ihr einen Stich zu versetzen.«

Fiske dachte an das Streitgespräch der beiden Richter während der Konferenz. Das war es also.

»Wie gut kennen Sie die anderen Richter? Offenbar gut genug, daß Sie ihnen keinen Mord zutrauen.«

»Wie bei jeder anderen großen Organisation kennt man die meisten nur flüchtig.«

»Was ist mit Ramseys Vergangenheit?«

»Er ist der Oberste Richter des Obersten Gerichts dieses Staates, und Sie kennen ihn nicht?«

»Tun Sie mir den Gefallen.«

»Er war beigeordneter Richter und ist dann vor zehn Jahren ins höchste Amt aufgestiegen.«

»Irgend etwas Ungewöhnliches in seiner Vergangenheit?«

»Er war beim Militär. Armee oder Marineinfanterie, glaube ich.« Sie bemerkte Fiskes Blick. »Denken Sie nicht mal im Traum daran, John. Ramsey läuft nicht in der Gegend herum und bringt Leute um. Abgesehen davon weiß ich nur, was in seiner offiziellen Biographie steht.«

Fiske schaute verwirrt drein. »Ich hätte gedacht, die Assessoren wissen alles über die anderen Richter. Sie sprechen doch bestimmt untereinander über sie?«

»Die Assessoren der einzelnen Richter bleiben bis zu einem gewissen Grad gern unter sich, obwohl jeden Donnerstagnachmittag eine Happy Hour stattfindet, bei der alle zusammenkommen. Und hin und wieder laden die Assessoren eines Richters einen anderen zum Mittagessen ein – sozusagen, damit man sich besser kennenlernt. Ansonsten haben die neun Kammern nicht viel miteinander zu tun.« Sie hielt inne. »Abgesehen natürlich von dem berühmten Meinungsnetzwerk der

Assessoren.«

»Mike hat so etwas in der Art erwähnt, als er hier anfang.«

Sara lächelte. »Das kann ich mir vorstellen. Die Assessoren sind die Sprachrohre ihrer Richter. Wir lassen die ganze Zeit Versuchsballons aufsteigen, um etwas über die Auffassung eines anderen Richters herauszubekommen. Zum Beispiel hat Michael mich immer gefragt, was nötig sei, damit Richterin Knight bei einer Mehrheitsentscheidung wie Murphy abstimmt.«

»Aber warum muß Murphy um andere Stimmen buhlen, wenn er bei Mehrheitsentscheidungen schon die Begründungen verfaßt?«

»Sie tappen wirklich im dunkeln, was unsere Arbeitsweise hier betrifft, was?«

»Ich bin ein schlichter Anwalt vom Lande.«

»Na schön, Sie schlichter Anwalt vom Lande. Würde ich zehn Dollar für jede Abstimmung kriegen, bei der keine Mehrheit zustande kommt, wäre ich eine reiche Frau. Die Kunst besteht darin, eine Begründung zu verfassen, die einem fünf Stimmen einbringt. Aber die andere Seite sitzt natürlich nicht untätig herum. Manchmal stehen mehrere Entscheidungen an, deren Ausgang noch fraglich ist. Der Gebrauch abweichender Meinungen – sogar nur die Androhung – ist eine hohe Kunst.«

Fiske blickte Sara neugierig an. »Ich dachte, die Abweichler stünden auf der Verliererseite? Was für ein Druckmittel haben sie dann?«

»Sagen wir mal, einem Richter gefällt nicht, wie eine Mehrheitsentscheidung sich entwickelt. Also bringt er entweder einen bissigen, herabsetzenden Entwurf seiner abweichenden Meinung in Umlauf, der das ganze Gericht schlecht aussehen läßt oder sogar die mehrheitliche Meinung unterhöhlt, falls der Entwurf veröffentlicht wird. Aber noch besser – und einfacher – ist es, wenn der Richter lediglich durchsickern läßt, daß er beabsichtigt, solch einen Kommentar zu verfassen, wenn der

Tonfall der Mehrheitsentscheidung nicht zurückgefahren wird. Das machen hier alle. Ramsey, Elizabeth Knight, Murphy. Sie kämpfen mit Zähnen und Klauen.«

Fiske schüttelte den Kopf. »Wie bei einem langen politischen Wahlkampf. Ständig auf der Jagd nach Stimmen. Die juristische Version der typischen politischen Schachereien. Gib mir dies und das, und du bekommst meine Stimme.«

»Aber man muß wissen, wann man es darauf ankommen lassen kann und wann nicht. Angenommen, einem oder mehreren Richtern hat es nicht gepaßt, wie vor fünf Jahren ein bestimmter Fall entschieden wurde. Das Gericht stößt aber nicht mir nichts, dir nichts seine eigenen Präzedenzfälle um. Also muß man strategisch denken. Diese Richter könnten heute einen Fall benutzen, um den Grundstein dafür zu legen, in ein paar Jahren das Präjudiz umzustößen, das ihnen nicht gepaßt hat. Das gilt auch schon für die Auswahl der Fälle. Die Richter halten stets Ausschau nach genau dem richtigen Fall, den sie als Vehikel benutzen können, um einen Präzedenzfall zu verändern, der ihnen nicht paßt. Es ist wie eine Partie Schach.«

»Hoffen wir, daß bei all diesen Spielchen eins nicht verloren geht.«

»Und was?«

»Die Gerechtigkeit. Vielleicht will Rufus Harms nur Gerechtigkeit. Und hat deshalb seinen Antrag eingereicht. Glauben Sie, daß er hier Gerechtigkeit bekommt?«

Sara schaute zu Boden. »Ich weiß es nicht. Tatsache ist, die individuellen Parteien, die mit Fällen auf dieser Ebene zu tun haben, sind eigentlich gar nicht so wichtig. Das Präjudiz, das durch ihren Fall geschaffen wird ... darauf kommt es an. Es hängt davon ab, was es verlangt. Welche Auswirkungen es auf andere Fälle haben wird.«

»Das ist echt beschissen.« Fiske schüttelte den Kopf und bedachte Sara mit einem durchdringenden Blick. »Ein verdammt interessanter Ort, dieser Oberste Gerichtshof.«

»Dann kommen Sie also mit zu der Party?«

»Die möchte ich mir um nichts auf der Welt entgehen lassen.«

KAPITEL 40

Josh Harms ging davon aus, daß die Polizei nun auch die Nebenstraßen kontrollierte, und war deshalb auf die ungewöhnliche Taktik verfallen, auf der Interstate zu fahren. Doch es dämmerte bereits, und bei hochgekurbelten Fenstern konnte eigentlich nichts passieren. Die Insassen eines Streifenwagens würden schwerlich ins Innere des Wohnmobils blicken können. Doch trotz all seiner Vorsichtsmaßnahmen wußte Josh, daß sie geradewegs ins Verderben fuhren.

Komisch, dachte er, daß Rufus nach allem, was er durchgemacht hatte, auch nur in Erwägung zieht, das Richtige tun zu müssen – selbst auf die Gefahr hin, wieder die Freiheit zu verlieren, die man ihm eigentlich nie hätte nehmen dürfen. Sogar auf die Gefahr hin, zu sterben. Josh kam sich vor, als würde er Rufus mit ein und demselben Atemzug preisen und zugleich verfluchen. Joshs Auffassung vom Leben war nicht sehr kompliziert: er gegen alle anderen. Er legte es nicht auf Ärger an, doch wenn jemand ihn unbedingt anpinkeln wollte, gingen ihm schon mal die Pferde durch. Er wußte, es war ein Wunder, daß er überhaupt noch lebte.

Doch man mußte einen Menschen wie Rufus einfach bewundern, der das alles überstanden und sich gegen Menschen behauptet hatte, die verhindern wollten, daß die Welt sich auch nur um ein Quentchen veränderte, weil sie oben waren, das Sagen hatten. Vielleicht wird die Wahrheit dich tatsächlich befreien, Rufus, dachte er. Plötzlich sah er aus dem Augenwinkel im Seitenspiegel des Wohnmobils etwas, das ihn veranlaßte, die Hand zur Pistole zu schieben und sie zu ergreifen.

»Rufus«, rief er durch das offene Fenster in den Campingaufsatz zurück, »wir haben ein Problem.«

Rufus' Gesicht erschien am Fenster. »Was ist los?«

»Bleib unten! Bleib unten!« warnte Josh ihn. Er beäugte im

Seitenspiegel wieder den Streifenwagen, der den Abstand beibehalten hatte. »Ein Polizeiwagen hat uns zweimal überholt und sich dann wieder zurückfallen lassen.«

»Bist du zu schnell gefahren?«

»Nein. Sogar fünf Sachen unter dem Geschwindigkeitslimit.«

»Stimmt mit dem Wagen irgendwas nicht? Ist vielleicht 'ne Rückleuchte kaputt?«

»So blöd bin ich nicht. Die Kiste ist völlig in Ordnung.«

»Was dann?«

»Hör mal, Rufus, nur weil du so viele Jahre im Knast warst, heißt das noch lange nicht, daß die Welt sich in irgendeiner Hinsicht verändert hat. Ich bin ein Schwarzer, der nachts in einem wirklich schick aussehenden Wagen auf dem Highway unterwegs ist. Die Cops glauben, daß ich die Kiste entweder gestohlen habe oder Drogen transportiere. Verdammt, es kann schon ein echtes Abenteuer sein, bloß zum Einkaufen in den Supermarkt zu fahren.« Er schaute wieder in den Seitenspiegel. »Sieht so aus, als würde er jeden Augenblick das Blaulicht einschalten.«

»Was sollen wir tun? Ich kann mich hier hinten nirgends verstecken.«

Josh wandte den Blick nicht vom Spiegel ab, nicht einmal, während er die Waffe unter den Sitz schob. »Jau, er wird jetzt jede Sekunde das Blaulicht einschalten, und dann sind wir erledigt. Leg dich auf den Boden und zieh die Persenning über dich, Rufus. Nun mach schon.« Josh zog die Baseballmütze tiefer in die Stirn, so daß man nur das weiße Haar an seinen Schläfen sehen konnte. Dann streckte er das Kinn vor und schob die Oberlippe nach vorn, um den Eindruck zu erwecken, er habe keine Zähne mehr. Schließlich beugte er sich zur Seite, klappte das Handschuhfach auf, nahm eine Dose Kautabak heraus und steckte sich einen großen Priem in den Mund. Er ließ die Schultern sinken, kurbelte das Fenster auf, streckte den Arm hinaus und bedeutete dem Fahrer des Streifenwagens mit

langsamen, winkenden Bewegungen, er solle hinter ihm auf dem Bankett anhalten. Dann fuhr Josh an den Straßenrand und hielt. Der Streifenwagen zog ebenfalls aufs Bankett, und die Lichter auf dem Dach schleuderten ein gespenstisches, bedrohliches Blau in die Dunkelheit.

Josh blieb im Wagen sitzen. Keine schnellen Bewegungen, warte, bis die Jungs zu dir kommen. Als der Scheinwerferstrahl des Streifenwagens vom Seitenspiegel reflektiert wurde, kniff Josh die Augen zusammen. Eine Taktik der Cops, die einen verwirren sollte, wie er nur allzugut wußte. Josh hörte, wie die Stiefel auf dem Schotter knirschten. Er konnte sich vorstellen, wie der Staatspolizist näher kam, die Hand auf der Waffe, die Augen auf den Wagen gerichtet.

Schon dreimal hatten Cops ihn angehalten, und dann hatte er das Klirren von Glas gehört, als der Schlagstock zufällig mit dem Rücklicht kollidiert war, mit dem Ergebnis, daß er einen Strafzettel wegen technischer Mängel bekommen hatte. Auf diese Weise wollten sie ihn nur ans Bein pinkeln, wollten mal feststellen, ob er irgend etwas Dummes tun würde, das ein paar Wochen Knast rechtfertigte. Es hatte nie funktioniert.

Ja, Sir, nein, Sir, Herr Polizist, Sir, auch wenn Josh das Arschloch am liebsten bewußtlos geprügelt hätte.

Wenigstens hatten sie ihm nie Drogen untergeschoben und dann versucht, ihn deshalb festzunageln. Einige Kumpel von ihm schmorten noch immer im Knast, nachdem man ihnen auf diese miese Tour gekommen war.

»Kampf dagegen an«, hatte seine Ex-Frau Louise immer gesagt.

»Wogegen?« hatte Josh erwidert. »Da könnte ich ja gleich gegen Gott ankämpfen, so viel würd's mir bringen.«

Als die Schritte verstummten, blickte Josh aus dem Fenster.

Der Staatspolizist schaute zu ihm hinein. Josh stellte fest, daß es sich um einen Hispanoamerikaner handelte.

»Was gibt's, Sir?« fragte der Mann.

»Will na Luzzana«, sagte Josh, während der Kautabak bei jeder Silbe an seine Wange drückte. Er zeigte die Straße entlang. »Binnisch da rischtisch?«

Der verwirrte Polizist verschränkte die Arme. »Entschuldigung, wohin wollen Sie?«

»Luzzana. Bät'n Ruusch.«

»Baton Rouge, Louisiana?« Der Staatspolizist lachte. »Da haben Sie aber noch ein gutes Stück vor sich.«

Josh kratzte sich am Hals und sah sich um. »Meine Kinner schin da unnen, un sche ham ihrn Daddy schon 'ne Weile nisch mehr gesehn.«

Das Gesicht des Polizisten wurde ernst. »Okay.«

»Der Mann hat gesacht, isch komm dahin, wenn isch die Schtraße hier langfahr.«

»Na ja, da hat der Mann Ihnen was Falsches gesagt.«

»Aber Schie wischn, wie isch dahinkomm?«

»Ja, Sie können mir hinterherfahren, aber ich kann Sie nicht bis dorthin bringen.«

Josh blickte den Mann nur an. »Meine Kinner, schie schin brav. Schie woll'n Daddy schehn. Könnsche mir helfn?«

»Na schön, ich sag Ihnen was, wir sind ganz in der Nähe der Ausfahrt, die Sie nehmen müssen, um nach Louisiana zu kommen. Sie fahren mir bis dahin hinterher, und dann biegen Sie ab und fahren allein weiter. Dann halten Sie irgendwann an und fragen noch mal. Wie hört sich das an?«

»Allsch kla.« Josh berührte den Mützenschirm.

Der Polizist wollte schon zum Streifenwagen zurückgehen, als sein Blick auf den Wohnwagenaufbau fiel. Er richtete die Taschenlampe auf das Seitenfenster und sah die aufgestapelten Kartons. »Haben Sie was dagegen, Sir, wenn ich mal einen Blick in den Wagen werfe?«

Josh zuckte nicht mal zusammen, schob die Hand aber zum vorderen Teil des Sitzes, wo seine Waffe lag. »Dammisch, nee. Wiescho?«

Der Polizist ging zum Heck des Wagens und öffnete die obere Glastür. Die Mauer aus Kartons starrte ihn an. Hinter den Stapeln machte Rufus sich in der Dunkelheit des Wohnmobils unter der Persenning so klein wie möglich.

»Was haben Sie hier drin, Sir?« rief der Polizist.

Josh beugte sich aus dem Fenster. »Lebenschmittl«, rief er zurück.

Der Staatspolizist öffnete einen Karton, schüttelte an einer Dose Suppe, öffnete den Karton mit den Crackern, stellte sie wieder zurück, schloß den Karton und dann die Tür und ging zur Fahrerseite zurück.

»Das sind aber viele Lebensmittel. So lang ist die Fahrt nun auch wieder nicht.«

»Hab meine Kinner gefracht, was se ham wolln. Wasch zu essn, hamse sacht.«

Der Polizist blinzelte. »Oh. Tja, das ist aber nett von Ihnen. Richtig nett.«

»Hamse Kinner?«

»Zwei.«

»Na, dann.«

»Also, gute Fahrt noch.« Der Cop ging zu seinem Streifenwagen zurück.

Josh fuhr auf die Straße zurück und folgte dem Polizeifahrzeug.

Rufus tauchte am Fenster zum Fahrerhaus auf. »Ich hab' da hinten einen ganzen Ozean ausgeschwitzt.«

Josh lächelte. »Das mußt du ganz cool machen. Wenn du das Maul aufreißt, legen sie dir Handschellen an. Wenn du zu höflich bist, meinen sie, du willst sie verarschen, und legen dir Handschellen an. Aber wenn du alt und blöd bist, scheren sie sich einen Dreck um dich.«

»Das war trotzdem ziemlich knapp, Josh.«

»Wir haben mit dem Mexie ziemlich Glück gehabt. Die stehen ziemlich auf Familie und Kinder und so was. Wenn man

ihnen was von den Kinderchen vorsülzt, sind sie hin und weg. Wäre es ein Weißer gewesen, hätten wir ein gewaltiges Problem gehabt. Wenn Whitie sich erst mal entschlossen hätte, den Wagen zu durchsuchen, hätte er alles rausgeholt, bis er dich gefunden hätte. Ein Bruder wäre vielleicht ganz locker geblieben, aber sicher kann man da auch nie sein. Wenn sie diese Uniform tragen, benehmen sie sich manchmal weiß, mag ihre Pelle noch so schwarz sein.«

Rufus blickte seinen Bruder mit einem Ausdruck des Mißfallens an.

»Aber die Asiaten, die sind am schlimmsten«, fuhr Josh fort. »Bei denen kann man machen, was man will, die stehen einfach nur da und starren einen an. Die hören einfach nicht zu, und dann machen sie das, was sie von Anfang an machen wollten. Die kann man gleich abknallen, bevor sie einem mit ihrem Kung-Fu den Arsch aufreißen. Ja, wir haben echt Glück gehabt, daß wir es mit Officer Pedro zu tun hatten.« Josh spuckte den Kautabak aus dem Fenster.

»Das hast du alles so herausgefunden?« sagte Rufus wütend.

Josh schaute ihn an. »Hast du ein Problem damit?«

»Vielleicht.«

»Na ja, führ du dein Leben, wie du willst, und ich führe meins, wie ich will. Wir werden ja sehen, wer es weiter bringt. Ich weiß, du hattest es schwer im Knast, aber hier draußen ist es auch kein Zuckerschlecken. Ich habe hier draußen mein eigenes kleines Gefängnis. Und mich hat keiner wegen irgendwas verurteilt, verdammich.«

»Gott hat uns alle geschaffen, Josh. Wir alle sind seine Kinder. Es ist nicht gut, die Menschen so einzuteilen, wie du es tust. Sinnlos. Ich habe im Gefängnis jede Menge Weiße gesehen, die zusammengeschlagen wurden. Das Böse kommt in allen Gestalten, allen Farben. Das steht schon in der Bibel. Ich beurteile jeden nur nach dem, was er tut, und nur danach. Anders geht es nicht.«

Josh schnaubte. »Hört mal, wer da spricht. Und das nach allem, was Tremaine und die anderen dir angetan haben. Willst du mir sagen, daß du die Typen nicht haßt? Daß du sie nicht am liebsten umbringen würdest?«

»Nein. Würde ich so fühlen, hätte Vic die Liebe aus meinem Herzen genommen. Mir den Herrn genommen. Wenn er das tut, beherrscht er mich. Niemand auf dieser Erde ist so stark, daß er mir Gott nehmen könnte. Nicht der alte Vic, du nicht, auch sonst keiner. Ich bin nicht dumm, Josh. Ich weiß, daß das Leben nicht fair ist. Ich weiß, daß die Schwarzen in der Welt nicht ganz oben stehen. Aber ich mache das Problem nicht noch größer, indem ich die Menschen hasse.«

»Scheiße. Du hast von Gott den Universalschlüssel bekommen, jeden Weißen zu hassen, der je geboren wurde.«

»Du irrst dich. Würde ich sie hassen, würde ich mich selbst hassen. Diesen Weg hab' ich eingeschlagen, als ich ins Gefängnis kam. Ich habe jeden gehaßt. Der Teufel hatte mich schon in den Klauen, aber Gott hat mich daraus befreit. Ich kann und werde das nicht tun.«

»Okay, ist dein Problem. Je früher du da drüber wegstommst, desto besser.«

»Da hast du ja gewaltig was übersehen, Frank. Du hast Rider und seine Frau beseitigt, aber nicht seine Kanzlei durchsucht?«

Rayfields Hand schloß sich fester um den Telefonhörer.

»Dann sag mir doch mal, wann ich das hätte tun sollen! Hatte ich das Büro durchsucht, bevor wir ihn erledigt haben, hätte er vielleicht Verdacht geschöpft und wäre verschwunden. Und wären wir dabei erwischt worden, hätte man mir Fragen gestellt, auf die ich keine Antwort habe.«

»Aber du hast mir doch gerade gesagt, daß die Cops den Fall als Mord und anschließenden Selbstmord zu den Akten gelegt haben. Die Polizei hat ihre Ermittlungen abgeschlossen.«

»Wahrscheinlich.«

»Dann kannst du doch jetzt in Riders Kanzlei einbrechen. Heute abend, zum Beispiel.«

»Wenn die Luft rein ist, werden wir's versuchen.«

»Hast du den Brief gefunden, den Harms von der Army bekommen hat?«

»Noch nicht ...« Rayfield hielt inne, als Tremaine in sein Büro stürmte und ein Blatt Papier schwenkte. »Bleib mal dran.«

Tremaine legte das Blatt auf Rayfields Schreibtisch, und der erbleichte, als er es las. Dann schaute er zu einem grimmigen Tremaine auf.

»Wo hast du es gefunden?«

»Das Arschloch hat einen Bettpfosten ausgehöhlt. Ziemlich gerissen«, gestand Tremaine knirschend ein.

Rayfield griff wieder nach dem Hörer. Kurz und bündig faßte er den Inhalt des Briefs zusammen.

»War das dein Werk, Frank?«

»Hör mal, wäre der Typ im Bau abgekratzt, wie wir es ursprünglich vorhatten, hätten sie eine Autopsie vorgenommen, oder? Das war die einzige Möglichkeit, dieses Loch zu stopfen. Wir waren uns alle einig.«

»Aber Harms ist nicht gestorben, Gott im Himmel. Warum hast du die Sache später nicht aus den Unterlagen entfernt?«

»Das habe ich doch! Sonst wäre es ja bei der anschließenden Untersuchung herausgekommen, meinst du nicht auch? Rider war nicht dumm, er hätte sich als Verteidiger doch geradezu darauf gestürzt.«

»Und warum hat die Army ihm so viele Jahre später diesen Brief geschickt, wenn du die Sache damals aus den Unterlagen gestrichen hast?«

»Wer weiß? Als sie damals alle Dateien computermäßig erfaßt haben, ist vielleicht irgendein Korinthenkacker von Verwaltungsangestelltem auf eine Kopie gestoßen und hat alles wieder eingegeben. Wenn sich erst mal irgendwas in den offiziellen Unterlagen der Army befindet, weiß man nie, ob es

nicht irgendwann wieder auftaucht, ganz gleich, wie tief man es vergraben hat. Es ist der größte bürokratische Apparat der Welt, verdammt noch mal. Man kann einfach nicht alles berücksichtigen.«

»Aber es war deine Aufgabe, den Deckel darauf zu halten.«

»Sag mir nicht, was meine Aufgabe ist. Ich habe versucht, die Sache unter Kontrolle zu halten, aber ich kann doch nicht fünfundzwanzig Jahre lang jeden beschissenen Tag Akteneinsicht nehmen.«

Die Stimme am anderen Ende der Leitung seufzte. »Jetzt wissen wir also, was Harms' Gedächtnis auf die Sprünge geholfen hat.«

»Jede Strategie bringt gewisse Risiken mit sich.«

»Na ja, vielleicht hatte Rider eine Kopie dieses Briefes.«

»Ich wüßte nicht, wie Rufus Harms an ein Kopiergerät herangekommen sein soll. Und der Brief war auch nicht bei den Unterlagen, die er bei Gericht eingereicht hat. Das wissen wir genau.«

»Aber wir wissen nicht mit Gewißheit, ob Harms den Brief nicht doch kopieren konnte. Um so wichtiger für dich, heute abend Riders Büro einen Besuch abzustatten.«

Rayfield schaute zu Tremaine auf. »Also gut«, sagte er dann in den Hörer, »wir brechen heute abend da ein. Kurz und schmerzlos.«

KAPITEL 41

Als Fiske und Sara das Foyer betraten, wurden sie freundlich von Senator Knight begrüßt. Sie sahen, daß die Gäste die wirtschaftliche und politische Elite Washingtons repräsentierten.

»Schön, daß Sie kommen konnten, John«, sagte Jordan Knight und schüttelte ihm die Hand. »Sara, Sie sehen wie immer blendend aus.« Er umarmte sie, und sie küßten einander auf die Wangen.

Fiske betrachtete Sara verstohlen. Sie hatte sich umgezogen, trug nun kein schlichtes Kostüm mehr, sondern ein leichtes Sommerkleid in sanften Pastelltönen, die auf angenehme Weise die Sonnenbräune ihrer Haut hervorhoben. Der Knoten im Haar war verschwunden, es schwang reizvoll um ihr Gesicht.

Sara bemerkte, daß John sie musterte. Rasch wandte er verlegen den Blick ab und ließ sich von einem der Kellner einen Drink reichen. Sara und Jordan Knight folgten seinem Beispiel.

Jordan schaute sich um. Auch er schien sich ein wenig unbehaglich zu fühlen. »Ich weiß, es ist ein scheußlicher Zeitpunkt für so einen Empfang«, sagte er und musterte Sara dabei genau. »Beth empfindet genauso, auch wenn sie es nicht eingestehen will.«

Na klar doch, dachte Fiske.

Jordan deutete mit seinem Glas auf einen älteren Mann in einem Rollstuhl. »Kenneth Wilkinson bleibt leider nicht mehr viel Zeit auf dieser Welt«, fuhr er leise fort. »Aber er ist ein zäher Bursche, und vielleicht legt er uns alle herein. Auf jeden Fall hatte er ein langes und ausgefülltes Leben. Ich kann mich glücklich schätzen, ihn gekannt zu haben.«

»Hat er Sie nicht mit Ihrer Frau bekannt gemacht?«

»Schon deshalb habe ich ihm sehr viel zu verdanken.«

Fiske beobachtete, wie Elizabeth Knight sich selbstsicher wie eine erfahrene Politikerin durchs Zimmer bewegte, lächelnd

und plaudernd. Wieder schaute er sich um, konnte aber weder Ramsey noch Murphy ausmachen und fragte sich, ob die beiden sich von dem Empfang fernhielten. Er stellte fest, daß mehrere der anderen Richter einen nervösen, unbehaglichen Eindruck machten – es war die Furcht, ein Verrückter könnte es auf einen der ihren abgesehen haben.

Fiskes Blick glitt über Richard Perkins, der sich im Hintergrund hielt. Überall standen bewaffnete Wachen. Fiske wußte, das heiße Thema dieses Abends waren die beiden ermordeten Assessoren. Er kniff die Augen zusammen, als er Warren McKenna erblickte, der wie ein Haifisch auf der Suche nach einem Appetithäppchen durch die Menge pflügte.

»Sie beide bilden ein phantastisches Team«, sagte Sara.

Jordan Knight stieß mit ihr an. »Das glaube ich auch.«

»Hat Ihre Frau je in Betracht gezogen, für ein politisches Amt zu kandidieren?« fragte Fiske.

»John, sie ist Richterin am Obersten Gerichtshof!« rief Sara. »Das ist eine Ernennung auf Lebenszeit.«

Fiske hielt den Blick auf Jordan Knight gerichtet. »Es wäre aber nicht das erste Mal, daß jemand das Gericht verläßt, um einem anderen Job nachzugehen, oder?«

Jordan blickte ihn scharf an. »Nein, keineswegs, John. Im Lauf der Jahre haben Beth und ich schon mehrmals darüber gesprochen, wenn Sie es genau wissen wollen. Ich werde dem Senat nicht ewig angehören. In New Mexico besitze ich eine Ranch von siebentausend Morgen. Ich könnte mir gut vorstellen, daß ich mich bis zum Ende meiner Tage darum kümmere.«

»Und Ihre Frau übernimmt Ihren Job, damit er in der Familie bleibt, und wird Senatorin von Virginia?«

»Ich habe mir nie angemaßt, Vermutungen über die Pläne meiner Frau anzustellen. Diese Unkenntnis bringt zusätzliche Frische und Belebung in unsere Ehe, was ich unglaublich erregend finde.« Er lächelte über seine Bemerkung, und Fiske erappte sich, daß er ebenfalls lächelte.

Sara wollte ihr Glas heben, als ihr plötzlich ein Gedanke kam. »Dürfte ich mal telefonieren, Senator?«

»Benutzen Sie das Telefon in meinem Arbeitszimmer, Sara. Da sind Sie ungestört.«

Sie warf Fiske einen Blick zu, sagte aber nichts. »Eine erstaunliche junge Frau«, sagte Jordan Knight, nachdem Sara gegangen war.

»Da möchte ich Ihnen nicht widersprechen«, sagte Fiske.

»Da sie als Assessorin für Beth arbeitet, kenne ich sie ganz gut. Ich war für sie beinahe so etwas wie eine Vaterfigur, könnte man fast sagen. Ihr steht eine brillante Zukunft bevor.«

»Nun ja, in Ihrer Frau hat sie ein blendendes Vorbild.« Fiske wäre beinahe an seinem Drink erstickt, als er diese Worte sagte.

»Da haben Sie vollkommen recht. Beth macht keine halben Sachen.«

Fiske dachte kurz über diese Bemerkung nach. »Ich weiß, Ihre Frau ist eine Draufgängerin, aber vielleicht sollte sie es ein bißchen ruhiger angehen lassen, bis die Morde an den Assessoren aufgeklärt sind. Sie wollen einem Verrückten doch bestimmt keine weitere Zielscheibe präsentieren.«

Jordan Knight betrachtete Fiske kurz über den Rand seines Glases hinweg. »Glauben Sie wirklich, auch die Richter könnten in Gefahr sein?«

Fiske glaubte es eigentlich nicht, aber das würde er Knight nicht verraten. Er wollte nicht, daß irgend jemand in seiner Wachsamkeit nachließ. Immerhin war es ja möglich, daß er und Sara mit ihren Schlußfolgerungen falsch lagen.

»Drücken wir es mal so aus, Senator. Falls Ihrer Frau etwas zustößt, wird niemand etwas darum geben, was ich glaube.«

Jordan Knight erbleichte ein wenig. »Ich verstehe, was Sie meinen.«

Fiske bemerkte, daß mehrere andere Gäste darauf warteten, mit dem Senator sprechen zu können. »Ich möchte Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Machen Sie weiterhin so

gute Arbeit.«

»Danke, John, das habe ich vor.«

Senator Knight wandte sich den anderen Gästen zu. Er mußte sich nicht die Mühe machen, durch den Raum zu streifen, um mit einzelnen Personen zu sprechen. Seine Frau hatte wahrscheinlich schon alle wichtigen Gäste begrüßt.

In Jordan Knights Arbeitszimmer wählte Sara ihre Privatnummer, um den Anrufbeantworter abzuhören, was sie zu Hause versäumt hatte. Sie hoffte verzweifelt, etwas von George Barker zu hören, dem Zeitungsherausgeber aus Rufus Harms' Heimatstadt. Ihre Hoffnung wurde erfüllt, als sie die tiefe Stimme des alten Mannes hörte, die sich ein wenig zerknirscht anhörte.

Sara riß einen Zettel vom Notizblock auf dem Schreibtisch ab und schrieb den Namen von Harms' ehemaligem Anwalt auf: Samuel Rider. George Barker hatte ihr nur den Namen durchgegeben; offensichtlich enthielten seine Akten nach fünf- undzwanzig Jahren keine weiteren Informationen. Sie mußte so schnell wie möglich die Adresse und Telefonnummer der Kanzlei dieses Rider herausfinden. Der Zufall kam ihr zu Hilfe: Auf dem Regal auf der anderen Seite des Zimmers stand ein Exemplar des neuesten Martindale-Hubbell, des offiziellen Branchenverzeichnisses ihrer Profession, das angeblich Namen, Kanzleiadresse und Telefonnummer jeden Anwalts enthielt, der in den Vereinigten Staaten praktizieren durfte. Das Nachschlagewerk war in Bundesstaaten und Bezirke unterteilt. Sara beschloß, es zuerst mit Virginia zu versuchen. Als sie den Index dieses Bundesstaates durchsah, wurden ihre Bemühungen belohnt. Sie stieß auf den Namen Samuel Rider, blätterte zu der angegebenen Seite und fand dort eine Kurzbiographie des Mannes. Rider war Anfang der siebziger Jahre beim JAG gewesen. Das mußte der Mann sein.

Sara rief unter der angegebenen Nummer an, doch niemand

ging ans Telefon. Sie versuchte, sich von der Auskunft Riders Privatnummer geben zu lassen, doch die war nicht eingetragen. Enttäuscht und ratlos legte Sara auf. Sie mußte *unbedingt* mit diesem Mann sprechen. Sie dachte kurz nach. Die Zeit war knapp, also gab es nur eine Möglichkeit. Auf dem Schreibtisch lag ein Telefonbuch, in dem Sara eine Nummer nachschlug. Nach wenigen Minuten hatte sie alles arrangiert. Sie und Fiske mußten noch eine Zeitlang auf dem Empfang bleiben. Mit ein bißchen Glück würden sie aber morgen früh wieder zurück sein.

Als Sara zu den anderen Gästen zurückkehren wollte und die Tür des Arbeitszimmers öffnete, stand Elizabeth Knight vor ihr.

»Jordan hat mir gesagt, daß Sie vielleicht hier sind.«

»Ich mußte telefonieren.«

»Verstehe.«

»Tja, dann will ich mal wieder zur Party zurück.«

»Sara, ich muß kurz unter vier Augen mit Ihnen sprechen.«

Elizabeth Knight bedeutete ihr, zurück ins Arbeitszimmer zu gehen, und schloß dann die Tür hinter ihnen. Die Richterin trug ein schlichtes weißes Kleid mit einem geschmackvollen Saphirkollier und hatte kaum Make-up aufgelegt. Das weiße Kleid ließ ihre Haut noch blasser erscheinen. Doch sie trug das Haar offen; die dunklen Strähnen sahen auf dem weißen Stoff des Kleides wunderschön aus. Wenn sie sich die Mühe macht, ging es Sara durch den Kopf, kann Elizabeth Knight eine attraktive Frau sein. Offensichtlich wählte sie solche Anlässe mit großer Sorgfalt aus. Im Moment jedoch schien Elizabeth Knight sich sehr unbehaglich zu fühlen.

»Stimmt etwas nicht?« fragte Sara.

»Ich mische mich nicht gern in das Privatleben meiner Mitarbeiter ein, Sara, wirklich nicht, aber wenn der Ruf des Gerichts auf dem Spiel steht, halte ich es für meine Pflicht, mich dazu zu äußern.«

»Ich weiß nicht, ob ich Sie richtig verstehe ...«

Elizabeth Knight sammelte kurz ihre Gedanken. Seit ihr klar geworden war, daß sie – wenn auch unwissentlich – Steven Wright zum Tode verurteilt hatte, lagen ihre Nerven bloß. Am liebsten hätte sie auf jemanden eingeschlagen, um ihrem hilflosen Zorn Luft zu machen, mochte es noch so verrückt und ungerecht sein. Es war völlig untypisch für sie, aber sie *hatte* sich über Sara Evans geärgert. Und ihr lag etwas an der jungen Assessorin. Und deshalb würde Sara den Zorn der Richterin zu spüren bekommen. »Sie sind eine sehr kluge Frau. Eine sehr attraktive und kluge junge Frau.«

»Ich befürchte, ich verstehe noch immer nicht ...«

Der Tonfall Elizabeth Knights veränderte sich. »Ich spreche von Ihnen und John Fiske. Richard Perkins hat mir mitgeteilt, daß er gesehen hat, wie Sie und Fiske heute morgen zusammen Ihr Haus verlassen haben.«

»Richterin Knight, bei allem gebührenden Respekt, das ist meine Angelegenheit.«

»Es ist mit Sicherheit mehr als Ihre persönliche Angelegenheit, Sara, wenn es ein schlechtes Licht auf das Gericht wirft.«

»Inwiefern? Das verstehe ich nicht.«

»Dann will ich versuchen, es Ihnen zu verdeutlichen. Glauben Sie nicht, daß es dem Ansehen des Gerichts schaden würde, wenn bekannt wird, daß eine der Assessorinnen mit dem Bruder ihres ermordeten Kollegen schläft – und das *einen* Tag, nachdem der Mord entdeckt wurde?«

»Ich habe nicht mit ihm geschlafen«, sagte Sara energisch.

»Darauf kommt es gar nicht an. Die öffentliche Meinung wird mehr vom Schein als vom Sein bestimmt, besonders in dieser Stadt. Was glauben Sie, wie die Schlagzeile lauten würde, wenn ein Zeitungsreporter gesehen hätte, wie Sie und Fiske heute morgen Ihr Haus verlassen haben? Selbst wenn der Reporter nur seine tatsächlichen Beobachtungen wiedergegeben hätte ... was glauben Sie, wie die Leser seiner Zeitung den

Artikel aufnehmen würden, auch wenn es sich dabei um bloße Fakten gehandelt hätte?« Als Sara nicht antwortete, fuhr Elizabeth Knight fort: »Zur Zeit können wir keine zusätzlichen Komplikationen gebrauchen, Sara. Wir haben schon mehr als genug, mit denen wir uns befassen müssen.«

»Das habe ich wohl nicht richtig durchdacht.«

»Aber genau das müssen Sie tun, wenn Sie mehr als nur eine durchschnittliche Karriere als Anwältin anstreben.«

»Es tut mir leid. Ich werde den Fehler nicht noch einmal machen.«

Elizabeth Knight musterte Sara hart; dann öffnete sie die Tür. »Bitte sorgen Sie dafür. Ach ja, Sara«, fügte sie hinzu, als ihre Assessorin an ihr vorbeiging, »bis die Identität des Mörders zweifelsfrei ermittelt wurde, würde ich in niemanden vollständiges Vertrauen setzen. Vielleicht wissen Sie es nicht, aber ein hoher Prozentsatz aller Morde wird von *Familienangehörigen* begangen.«

Erstaunt drehte Sara sich zu ihr um. »Sie wollen doch nicht etwa andeuten ...«

»Ich deute gar nichts an«, sagte Elizabeth Knight scharf. »Ich teile Ihnen nur eine Tatsache mit. Machen Sie damit, was Sie wollen.«

Gelangweilt schlenderte Fiske durch das Zimmer, als er plötzlich spürte, daß jemand hinter ihm stand.

»Ich wollte Ihnen die ganze Zeit schon eine Frage stellen.«

Fiske drehte sich um. Agent McKenna schaute ihn an.

»McKenna, ich überlege ernsthaft, Sie zu verklagen, also ziehen Sie Leine.«

»Ich tue nur meinen Job. Und jetzt würde ich gern wissen, wo Sie waren, als Ihr Bruder ermordet wurde.«

Fiske trank sein Glas Wein aus und schaute dann zu der breiten Reihe der Fenster hinüber. »Haben Sie nicht etwas vergessen?«

»Und was?«

»Man hat die Todeszeit noch nicht bestimmt.«

»Sie sind nicht ganz auf der Höhe der Ermittlungen.«

»Ach ja?« fragte Fiske und versuchte, sich seine Bestürzung nicht anmerken zu lassen.

»Zwischen drei und vier Uhr am Samstagmorgen. Wo waren Sie zu dieser Zeit?«

»Verdächtigen Sie etwa mich, meinen Bruder erschossen zu haben?«

»Ich werde es Sie wissen lassen, falls und wann Sie zum Verdächtigen werden.«

»Ich habe an dem betreffenden Samstagmorgen bis vier Uhr in meiner Kanzlei in Richmond gearbeitet. Jetzt werden Sie mich bestimmt fragen, ob jemand das bestätigen kann, nicht wahr?«

»Kann es jemand bestätigen?«

»Nein. Aber ich war um zehn Uhr an diesem Morgen im Waschsalon.«

»Richmond ist nur zwei Autostunden von Washington entfernt. Sie hätten genug Zeit gehabt.«

»Also vertreten Sie die Theorie, daß ich nach Washington gefahren bin, kaltblütig meinen Bruder ermordet und seine Leiche in einem hauptsächlich von Schwarzen bewohnten Viertel aus dem Wagen geworfen habe, und zwar so geschickt, daß niemand es bemerkt hat, und dann nach Richmond zurückgefahren bin und meine Unterwäsche gewaschen habe? Und was ist mein Motiv?«

Fiske hatte den letzten Satz kaum ausgesprochen, als ihm der Atem stockte. Er hatte das perfekte Motiv: fünfhunderttausend Dollar von einer Lebensversicherung. *Scheiße!*

»Motive kann man auch später finden. Sie haben kein Alibi, und das heißt, Sie hatten Gelegenheit, den Mord zu begehen.«

»Dann glauben Sie, ich hätte auch Wright ermordet? Vergessen Sie nicht, daß Sie selbst den Richtern gesagt haben, Sie

glauben an einen Zusammenhang zwischen beiden Morden. Und für den zweiten Mord habe ich ein Alibi.«

»Nur weil ich etwas gesagt habe, heißt das noch lange nicht, daß es auch stimmt.«

»Faszinierend. Nehmen Sie diese Philosophie auch mit in den Zeugenstand?«

»Ich habe herausgefunden, daß es im Verlauf einer Ermittlung nicht immer gut ist, seine Karten auf den Tisch zu legen. Die Morde könnten überhaupt nichts miteinander zu tun haben – und das bedeutet, das Alibi, das Sie für den Mord an Wright haben, ist wertlos.«

Während Fiske dem davonschreitenden FBI-Agenten hinterherchaute, stieg ein sehr beunruhigendes Gefühl in ihm auf. Nicht einmal McKenna würde so dumm sein, ihm den Mord an seinem Bruder in die Schuhe schieben zu wollen, oder? Und warum hatte er nichts von dem Autopsie-Ergebnis gewußt, das die Todeszeit seines Bruders eingrenzte? Diese Frage konnte Fiske sich auf Anhieb selbst beantworten: Der Informationsfluß von Chandler war ausgetrocknet.

»John?«

Fiske drehte sich um und sah Richard Perkins ins Gesicht.

»Haben Sie einen Augenblick Zeit für mich?« fragte Perkins nervös. Die beiden gingen in eine Ecke des Zimmers. Perkins schaute kurz aus dem Fenster, als wolle er sich zurechtlegen, was er nun sagen würde. »Ich bin erst seit zwei Jahren Marshal am Obersten Gerichtshof. Es ist ein großartiger Job. Er bringt mir Ansehen, ich habe nicht allzuviel Streß, und die Bezahlung ist auch in Ordnung. Ich habe fast zweihundert Angestellte unter mir, aus allen möglichen Berufen, vom Friseur bis zum Polizisten. Vorher habe ich beim Senat gearbeitet. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, bis zum Erreichen des Ruhestandes dort zu bleiben, aber dann ergab sich diese Gelegenheit.«

»Schön für Sie«, sagte Fiske, fragte sich aber, warum Perkins ihm das alles erzählte.

»Obwohl Ihr Bruder nicht im Gerichtsgebäude gestorben ist, habe ich mich für seine Sicherheit verantwortlich gefühlt. Und nicht nur für seine, sondern für die Sicherheit eines jeden Mitarbeiters dieses Gerichts. Nach Wrights Tod ... da schwirrte mir der Kopf. Ich bin es nicht gewöhnt, mich mit so etwas zu befassen. Ich achte viel lieber darauf, daß es bei den Lohnabrechnungen keine Unregelmäßigkeiten gibt und daß die Bürokratie nach Vorschrift funktioniert, als daß ich mitten in einer Ermittlung wegen Mordes stehe.«

»Tja, Chandler ist wirklich gut in seinem Job. Und natürlich arbeitet auch das FBI an dem Fall.« Fiske hätte sich beinahe auf die Zunge gebissen, als er das sagte. Perkins sprang sofort darauf an.

»Agent McKenna scheint irgendeinen Groll gegen Sie zu haben. Kennen Sie den Mann von früher?«

»Nein.«

Perkins betrachtete seine Hände. »Glauben Sie wirklich, daß ein Verrückter sich auf eine Vendetta begeben hat?«

»Das ist keineswegs ausgeschlossen.«

»Aber warum ausgerechnet jetzt? Und warum sucht er sich Assessoren als Opfer aus? Und nicht Richter?«

»Oder anderes Gerichtspersonal.«

»Was meinen Sie?«

»Sie könnten auch in Gefahr sein, Richard.«

Perkins blickte ihn verwundert an. »Ich?«

»Sie sind der Sicherheitschef. Wenn der Täter beweisen will, daß er jeden ausschalten kann, den er ausschalten will, setzt er sich über die Sicherheit des Gerichts hinweg – und damit über Sie.«

Perkins schien über Fiskes Worte nachzudenken. »Also glauben Sie, daß es auf jeden Fall einen Zusammenhang zwischen den Todesfällen gibt?«

»Wenn nicht, wäre es ein fast unglaublicher Zufall. Und ehrlich gesagt, an so große Zufälle glaube ich nicht.«

Als Perkins davonging, kam Elizabeth Knight auf ihn zu. Es war, als würde die Menge sich wie von selbst vor ihr teilen.

Eine Hand legte sich auf Fiskes Schulter. »Ich muß mit Ihnen sprechen. In zehn Minuten vor der Haustür.« Es war Saras Stimme, doch als Fiske sich umdrehte, sah er nur noch, wie sie in die Menge verschwand.

Sichtlich enttäuscht drehte er sich um und sah wieder Elizabeth Knight, die entschlossen das Zimmer durchquerte. Wahrscheinlich hat sie ganz vergessen, daß Kenneth Wilkinson überhaupt hier ist, ging es Fiske durch den Kopf. Und daß sie diese Party Wilkinson zu Ehren gibt. Doch zu Fiskes Erstaunen ging Elizabeth zu Wilkinson hinüber und sprach kurz mit ihm. Fiske beobachtete, wie Elizabeth den alten Mann in seinem Rollstuhl auf die beleuchtete und leere Terrasse schob, dort neben ihm niederkniete, ihm die Hand hielt und weiter mit ihm redete.

Fiske mischte sich kurz unter die anderen Gäste, konnte dem Wunsch aber nicht widerstehen, hinaus auf die Terrasse zu gehen. Elizabeth Knight blickte auf und erhob sich rasch.

»Es tut mir leid, daß ich Sie unterbreche, aber ich muß gehen und wollte mich von Richter Wilkinson verabschieden.«

Elizabeth trat zurück, und Fiske ging zu Kenneth Wilkinson und stellte sich vor. Er schüttelte dem alten Mann die Hand und gratulierte ihm zu seiner langen Karriere im Staatsdienst. Als er zurück ins Wohnzimmer wollte, hielt Richter Knight ihn auf.

»Ich nehme an, Sie gehen zusammen mit Sara.«

»Ist das ein Problem?«

»Das hängt wohl von Ihnen ab.«

»Was soll das denn heißen?«

»Sara hat eine wunderbare Zukunft vor sich. Doch manchmal können Kleinigkeiten die aussichtsreichsten Karrieren beenden.«

»Wissen Sie, Richter Knight, ich glaube, Sie mögen mich wirklich nicht. Aber woran liegt das?«

»Ich kenne Sie gar nicht, Mr. Fiske. Wenn Sie Ihrem Bruder auch nur im geringsten ähneln, irren Sie sich womöglich sehr.«

»Ich bin nicht wie die anderen. Ich versuche, die Menschen nicht zu vergleichen und keinem etwas vorzumachen, ihm eine schöne Rolle vorzuspielen. So was erweist sich selten als wahr.«

Elizabeth Knight machte einen erstaunten, beinahe betroffenen Eindruck. Doch zu Fiskes Überraschung sagte sie: »Im Prinzip gebe ich Ihnen recht.«

»Schön, daß wir mal einer Meinung sind.«

»Aber ich kenne Sara, und mir liegt sehr viel an ihr. Und wenn Ihr Verhalten ein schlechtes Licht auf sie und damit auf das Gericht wirft, habe ich in der Tat ein Problem damit.«

»Hören Sie, ich will lediglich herausfinden, wer meinen Bruder ermordet hat.«

Sie blickte ihn scharf an. »Sie sind sich ganz sicher?«

»Selbst wenn ich mir nicht sicher wäre ... wir leben in einem freien Land.« Fiske glaubte, einen amüsierten Ausdruck auf ihrem Gesicht zu bemerken.

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Offenbar lassen Sie sich von einer Richterin am Obersten Gerichtshof nicht im geringsten einschüchtern, Mr. Fiske.«

»Würden Sie mich auch nur ein wenig kennen, wüßten Sie den Grund dafür.«

»Vielleicht sollte ich mich bemühen, mehr über Sie herauszufinden. Vielleicht habe ich das schon getan.«

»Vielleicht sind Sie nicht die einzige, die Erkundigungen eingezogen hat.«

Ihr Blick wurde finster. »Selbstvertrauen ist gut und schön, Mr. Fiske. Respektlosigkeit ist ein ganz anderes Paar Schuhe.«

»Ich habe herausgefunden, daß diese Weisheit immer für beide Seiten gilt.«

»Hoffentlich wissen Sie meine Besorgnis um Sara zu schätzen. Sie ist aufrichtig.«

»Davon bin ich überzeugt.«

Elizabeth wandte sich ab, drehte sich dann aber doch noch einmal zu ihm um. »Ihr Bruder war ein ganz besonderer Mensch. Überaus intelligent, der geborene Analytiker juristischer Problemfälle.«

»Er war wirklich einzigartig.«

»Damit möchte ich aber nicht sagen, daß er der fähigste Anwalt in seiner Familie war.« Damit ging sie davon und ließ einen überraschten Fiske zurück. Er blieb einen Augenblick lang stehen und versuchte, ihren Worten auf den Grund zu gehen. Dann verließ er die Terrasse und fuhr mit dem Fahrstuhl zur Lobby hinab. Er schaute sich um, konnte Sara aber nirgends sehen.

Plötzlich dröhnte eine Hupe, und Fiske erblickte Saras Wagen am Bordstein. Er stieg ein und schaute zu ihr hinüber.

»Wohin fahren wir?«

»Zum Flughafen.«

»Was reden Sie da?«

»Wir statten dem ehrenwerten Samuel Rider einen Besuch ab.«

»Und wer ist der ehrenwerte Samuel Rider?«

»Rufus Harms' Anwalt. George Barker hat zurückgerufen und mir den Namen durchgegeben. Ich habe Riders Adresse nachgeschlagen. Er praktiziert in der Nähe von Blacksburg, nur ein paar Autostunden östlich vom Gefängnis. Ich habe in seiner Kanzlei angerufen, doch dort war niemand mehr. Seine Privatnummer ist nicht eingetragen.«

»Weshalb fliegen wir dann dorthin?«

»Wir haben die Anschrift seiner Kanzlei. Wir werden sehr spät dort eintreffen, also wird Rider wahrscheinlich nicht mehr dort sein. Wir müßten dort aber jemanden auftreiben können, der uns sagen kann, wo er wohnt, oder der uns wenigstens seine Telefonnummer geben kann. Und wenn wir mit unserer Vermutung richtig liegen, daß Rider in diese Sache verwickelt

ist, könnte er ebenfalls in Gefahr schweben. Wenn ihm etwas zustößt, finden wir die Wahrheit vielleicht nie heraus.«

»Also glauben Sie wirklich, daß er beim Gericht angerufen und den Antrag eingereicht hat?«

»Jede Wette.«

KAPITEL 42

Fünfundzwanzig Minuten später trafen Fiske und Sara am National Airport ein. Sara fuhr in eine der Tiefgaragen, parkte den Wagen und ging mit Fiske zum Terminal. »Kriegen wir um diese Zeit überhaupt noch einen Flug?« fragte er.

»Ich habe eine Privatmaschine gechartert.«

»Sie haben *was*? Wissen Sie, was das kostet?«

»Wissen *Sie*, wieviel es kostet?«

Fiske schaute verlegen drein. »Nein, ich hab' noch nie eine Privatmaschine gechartert. Aber es dürfte nicht billig sein.«

»Es kostet etwa zweitausendzweihundert Dollar, allerdings hin und zurück. Ich habe meine Kreditkarte bis zum Limit ausgereizt.«

»Dann zahle ich Ihnen das Geld irgendwie zurück.«

»Das müssen Sie nicht.«

»Ich habe nicht gern Schulden.«

»Na gut, mir fällt bestimmt etwas ein, wie Sie es zurückzahlen können.« Sie lächelte.

Einige Minuten später gingen sie zu einem zweistrahligen Jet, einem Falcon 2000, der auf der Rollbahn stand. Fiske beobachtete, wie eine riesige 737 schwerfällig die Hauptlandebahn entlangrollte und dann anmutig abhob. Die Luft war erfüllt vom ekelerregenden Geruch des Kerosins und dem Heulen der Triebwerke, das Fiske gehörig auf die Nerven ging.

Sara und Fiske gingen die Treppe zu dem schlanken Falcon hinauf, in dem sie von einem Mann in den Fünfzigern mit kurzem weißem Haar und drahtigem Körperbau begrüßt wurden. Er stellte sich als Chuck Herman vor, ihr Pilot.

Herman schaute in den Himmel. »Mein Flugplan wurde genehmigt, aber es gibt eine kleine Startverzögerung. Es gab Verspätungen, weil im Tower die Computer abgestürzt sind, und jetzt müssen alle darunter leiden.«

»Uns brennt die Zeit ziemlich auf den Nägeln, Chuck«, sagte Sara. Je später sie Riders Kanzlei erreichten, desto schlechter waren die Aussichten, daß jemand ihnen weiterhelfen konnte. Außerdem konnte sie morgen nicht schon wieder zu spät ins Büro kommen.

Stolz betrachtete Herman seinen Jet. »Keine Bange. Der Flug dauert nur siebenzig Minuten, und notfalls kann ich ordentlich aufs Gas treten.«

Sie betraten die Kabine, und Herman forderte sie auf, in großen, bequemen Sesseln Platz zu nehmen. »Es tut mir leid, aber so kurzfristig konnte ich keinen Steward mehr auftreiben. Kann ich Ihnen irgend etwas anbieten?«

»Ein Glas Weißwein«, sagte Sara.

»Und Sie, John? Kann ich Ihnen auch etwas bringen?«

Fiske lehnte ab.

»Wenn Sie etwas essen möchten, der Kühlschrank ist voll. Bitte, bedienen Sie sich selbst.«

Zehn Minuten nach dem Start lag die Maschine so ruhig in der Luft, als würden sie in einem Kanu über einen Teich dahingleiten. Sara öffnete den Sicherheitsgurt und schaute zu Fiske hinüber. Er blickte aus dem Fenster und beobachtete den Sonnenuntergang.

»Soll ich uns etwas zu essen machen? Und ich habe Ihnen etwas Interessantes zu erzählen.«

»Ich Ihnen auch.« Fiske löste den Sicherheitsgurt, folgte Sara nach hinten und setzte sich an den kleinen Tisch, während sie ein paar Sandwiches machte.

»Kaffee?«

Fiske nickte. »Ich habe so ein Gefühl, als würde es eine lange Nacht werden.«

Sara stellte die Butterbrote auf den Tisch und schenkte zwei Tassen Kaffee ein. Sie nahm Fiske gegenüber Platz und blickte auf die Uhr. »Der Flug ist so kurz, daß uns nicht allzu viel Zeit bleibt. Am Flughafen von Blacksburg gibt es keine Leihwagen-

firmen, aber wir können ein Taxi in die Stadt nehmen und uns dort einen Mietwagen besorgen.«

Fiske nahm einen Bissen von dem Sandwich und spülte ihn mit Kaffee hinunter. »Sie wollten mir doch etwas erzählen. Hat es mit der Party zu tun?«

»Ich hatte eine kleine Auseinandersetzung mit Richterin Knight.« Sara erzählte Fiske die Geschichte; dann berichtete Fiske von seinem Gespräch mit der Richterin. »Sie ist schwer zu ergründen«, meinte er abschließend.

»Sonst noch was?«

»McKenna hat mich gefragt, ob ich für die Zeit, als mein Bruder ermordet wurde, ein Alibi habe.«

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

»Ich habe kein Alibi, Sara.«

»John, niemand glaubt, daß Sie Ihren eigenen Bruder ermordet haben könnten. Und wie würde das zu Stevens Tod passen?«

Fiske zuckte die Achseln. »Es könnte einen Zusammenhang zwischen den beiden Fällen geben.«

»Hat McKenna denn auch eine Theorie bezüglich Ihres Motivs?«

Fiske stellte die Kaffeetasse auf den Tisch. Vielleicht ist es ganz gut, das Problem mal aus anderem Blickwinkel zu betrachten, sagte er sich. »Nein, aber Tatsache ist leider, daß ich ein perfektes Motiv habe.«

Überrascht blickte sie ihn an. »Was?«

»Ich habe heute herausgefunden, daß Mike eine Lebensversicherung über eine halbe Million Dollar abgeschlossen und mich als Begünstigten eingetragen hat. Das ist doch ein erstklassiges Motiv, meinen Sie nicht auch?«

»Aber wenn Sie es doch erst heute herausgefunden haben ...«

»Glauben Sie etwa, McKenna kauft mir das ab?«

»Das ist aber seltsam.«

Fiske blickte sie aus zusammengekniffenen Augen an.

»Was?«

»Richterin Knight hat etwas ganz Ähnliches gesagt. Die meisten Morde würden von Familienangehörigen begangen, und ich sollte niemandem vertrauen – damit hat sie Sie gemeint, da bin ich sicher.«

»Wissen Sie, ob Elizabeth Knight mal in der Army war?«

Sara hätte beinahe gelacht. »Nein. Wieso?«

»Ich frage mich nur, ob sie etwas mit Rufus Harms zu tun haben könnte.«

Sara lächelte. »Wo wir schon mal dabei sind ... was ist mit Senator Knight? Er könnte in der Army gewesen sein.«

»War er nicht. Ich weiß noch, als er zum erstenmal um einen Sitz im Senat kandidierte, habe ich in den Lokalzeitungen von Richmond gelesen, daß er untauglich für den Militärdienst war. Sein damaliger politischer Gegner war ein Kriegsheld und hat versucht, Kapital daraus zu schlagen, daß Knight seinem Land nicht gedient hat. Aber was seine Ausbildung, seine vorherigen Leistungen und so weiter betraf, konnte man ihm nichts am Zeug flicken, und der Versuch verpuffte.« Fiske schüttelte den Kopf, seufzte. »Das ist doch albern. Wir versuchen die Quadratur des Kreises.« Er atmete tief ein. »Hoffentlich kann Rider uns helfen.«

Der mit einem Overall bekleidete Mann schob den sperrigen Putzwagen den Gang entlang und blieb dann vor einem Büro stehen. Die schablonierte Schrift auf der Milchglasscheibe verkündete: SAMUEL RIDER, RECHTSANWALT. Der Mann neigte den Kopf, blickte sich um und lauschte aufmerksam. Das Gebäude war klein, und Riders Kanzlei war eins von nur einem halben Dutzend Büros im ersten Stock. Zu dieser Stunde waren die Stadt und das Gebäude wie ausgestorben.

Josh Harms klopfte an die Tür und wartete. Dann klopfte er noch einmal, diesmal etwas lauter. Josh hatte Rufus im Wagen gelassen, den er in einer Seitenstraße geparkt hatte, während er

sich in der Gegend umsah. Er hatte den kleinen Raum gefunden, in dem der Reinigungsservice seine Utensilien aufbewahrte, und diesen Plan für den Fall ausgebrütet, daß er jemandem begegnete. Er klopfte noch einmal an Riders Kanzleitür, wartete ein paar Sekunden, spitzte die Lippen und pffte leise. Binnen zwanzig Sekunden war Rufus, der Josh mittlerweile in das dunkle Haus gefolgt war, bei seinem Bruder. Er trug keine Montur der Putzkolonnie; in dem kleinen Lagerraum hatte sich keine gefunden, die Rufus auch nur annähernd gepaßt hätte.

Josh holte seine Dietriche hervor, und nach wenigen Sekunden waren sie auf der anderen Seite der Kanzleitür, im Empfangsbereich.

»Wir müssen schnell machen. Es könnte jemand kommen«, sagte Josh. In seinem Gürtel steckte die Pistole, mit einem vollen Magazin geladen.

»Ich sehe hier nach, du in Samuels Büro.« Rufus durchsuchte bereits mit Hilfe der Taschenlampe, die er aus dem Wagen mitgebracht hatte, einen Aktenschrank.

Josh ging in Riders Büro. Dort zog er zuerst die Vorhänge zu, nachdem er einen forschenden Blick auf die Straße geworfen hatte. Dann holte er seine Taschenlampe hervor und machte sich an die Arbeit. Er stieß auf die abgeschlossene Schreibtischschublade und brach sie auf. Er pffte leise, als seine Hand sich um den Umschlag schloß, der mit Klebeband an der Unterseite der Schublade befestigt war. »Rufus, ich hab' was gefunden.«

Sein Bruder eilte zu ihm und öffnete den Umschlag. Im Licht der Taschenlampe überflog er die Papiere.

»Du hast mir noch immer nicht gesagt, wie diese Briefe dir helfen können, deinen Arsch zu retten.«

»Das weiß ich auch noch nicht genau, aber mir ist es ganz lieb, daß ich sie schon mal habe.«

»Na gut, verschwinden wir von hier, bevor jemand uns hat.«

Sie waren kaum im Vorzimmer, als sie hörten, wie sich die

Schritte zweier Personen näherten. Die Harms-Brüder warfen sich einen raschen Blick zu. Josh zog die Pistole und entsicherte sie. »Cops. Sie wissen, daß wir hier sind.«

Rufus blickte seinen Bruder an und schüttelte den Kopf. »Das sind keine Cops. Und die Army ist es auch nicht. Das Gebäude ist verlassen. Die Cops wären mit Blaulicht und Sirene gekommen, und wir hätten schon längst das Klirren von Glas gehört, weil sie Tränengaskanister durchs Fenster geworfen hätten. Komm mit.« Rufus schlich mit Josh zurück in Riders Büro und schloß leise die Tür. Jetzt konnten sie nur noch warten.

KAPITEL 43

Chandler ging durch Michael Fiskes Wohnung. Er kniete nieder und untersuchte die Delle im Boden, die John Fiskes Schlag mit dem Wagenheber hinterlassen hatte. Hätte der Hieb sein Ziel gefunden, wäre das Geheimnis vielleicht schon aufgeklärt. Chandler erhob sich wieder und schüttelte den Kopf. So einfach war es nie.

Seine Männer schlossen soeben die Untersuchung der Wohnung ab. Überall lag schwarzes Kohlenstoffpulver zum Einstäuben herum; es sah wie Zauberstaub aus, was es in gewisser Hinsicht auch war. Die Beamten hatten Michael Fiskes Fingerabdrücke abgenommen, um feststellen zu können, welche anderen sich in der Wohnung befanden. Auch die seines Bruders würden sie sich besorgen müssen. Da John Fiske in Virginia als Anwalt praktizierte, würden die Fingerabdrücke der dortigen Staatspolizei vorliegen. Auch die Abdrücke von Sara Evans mußten genommen werden, denn zweifellos war die Frau ebenfalls in dieser Wohnung gewesen. Chandler schaute die Diele entlang. Vielleicht im Schlafzimmer? Doch seine Nachforschungen hatten ergeben, daß Mike Fiske und Sara Evans nur gute Freunde gewesen waren.

Chandler hatte sich mit Murphy und dessen Mitarbeitern getroffen; sie waren alle Fälle durchgegangen, die Michael bearbeitet hatte, ohne auf irgend etwas Auffälliges zu stoßen. Aber es dauerte zu lange, die Ermittlungen in diese Richtung fortzusetzen. Menschen starben.

John Fiskes Weigerung, Chandler ins Vertrauen zu ziehen, hatte Folgen gehabt. Fiske hatte richtig vermutet: Chandler hatte ihn vom Informationsfluß abgeschnitten. Doch beim FBI hatte Chandler fair gespielt. Obwohl er McKenna nicht mochte, hatte er ihm mitgeteilt, was er herausgefunden hatte, ihm auch die neuesten Informationen über Rufus Harms' Flucht gegeben

und über Michael Fiskes Anrufe im Gefängnis. Er hatte McKenna auch von dem verschwundenen Berufungsantrag berichtet, von dem Fiske ihm erzählt hatte. McKenna hatte ihm gedankt, sich aber nicht revanchieren können. Wie aufs Stichwort hörte Chandler ein Geräusch an der Tür, und der FBI-Agent kam herein – nachdem er sich dem uniformierten Beamten ausgewiesen und sich in die Liste derjenigen eingetragen hatte, die den Tatort betraten. Den Tatort? Na ja, in gewisser Hinsicht ist es wohl einer, sagte Chandler sich.

»Sie arbeiten heute aber lange, Agent McKenna.«

»Genau wie Sie.« Der FBI-Agent schaute sich im Zimmer um, begann in der Mitte und arbeitete sich methodisch nach außen vor.

»Also macht Ihnen der FBI-Direktor ein wenig – oder gewaltig – Druck, diesen Fall endlich aufzuklären?«

»Genau wie Ihr Boß. Beim FBI gewinnt man zusätzliches Prestige, wenn man einen Fall rechtzeitig für die Abendnachrichten aufklärt.« McKenna ließ ein Lächeln aufblitzen, aber sein Mund schien einfach nicht zu wissen, wie man es richtig hinkriegte, denn es geriet ziemlich schief.

Chandler fragte sich, ob der Mann die Leute absichtlich brüskierte. Da McKenna ihm ziemlich unheimlich vorkam, hatte er den Mann überprüft. Seine Karriere beim FBI war in jeder Hinsicht makellos. Er war von der Außenstelle Richmond zu der in Buzzard Point im Großraum Washington versetzt worden, wo er seit nunmehr acht Jahren arbeitete. Bevor er zum FBI ging, hatte er kurze Zeit beim Militär gedient und dann seinen Collegeabschluß gemacht. Seine Leistungen beim FBI waren in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Nur eins war Chandler seltsam aufgestoßen: McKenna hatte mehrere Beförderungen abgelehnt, nach denen er vom Außen- in den Innendienst versetzt worden wäre.

»Sie können von Glück sagen, daß John Fiske Ihnen noch keine Klage an den Hals gehängt hat. Aber vielleicht tut er's ja

noch.«

»Das könnte ich ihm nicht verdenken«, lautete McKennas überraschende Antwort. »Ich an seiner Stelle würde es jedenfalls tun.«

»Ich freue mich, ihm das ausrichten zu können«, sagte Chandler langsam.

McKennas Blick schoß eine Zeitlang durchs Zimmer und schien jedes Detail wie ein Polaroid-Foto aufzunehmen, bevor er sich wieder an Chandler wandte. »Sagen Sie mal, sind Sie etwa sein Mentor?«

»Ich habe den Mann erst vor ein paar Tagen kennengelernt.«

»Dann schließen Sie schneller Freundschaft als ich.« McKenna legte den Kopf schief und musterte Chandler. »Haben Sie was dagegen, daß ich mich mal umsehe?«

»Nur zu. Solange Sie nichts anfassen, das so aussieht, als wäre es noch nicht mit einem Pfund Staub behandelt worden.«

McKenna nickte und ging vorsichtig durchs Wohnzimmer. Er bemerkte die Delle im Boden.

»Hier hat Fiske mit dem angeblichen Einbrecher gekämpft?«

»Richtig. Aber ich wußte noch gar nicht, daß es sich um einen angeblichen Einbrecher handelt.«

»Bis wir eine Bestätigung haben, schon. So gehe ich jedenfalls bei einer Ermittlungsarbeit vor.«

Chandler wickelte einen Streifen Kaugummi aus und steckte ihn in den Mund. Während er langsam kaute, dachte er über McKennas Worte nach.

»Sara Evans hat ausgesagt, daß sie gesehen hat, wie ein Mann aus dem Gebäude flüchtete und Fiske ihn verfolgt hat. Reicht Ihnen das?«

»Das ist eine Gefälligkeitsaussage von Evans. Fiske ist ein Glückspilz. Er sollte sofort in den nächsten Laden laufen und Lotto spielen, solange seine Strähne anhält.«

»Ich würde nicht gerade von Glück sprechen, wenn man den Bruder verliert.«

McKenna blieb stehen und schaute zur Tür der Speisekammer, die weit offen stand und über und über mit Staub bedeckt war. »Das kommt wohl darauf an, wie man es sieht, oder?«

»Verdammt noch mal, was haben Sie bloß gegen ihn? Sie kennen den Burschen doch nicht einmal.«

McKenna funkelte ihn an. »Genau, Detective Chandler. Und wissen Sie was? Sie kennen ihn auch nicht.«

Der Detective wollte etwas erwidern, doch ihm fiel nichts ein. In gewisser Weise hatte der FBI-Agent recht.

Chandlers Gedankengang wurde von einem seiner Männer unterbrochen. »Detective, wir haben etwas gefunden, das Sie sich ansehen sollten.«

Chandler nahm das Blatt Papier von dem Techniker entgegen und betrachtete es. McKenna trat zu ihm.

»Sieht aus wie eine Versicherungspolice«, sagte der FBI-Agent.

»Das lag auf einem der Regale in der Speisekammer. Vorräte gibt's nicht da drin. Der Bursche hat den Raum als Aktenlager benutzt. Wir haben seine Steuererklärungen, Buchhaltungsunterlagen und so weiter darin gefunden.«

»Eine Lebensversicherung über eine halbe Million«, murmelte Chandler. Er blätterte die Seiten schnell durch, überflog das Fachchinesisch, bis er am Ende auf die spezifischen Angaben stieß.

»Michael Fiske war der Versicherte.«

McKenna stieß plötzlich mit dem Finger auf den unteren Rand der Seite. Chandler erbleichte ein wenig, als er die Zeile las, auf die McKenna so nachdrücklich gezeigt hatte. »Und John Fiske ist der Hauptnutznieß.«

Die beiden Männer schauten sich an. »Haben Sie Lust zu einem kleinen Spaziergang? Dann erläutere ich Ihnen mal meine Theorie.«

Chandler wußte nicht genau, was er tun sollte.

»Es dauert nicht lange«, fügte McKenna hinzu. »Einige mei-

ner Gedanken gehen Ihnen wahrscheinlich gerade selbst durch den Kopf.«

Schließlich zuckte Chandler die Achseln. »Sie haben fünf Minuten.«

Die beiden Männer traten hinaus auf den Bürgersteig vor dem Reihenhaus. McKenna blieb kurz stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden, und bot dann Chandler auch eine an. Der Detective hielt sein Päckchen Kaugummi hoch. »Entweder ich habe Übergewicht, oder ich rauche. Ich esse gern, also haben wir das geklärt.«

Sie schlenderten die dunkle Straße entlang. »Ich habe herausgefunden«, begann McKenna, »daß Fiske für die wahrscheinliche Tatzeit kein Alibi hat.«

»Könnte zu seinen Gunsten sprechen. Hätte er seinen Bruder umgebracht, hätte er wahrscheinlich versucht, sich eins zu verschaffen.«

»Ich bin aus mehreren Gründen anderer Ansicht. Erstens hat er wahrscheinlich gar nicht damit gerechnet, daß man ihn verdächtigt.«

»Bei einer Lebensversicherung über eine halbe Million Dollar?«

»Vielleicht glaubte er, wir würden es nicht herausfinden. Wir ermitteln in eine andere Richtung, und das war's dann. Er wartet eine Weile; dann kassiert er das Geld.«

»Ich weiß nicht. Und der zweite Grund?«

»Wenn Fiske ein perfektes Alibi hätte – was es nicht gibt, wenn man schuldig ist –, würde es irgendwann, irgendwie platzen. Warum sich also erst die Mühe machen? Er war Cop und ist jetzt Anwalt. Er kennt sich mit Alibis aus. Er behauptet einfach, daß er kein Alibi hat, und braucht sich keine Sorgen zu machen, daß es irgendwann platzt. Und dann hofft er darauf, daß alle dieselbe Schlußfolgerung ziehen wie Sie – daß er sich ein gutes Alibi besorgt hätte, wenn er *wirklich* schuldig wäre.«

McKenna zog lange an der Zigarette und schaute zu den we-

nigen Sternen hoch, die am Himmel standen. »Also hat er ein Motiv und auch die Gelegenheit, wie er selbst gesteht. Ich habe ihn überprüft. Er hat eine kleine, beschissene Kanzlei in Richmond und verteidigt den Abschaum der Menschheit. Er ist ein bestenfalls drittclassiger Anwalt. Mitte Dreißig, ledig, keine Kinder, wohnt in einem Drecksloch. Ein echter Verlierer. Ach ja, und er ist unter ziemlich undurchsichtigen Umständen aus dem Polizeidienst ausgeschieden.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Chandler scharf.

»Sagen wir einfach, es hat einen Schußwechsel gegeben, der nie vollständig aufgeklärt wurde. Aber danach waren ein Zivilist und ein Polizeibeamter tot.«

Chandler schaute erschüttert drein, erholte sich aber rasch wieder. »Und warum kommt er dann hierher und bietet mir seine Hilfe bei der Ermittlung an?«

»Eine weitere Tarnung. Fiske will damit sagen: ›Wie könnte ich abgedrückt haben? Ich reiße mir hier oben den Arsch auf, um die Person zu finden, die meinen Bruder ermordet hat.«

»Und wie erklärt das Wrights Tod?«

»Wieso muß es das? Wie Sie selbst sagten – vielleicht haben die beiden Morde gar nichts miteinander zu tun. Wenn ich Fiske wäre, würde ich in diesem Fall auf den fahrenden Zug springen und behaupten, es gäbe einen Zusammenhang. Denn für den Mord an Wright hat er ja ein Alibi.«

Schon wieder Sara Evans, dachte Chandler.

»Wenn wir also glauben, daß die Morde etwas miteinander zu tun haben«, fuhr McKenna fort, »ist Fiske aus dem Schneider.«

»Und Sara Evans? Haben Sie die vergessen? Sie behauptet, sie habe jemanden aus Michael Fiskes Haus laufen sehen. Wollen Sie behaupten, daß Evans ebenfalls lügt?«

McKenna blieb stehen, und Chandler tat es ihm gleich. Der FBI-Agent zog ein letztes Mal an seiner Zigarette und trat sie dann mit mehreren Drehungen des Fußes auf dem Bürgersteig

aus. »Sara Evans lügt ebenfalls«, wiederholte er Chandlers Worte und musterte den Detective genau.

Chandler schüttelte den Kopf. »Jetzt hören Sie aber auf, McKenna.«

»Ich behaupte ja nicht, daß sie bei der ganzen Sache mitgemacht hat. Ich sage nur, daß sie sich vielleicht in Fiske verknallt hat und tut, was er ihr sagt.«

»Die beiden haben sich doch gerade erst kennengelernt.«

»Ach ja? Wissen Sie das genau?«

»Nein, das nicht ...«

»Na schön, Fiske hat Evans überzeugt, daß er unschuldig ist, daß einige Leute ihm vielleicht aber etwas anhängen wollen.«

»Warum haben Sie einen solchen Haß auf Fiske?«

Plötzlich explodierte McKenna. »Er ist ein Klugscheißer. Er spielt sich auf als der Verteidiger des Andenkens an seinen Bruder, obwohl die beiden in letzter Zeit überhaupt keinen Kontakt mehr hatten. Fiske und Sara Evans haben die Nacht in Evans' Haus verbracht und wer weiß was getan, und das einen Tag, nachdem man die Leiche von Fiskes Bruder gefunden hat. Er hat aus irgendeinem Grund ein Gewehr. Er hat sich in die Ermittlung hineingedrängt, und das heißt, er weiß genauso viel wie wir. Er hat für die Mordnacht kein Alibi, und vor fünf Minuten haben wir herausgefunden, daß er um eine halbe Million Dollar reicher ist, weil sein Bruder nicht mehr lebt. Verdammst noch mal, was soll ich da sonst denken? Meldet der Radar, den Sie als Cop haben müssen, bei Ihnen denn nichts mehr?«

»Also gut, ich habe verstanden, worauf Sie hinaus wollen. Vielleicht war ich zu lasch mit Fiske. Regel Nummer eins: Vertraue niemandem.«

»Mit dieser Regel kann man gut leben.« McKenna hielt inne und fügte hinzu: »Oder sterben.« Damit ging er davon und ließ einen zutiefst betroffenen Chandler zurück.

KAPITEL 44

Fiske klopfte an Riders Kanzleitür und sah blinzelnd durch das Glas. »Alles dunkel.«

»Wahrscheinlich ist er schon zu Hause. Wir müssen herausfinden, wo er wohnt.«

»Na ja, er könnte auch essen gegangen oder geschäftlich verreist sein. Vielleicht macht er auch gerade Urlaub. Oder ...«

»Oder ihm ist etwas zugestoßen«, sagte Sara.

»Jetzt werden Sie mal nicht allzu dramatisch.« Fiske legte die Hand auf den Türkopf, und er ließ sich problemlos drehen. Er und Sara wechselten einen bedeutungsvollen Blick, als er den Putzwagen sah. Er entspannte sich etwas. »Die Reinigungskolonne?«

»Und sie machen im Stockfinsteren sauber, weil ...?« erwiderte Sara.

»Das habe ich auch gerade gedacht.« Er zog Sara von der Tür zurück und zu dem Wagen. Dann stöberte er in den Fächern herum und nahm schließlich eine Zange aus einem Werkzeugkasten.

»Gehen Sie zur Treppe«, flüsterte er ihr zu. »Wenn Sie irgend etwas hören, laufen Sie zum Wagen und rufen die Polizei an.«

Sie hielt ihn am Arm fest. »Ich habe eine bessere Idee«, erwiderte sie genauso leise. »Gehen wir zusammen zum Wagen, rufen die Polizei an und melden einen Einbruch.«

»Wir wissen nicht, ob es ein Einbruch ist.«

»Wir wissen auch nicht, daß es keiner ist.«

»Wenn wir jetzt gehen, entkommen sie vielleicht.«

»Und was haben Sie gewonnen, wenn Sie da reingehen und umgebracht werden? Sie haben nicht mal eine Waffe, nur dieses Ding da, was auch immer das ist.«

»Eine Zange.«

»Toll, die sind vielleicht bewaffnet, und Sie kommen mit einer Zange an.«

»Vielleicht haben Sie recht.«

»Die Lady hat ganz bestimmt recht. Zu schade, daß Sie nicht auf sie hören wollten.«

Fiske und Sara wirbelten herum.

Josh Harms stand dort und richtete eine Pistole auf sie.

»Die Wände sind verdammt dünn. Wir haben mitbekommen, wie Sie die Tür aufgemacht haben, und als wir dann das Flüstern hörten, dachten wir uns, Sie wollten die Polizei rufen. Und das können wir nicht zulassen.«

Fiske betrachtete ihn. Er war groß, aber nicht beleibt. Wenn sie nicht zufällig in einen Einbruch hineingeplatzt waren, mußte dieser Mann Josh Harms sein.

Er warf einen Blick auf die Waffe und studierte dann wieder Joshs Gesicht, versuchte schnell zu ergründen, ob er abdrücken würde oder nicht. In Vietnam hatte er getötet; das wußte Fiske aus den Zeitungsmeldungen. Aber sie zu erschießen ... das wäre kaltblütiger Mord, und den sah er einfach nicht in Josh Harms' Augen. Aber das konnte sich jederzeit ändern. Alte Kodderschнауze, laß mich jetzt nicht im Stich, dachte er.

»Hallo, Josh, mein Name ist John Fiske. Das ist Sara Evans vom Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Wo ist Ihr Bruder?«

Hinter ihm erschien in der Tür, die zu Riders Büro führte, ein Mann von so gewaltigen Proportionen, daß sowohl Sara als auch Fiske sofort wußten, es konnte sich nur um Rufus Harms handeln. Offensichtlich hatte er Fiskes Worte gehört.

»Woher wissen Sie das alles?« fragte Rufus, während sein Bruder die Pistole weiterhin auf die beiden gerichtet hielt.

»Das will ich Ihnen gern sagen. Aber warum unterhalten wir uns nicht im Büro? Schließlich sind Sie ja bekannt wie ein bunter Hund.« Er zeigte auf Sara. »Nach Ihnen, bitte.«

Er drehte den Kopf ein wenig, damit die beiden Brüder es

nicht sehen konnten, und blinzelte ihr beruhigend zu. Er wünschte nur, er wäre tatsächlich so zuversichtlich gewesen. Sie standen einem verurteilten Mörder gegenüber, der fünfundzwanzig Jahre in einem Höllenloch verbracht hatte, und das hatte ihn wahrscheinlich nicht zugänglicher gemacht. Und der andere war ein gewiefter Vietnamveteran, dessen Finger jede Sekunde lockerer am Abdruck zu sitzen schien.

Sara ging ins Büro, und Fiske folgte ihr.

Josh und Rufus sahen sich fragend an. Dann gingen sie ebenfalls hinein und schlossen die Tür hinter sich.

Der Jeep näherte sich Samuel Riders Kanzlei auf Nebenstraßen. Tremaine fuhr, Rayfield saß neben ihm. Der Zweisitzer gehörte Tremaine. Sie waren beide nicht im Dienst und hatten sich dagegen entschieden, ein Militärfahrzeug aus dem Wagenpark zu benutzen. Für den Fall, daß jemand sie überraschen sollte, während sie Riders Büro durchsuchten, hatten sie sich eine Geschichte zurechtgelegt: Sam Rider, Rufus Harms' alter Militäranwalt, hatte Harms vor kurzem aus unbekannten Gründen im Gefängnis besucht. Rider und seine Frau waren tot. Vielleicht hatten Harms und sein Bruder die Tat begangen; eventuell hatte Rider Harms gegenüber erwähnt, daß er Bargeld oder andere Wertgegenstände in seinem Haus oder Büro aufbewahrte.

Tremaine sah zu Rayfield hinüber. »Stimmt was nicht?« fragte er.

Rayfield sah stur geradeaus. »Das ist ein großer Fehler. Wir gehen hier das gesamte Risiko ein.«

»Meinst du, das wüßte ich nicht?«

»Wenn wir diesen Brief finden, den Harms eingereicht hat, und die Kopie von dem, den Rider geschrieben hat, können wir Harms vielleicht vergessen.«

Tremaine warf ihm einen scharfen Blick zu. »Zum Teufel, was soll das heißen?«

»Harms hat diesen Brief geschrieben, weil er aus dem Gefängnis rauswollte. Er hat das kleine Mädchen getötet, aber eigentlich nicht *ermordet*, oder? Na ja, jetzt ist er nicht mehr im Gefängnis. Er und sein Bruder sind wahrscheinlich schon längst in Mexiko und warten dort auf ein Flugzeug nach Südamerika. Genau das hätte ich jedenfalls getan.«

Tremaine schüttelte den Kopf. »Da können wir uns nicht sicher sein.«

»Was sonst kann er denn tun, Vic? Noch einen Brief an das Gericht schreiben? ›Euer Ehren, ich habe Ihnen schon einmal geschrieben wegen dieser verrückten Geschichte, die ich nicht beweisen kann, aber irgend etwas ist mit meinem Berufungsantrag schiefgegangen, und mein Anwalt und der Assessor, der ihn gestohlen hat, sind jetzt tot. Deshalb bin ich aus dem Gefängnis ausgebrochen und auf der Flucht, aber ich hätte trotzdem gern einen Prozeß.« Das ist doch Blödsinn, Vic. Das wird er nicht machen. Er wird rennen, als sei der Teufel hinter ihm her. Verdammt, er rennt in diesem Augenblick, als sei der Teufel hinter ihm her.«

Tremaine dachte darüber nach. »Vielleicht. Aber auf die bloße Chance hin, daß er nicht so klug ist, wie du glaubst, werde ich alles tun, was in meiner Macht steht, um ihn wegzuputzen. Und seinen Bruder auch. Ich mag Rufus Harms nicht, hab' den Typ nie ausstehen können. Ich hab' in Vietnam den Arsch riskiert, und er hat schön warm und bequem zu Hause gesessen und drei anständige Mahlzeiten am Tag bekommen. Wir hätten ihn einfach im Bau verrotten lassen sollen, haben es aber nicht getan«, fügte Tremaine verbittert hinzu.

»Dafür ist es jetzt zu spät.«

»Na ja, dann werde ich ihm einen großen Gefallen tun. Wenn ich ihn finde, wird seine nächste Zelle zwei Meter lang und einen Meter zwanzig breit sein und aus Kiefer bestehen. Und es wird keine Flagge drauf liegen, das kannst du mir glauben.« Tremaine trat aufs Gas.

Rayfield schüttelte den Kopf und lehnte sich zurück. Er sah auf die Uhr und dann wieder auf die Straße. Sie hatten Riders Kanzlei fast erreicht.

Sara und Fiske saßen auf der Ledercouch, während die Brüder Harms vor ihnen standen.

»Warum fesseln wir sie nicht und verschwinden von hier, verdammt noch mal?« sagte Josh zu seinem Bruder.

»Sie werden herausfinden«, warf Fiske ein, »daß wir auf Ihrer Seite stehen.«

Josh sah ihn stirnrunzelnd an. »Jetzt verstehen Sie mich nicht falsch, aber Sie reden absolute Scheiße.«

»Er hat recht«, sagte Sara. »Wir sind hier, um Ihnen zu helfen.«

Josh schnaubte und machte sich nicht mal die Mühe, ihr zu antworten.

»John Fiske?« fragte Rufus und betrachtete Fiskes Gesichtszüge, überlegte, wo er schon ähnliche gesehen hatte. »Der Mann vom Gerichtshof, den sie umgebracht haben, war mit Ihnen verwandt, nicht wahr? Ihr Bruder?«

Fiske nickte. »Ja. Wer hat ihn ermordet?«

»Sag ihnen nichts, Rufus«, warf Josh ein. »Wir wissen nicht, wer sie sind oder was sie wollen.«

»Wir sind hier, um mit Sam Rider zu sprechen«, sagte Sara.

Josh sah sie an. »Tja, wenn Sie nicht eine Seance oder so was abhalten wollen, wird Ihnen das wohl ziemlich schwerfallen.«

Fiske und Sara sahen sich an und dann wieder zu den Brüdern zurück.

»Er ist tot?« fragte Sara.

Rufus nickte. »Er und seine Frau. Sie haben es wie Selbstmord aussehen lassen.«

Fiske bemerkte die Akte, die er krampfhaft in der Hand hielt. »Ist das die, die Sie ans Gericht geschickt haben?«

»Haben Sie was dagegen, wenn ich die Fragen stelle?« sagte

Rufus.

»Ich sage Ihnen, Rufus, wir sind Ihre Freunde.«

»Tut mir leid, aber so schnell freunde ich mich mit niemandem an. Worüber wollten Sie mit Samuel sprechen?«

»Er hat den Antrag für Sie bei Gericht eingereicht, nicht wahr?«

»Ich beantworte keine Fragen.«

»Na schön, dann sage ich Ihnen, was wir wissen, und Sie können uns dann den Rest erzählen, wenn Sie wollen.«

»Ich höre.«

»Rider hat den Antrag eingereicht. Mein Bruder hat ihn an sich genommen und damit aus den Akten entfernt. Dann hat er Sie im Gefängnis besucht. Danach endete er tot in einer Gasse in Washington. Man hat es wie einen Raubmord aussehen lassen. Nun sagen Sie uns, daß Rider tot ist. Außerdem wurde noch ein weiterer Assessor ermordet. Ich vermute, daß diese Tat im Zusammenhang mit dem Tod meines Bruders steht, weiß aber noch nicht genau, wie.« Fiske hielt inne und betrachtete die beiden Männer. »Mehr wissen wir nicht. Aber Sie wissen viel mehr, glaube ich. Zum Beispiel, was das alles zu bedeuten hat.«

»Sie wissen verdammt viel. Sind Sie 'n Cop?« fragte Josh.

»Ich helfe dem Detective, der die Ermittlung leitet.«

»Siehst du, Rufus, ich hab's dir doch gesagt. Wir müssen hier raus. Die Cops sind wahrscheinlich schon unterwegs.«

»Nein, sind sie nicht«, sagte Sara. »Ich habe Ihren Namen in den Papieren gesehen, die Michael hatte, Mr. Harms, aber das ist schon alles. Ich weiß nicht, warum Sie einen Antrag gestellt haben oder was darin stand.«

»Warum stellt ein Häftling wohl schon einen Berufungsantrag?« fragte Rufus.

»Weil er raus will«, sagte Fiske.

Rufus nickte.

»Aber dafür brauchen Sie gute Gründe.«

»Ich habe den besten Grund überhaupt: die Wahrheit«, sagte Rufus nachdrücklich.

»Sagen Sie mir, wie sie aussieht«, sagte Fiske.

Josh ging zur Tür. »Rufus, ich hab' ein schlechtes Gefühl dabei. Wir stehen hier rum und quatschen mit ihnen, und die Cops rücken an. Du hast schon zu viel gesagt.«

»Sie haben seinen Bruder getötet, Josh.«

»Wir wissen nicht, ob er wirklich sein Bruder ist.«

Fiske holte sein Portemonnaie hervor, klappte es auf und zeigte seinen Führerschein. »Das beweist zumindest, daß wir denselben Nachnamen haben.«

Rufus winkte ab. »Das muß ich nicht sehen. Man erkennt sofort, daß Sie sein Bruder sind.«

»Verdammt, selbst wenn sie nicht mit den Cops unter einer Decke stecken«, fragte Josh, »wie sollten Sie uns helfen können?«

Rufus sah zu Fiske und Sara hinüber. »Sie beide können gut mit Worten umgehen. Haben Sie eine Antwort darauf?«

»Ich arbeite beim Obersten Gerichtshof, Mr. Harms«, sagte Sara. »Ich kenne alle Richter. Wenn Sie beweisen können, daß Sie unschuldig sind, wird man Sie anhören. Das verspreche ich Ihnen. Wenn nicht das Oberste Gericht, dann ein anderes, glauben Sie mir.«

»Der Detective, der den Fall bearbeitet, weiß, daß an der ganzen Sache etwas faul ist«, fügte Fiske hinzu. »Wenn Sie uns sagen, was da gespielt wird, können wir uns an ihn wenden und in dieser Richtung ermitteln.«

»Ich kenne die Wahrheit«, wiederholte Rufus.

»Das ist gut und schön, Rufus, aber Tatsache ist nun mal, vor Gericht ist es erst die Wahrheit, wenn man sie auch beweisen kann.«

»Was steht also in Ihrer Berufung?« fragte Sara.

»Rufus, antworte nicht darauf, verdammt!« rief Josh.

Rufus ignorierte ihn. »Etwas, das die Army mir geschickt

hat.«

»Haben Sie das kleine Mädchen getötet, Rufus?« fragte Fiske.

»Ja«, sagte er und sah zu Boden. »Zumindest meine Hände haben es getan. Der Rest von mir wußte nicht, was geschah, verdammt noch mal. Nicht, nachdem sie das mit mir gemacht haben.«

»Was meinen Sie damit? Wer hat was mit Ihnen gemacht?«

»Rufus, er will dich reinlegen«, warnte Josh.

»In meinem Kopf herumgepfuscht, das haben sie gemacht«, sagte Rufus.

Fiske sah ihn scharf an. »Wollen Sie auf geistige Unzurechnungsfähigkeit plädieren? Denn wenn Sie das vorhaben, haben Sie nicht die geringste Chance.« Er beobachtete Rufus eindringlich. »Aber da steckt noch mehr dahinter, oder?«

»Warum sagen Sie das?« fragte Rufus.

»Weil mein Bruder sehr ernst nahm, was in dem Berufungsantrag stand. So ernst, daß er gegen das Gesetz verstieß, indem er ihn an sich nahm, und sein Leben verlor, weil er Ihnen helfen wollte. Das hätte er nicht getan, wenn Sie nach fünfundzwanzig Jahren auf Unzurechnungsfähigkeit plädiert hätten. Sagen Sie mir, was meinen Bruder das Leben gekostet hat.«

Josh legte eine große Hand auf Fiskes Brust und stieß ihn hart gegen die Sofalehne zurück. »Jetzt hören Sie mal, Sie Klugscheißer, Rufus hat Ihren Bruder nicht gebeten, sich für ihn in die Scheiße zu reiten. Ihr Bruder war es doch, der die ganze Sache so richtig versaut hat. Er mußte ins Gefängnis fahren und Rufus überprüfen, weil er ein alter Nigger ist, der wegen eines alten Verbrechens in einem alten Knast sitzt. Also singen Sie mir ja nicht das Loblied auf Ihren rechtschaffenen Bruder!«

Fiske schlug die Hand zur Seite. »Warum fahren Sie nicht zur Hölle, Sie Arschloch?«

Josh hielt die Pistole näher vor Fiskes Gesicht. »Warum

schicke ich Sie nicht zuerst dahin? Dann treffen wir uns später da. Wie hört sich das an, Weißbrot?«

»Bitte nicht«, sagte Sara. »Hören Sie, er will Ihnen doch nur helfen.«

»Ich brauche keine Hilfe von Leuten wie Ihnen, verdammt noch mal.«

»Wir wollen doch nur erreichen, daß Ihrem Bruder vor einem Gericht Gerechtigkeit widerfährt.«

Josh schüttelte den Kopf. »Ich kann mir selbst Gerechtigkeit verschaffen. Wir haben euch weiße Ärsche doch schon längst aufgerieben. Die Gefängnisse sind voll von uns, und ihr seid zu geizig, um mehr zu bauen. Also kann ich mir vor Gericht jede Menge Gerechtigkeit verschaffen. Das Problem ist nur, ich krieg' draußen keine, und da verbringe ich nun mal den Großteil meiner Zeit, verdammich.«

»So läuft das nicht«, sagte Rufus.

»Ach, jetzt weißt du plötzlich, wie alles laufen muß?« sagte Josh.

Fiske wurde immer nervöser. Josh Harms erweckte den Eindruck, als wäre er dabei, völlig durchzudrehen; dann würde vielleicht auch sein Bruder keinen Einfluß mehr auf ihn haben. Sollte er es wagen, ihm die Waffe zu entreißen? Josh war wahrscheinlich fünfzehn Jahre älter als er, schien aber stark wie eine Eiche zu sein. Wenn es ihm nicht beim ersten Versuch gelang, Josh die Pistole abzunehmen, würde der Mann ihn wohl voll Blei pumpen.

Das Kreischen von Gummi auf Asphalt ließ sie alle zum Fenster blicken. Rufus eilte hinüber und schaute vorsichtig hinaus. Als er sich wieder umdrehte, sahen alle die Furcht in seinen Augen.

»Es sind Vic Tremaine und Rayfield.«

»Scheiße!« rief Josh. »Wie sind sie bewaffnet?«

Rufus atmete tief ein. »Vic hat eine Maschinenpistole.«

»Scheiße!« sagte Josh erneut, während sie schon das Poltern

schwerer Stiefel im Gebäude hörten. In ein paar Minuten, wenn überhaupt, würden sie hier sein. Wütend funkelte er Fiske und Sara an. »Ich hab's dir doch gesagt. Wir sitzen hier rum und quatschen mit denen, während die Army das Gebäude umstellt.«

»Falls es Ihnen nicht aufgefallen ist, wir tragen keine Uniform«, sagte Fiske. »Vielleicht sind sie *Ihnen* gefolgt.«

»Wir kommen aus einer ganz anderen Richtung. Die können uns nicht gefunden haben. Aber wenn sie uns beide sehen, baltern sie sofort los, und das war's dann.«

»Nicht, wenn Sie sich ergeben. Dann nicht.«

»Das kommt nicht in Frage«, sagte Josh laut.

»Das kommt nicht in Frage«, wiederholte Rufus. »Nachdem sie herausgefunden haben, was ich weiß, werden sie mich nicht am Leben lassen.«

Fiske sah Rufus Harms an. Die Blicke des Mannes schossen nach links und rechts. Er hatte eingestanden, das Mädchen getötet zu haben. War damit nicht alles klar? Sollte die Army ihn doch wieder in seinen Käfig stecken. Aber Mike hatte ihm helfen wollen ...

Fiske sprang auf.

Josh richtete sofort die Pistole auf ihn. »Machen Sie es uns nicht noch schwerer.«

Fiske sah ihn nicht mal an; sein Blick wich nicht von Joshs Bruder. »Rufus? Rufus!«

Der Riese schien seine Trägheit endlich abzuschütteln und sah ihn an.

»Vielleicht kriege ich Sie hier raus, aber Sie müssen genau das tun, was ich sage.«

»Wir kommen hier schon allein raus, verdammt noch mal«, sagte Josh.

»In etwa dreißig Sekunden stürmen die beiden Typen hier herein, und es ist vorbei. Ihrer Feuerkraft haben Sie nichts entgegenzusetzen.«

»Wie wäre es denn, wenn ich Ihnen sofort eine Kugel in den Kopf jage?« sagte Rufus.

»Rufus, werden Sie mir vertrauen? Mein Bruder wollte Ihnen helfen. Lassen Sie mich zu Ende bringen, was er angefangen hat. Nun kommen Sie schon, Rufus. Geben Sie mir eine Chance.« Ein Schweißtropfen rann Fiskes Stirn hinab.

Sara brachte keinen Ton über die Lippen. Sie hörte nur diese Stiefel, die immer näher kamen, sah nur diese Maschinenpistole.

Schließlich, fast unmerklich, nickte Rufus.

Fiske riß die Initiative an sich. »Gehen Sie ins Badezimmer«, sagte er.

Josh wollte protestieren, doch Rufus unterbrach ihn und stieß ihn zu der Tür, die zum benachbarten Bad führte.

»Sara, Sie gehen mit ihnen.«

Verblüfft sah sie ihn an. »Was?«

»Tun Sie einfach, was ich sage. Wenn Sie hören, daß ich Ihren Namen rufe, ziehen Sie die Toilette ab und kommen dann raus. Sie beide« – er nickte den Brüdern zu – »bleiben hinter dieser Tür. Und wenn Sie nicht hören, daß ich Ihren Namen sage, bleiben Sie ebenfalls, Sara.«

»Und Sie glauben nicht, daß die Jungs von der Army vielleicht mal 'nen Blick in die Toilette werfen wollen, vor allem, wenn die Tür geschlossen ist?« fragte Josh sarkastisch.

»Lassen Sie das mal meine Sorge sein.«

»Na schön«, sagte Josh langsam. »Aber an eins sollten Sie denken, Sie Klugscheißer. Wenn Sie uns verraten, wird die erste Kugel, die ich abfeuere, Sie etwa hier treffen.« Josh hielt die Pistole an Fiskes Nacken. »Aber Sie werden den Schuß nicht mehr hören. Sie werden tot sein, bevor Ihre Ohren ihn an Ihr verdammtes Gehirn weitergeleitet haben.«

Fiske nickte Josh zu, als würde er seine Herausforderung annehmen, was er im Prinzip ja auch tat. Er sah Sara an; ihr Gesicht war bleich. Sie lehnte sich gegen ihn, und er spürte, daß

sie stark zitterte und – erfolglos – versuchte, sich zusammenzureißen, während die dröhnenden Schritte näher kamen.

»John, ich kann das nicht.«

Er packte sie hart an den Schultern. »Doch, Sara, Sie können das. Sie werden es schaffen. Und jetzt gehen Sie. Gehen Sie.« Er drückte ihre Hand und schob sie voran, und sie und die Harms-Brüder gingen ins Bad, und Sara zog die Tür hinter ihnen zu. Fiske schaute sich im Büro um und rang um seine Fassung. Er sah eine Aktentasche, die an einer Wand stand, schnappte sie sich und öffnete sie. Sie war leer. Er stopfte Akten hinein, die auf Riders Schreibtisch lagen. Während die Schritte schon durch den Gang dröhnten, lief er zu dem kleinen Konferenztisch in einer Ecke. Als er sich setzte, hörte er, wie die Tür zum Empfangsbereich geöffnet wurde. Er zog eine Akte aus der Tasche, schlug sie auf und hörte, daß die Schritte sich Riders Bürotür näherten. Als die Tür geöffnet wurde, lehnte er sich zurück und tat so, als studierte er die Papiere. Überrascht sah er zu den beiden Männern hoch.

»Verdammt, was ...«, begann er, verstummte aber, als er die auf ihn gerichtete Maschinenpistole sah.

»Wer sind Sie?« fragte Rayfield.

»Das wollte ich Sie auch gerade fragen. Ich habe einen Termin bei Sam Rider und warte schon seit zehn Minuten, aber er hat sich noch nicht bequemt, hier zu erscheinen.«

Rayfield trat näher an ihn heran. »Sind Sie ein Klient von ihm?«

Fiske nickte. »Bin heute abend mit einer Chartermaschine aus Washington gekommen. Der Termin steht schon seit einigen Wochen fest.«

»Ziemlich spät für einen geschäftlichen Termin, oder?« Tremaine sah Fiske durchdringend an.

»Ich habe sehr viel zu tun. Das war der einzige, der mir paßte.« Er musterte die beiden Männer streng. »Und wieso platzt die Army hier mit Maschinenpistolen herein?«

Tremaines Gesicht rötete sich wütend, doch Rayfield legte einen diplomatischeren Tonfall an den Tag. »So etwas machen wir normalerweise nicht, Mr ...«

Fiske wollte schon seinen richtigen Nachnamen nennen, entschied sich dann aber dagegen. Rufus hatte die beiden namentlich gekannt. Das bedeutete, daß sie irgend etwas mit dem zu tun haben mußten, was auch immer Rufus zugestoßen war. Und in diesem Fall war es durchaus möglich, daß sie auch Mike getötet hatten.

»Michaels, John Michaels. Ich bin Bauunternehmer, und Rider soll einen Grundstückskauf für mich abwickeln.«

»Tja, dann müssen Sie sich einen neuen Anwalt suchen.«

»Ich bin mit Sams Arbeit sehr zufrieden.«

»Darum geht es nicht. Rider ist tot. Er hat Selbstmord begangen. Zuerst seine Frau umgebracht und dann sich selbst.«

Fiske stand auf und bemühte sich, einen so entsetzten Ausdruck wie möglich aufzusetzen. Das fiel ihm nicht schwer angesichts der Tatsache, daß er versuchte, zwei Bewaffnete hereinzulegen, während zwei weitere Bewaffnete im Nebenraum warteten. Falls es ihm nicht gelang, würde er als erster sterben, jedenfalls, wenn es nach Josh Harms ging.

»Verdammt, was soll das heißen? Ich habe vor kurzem noch mit ihm gesprochen, und er kam mir ganz normal vor.«

»Das ist ja gut und schön, aber jetzt ist er tot.«

Fiske setzte sich abrupt wieder und starrte wie betäubt auf die Akten vor ihm. »Das ist doch nicht zu fassen«, murmelte er und schüttelte langsam den Kopf. »Ich komme mir wie der letzte Idiot vor. Ich sitze im Büro des Mannes und warte darauf, daß er zu seinem Termin erscheint. Aber ich habe es nicht gewußt. Niemand hat es mir gesagt. Die Bürotür war nicht abgeschlossen! Gott im Himmel!« Er schob die Akten zurück und sah dann scharf auf. »Und was haben Sie hier zu suchen? Was hat die Army damit zu tun?«

Tremaine und Rayfield wechselten einen Blick. »Ein Häft-

ling ist aus einem Militärgefängnis ganz in der Nähe ausgebrochen.«

»Großer Gott, glauben Sie etwa, der Mann wäre hier?«

»Keine Ahnung. Aber Rider war sein Anwalt. Wir dachten, er wäre vielleicht hier eingebrochen, um sich Bargeld oder so zu besorgen. Wer weiß, es wäre sogar möglich, daß dieser Flüchtige Rider ermordet hat.«

»Aber Sie haben doch gesagt, es wäre Selbstmord gewesen.«

»Das vermutet die Polizei. Deshalb sind wir ja hier. Um uns umzusehen, den Burschen zu schnappen, falls er hier aufkreuzt.«

Fiske rutschte das Herz in die Hosen, als er sah, wie Tremaine zur Badezimmertür ging. »Susan, würden Sie bitte mal kommen?« rief er laut.

Als sie hörten, wie die Toilettenspülung betätigt wurde, sah Tremaine Fiske mißtrauisch an. Dann wurde die Tür geöffnet, und Sara kam heraus und bemühte sich, erstaunt dreinzuschauen. Das gelang ihr ganz gut, dachte Fiske, wahrscheinlich, weil sie ebenfalls eine fürchterliche Angst hatte.

»John, was ist hier los?«

»Ich habe diesen Herren von unserem Termin mit Sam Rider erzählt. Sie werden es nicht glauben, aber er ist tot.«

»O mein Gott.«

»Susan ist meine Assistentin.«

Sie nickte den beiden Männern zu.

»Ich habe Ihre Namen nicht verstanden«, sagte Fiske.

»Das ist schon in Ordnung«, erwiderte Tremaine.

»Diese Männer sind von der Army«, fuhr Fiske schnell fort.

»Sie suchen nach einem entflohenen Häftling. Sie glauben, diese Person könne etwas mit Sams Tod zu tun haben.«

»Ach du liebe Güte. John, fahren wir zum Flughafen und fliegen einfach zurück.«

»Das ist keine schlechte Idee«, sagte Tremaine. »Wir können die Kanzlei viel schneller durchsuchen, wenn Sie uns nicht im

Weg rumstehen.« Er schaute erneut zur Badezimmertür. Er hielt die Maschinenpistole in der einen Hand und streckte die andere aus, um die Tür ganz aufzustoßen.

»Na ja, da drin versteckt sich bestimmt keiner«, sagte sie, ohne eine Miene zu verziehen.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, Ma'am, würde ich mich gern selbst davon überzeugen«, sagte Tremaine knapp.

Fiske beobachtete Sara. Er befürchtete, sie würde jeden Augenblick zu schreien anfangen. Komm schon, Sara, halte durch. Dreh jetzt nicht durch.

Hinter der Tür des dunklen Bads richtete Josh Harms die Pistole durch die schmale Lücke zwischen Tür und Pfosten direkt auf Tremaines Kopf.

Josh hatte bereits überlegt, wie er vorgehen mußte, um seinen taktischen Vorteil zu nutzen, so klein er auch sein mochte. Zuerst Vic Tremaine, und dann Rayfield, falls der ihn nicht zuerst erwischte, was durchaus möglich war, da er den Raum kaum einsehen konnte. Tja, aber den kleinen Sherman-Panzer von Vic Tremaine würde er auf keinen Fall verfehlen. Sein Finger krümmte sich um den Abzug, während sein Bruder hinter ihm stand und sich gegen die Wand drückte. Aber es war kaum noch ein Zentimeter Platz zwischen ihm und der Tür. Sobald Tremaine das Holz berührte, war es vorbei.

In diesem Augenblick stopfte Fiske die Papiere in die Akten tasche. »Das ist doch nicht zu glauben. Zuerst rennen uns zwei Schwarze fast über den Haufen, und jetzt das.«

Tremaine und Rayfield fuhren zu ihm herum und starrten ihn an. »Was für zwei Schwarze?« sagten sie unisono.

Fiske hielt inne und sah sie an. »Als wir das Gebäude betraten, stürmten sie uns entgegen und hätten Susan fast umge-
rannt.«

»Wie sahen sie aus?« fragte Rayfield angespannt und trat näher an Fiske heran. Tremaine kam schnell von der Badezimmertür zurück.

»Na ja, wie ich sagte, sie waren schwarz. Der eine sah aus, als hätte er mal in der NFL Football gespielt. Sie haben doch gesehen, wie groß er war, Susan?« Sie nickte und fing wieder zu atmen an. »Ich meine, er war riesig. Und der andere Typ war auch ziemlich groß, eins fünfundachtzig, eins neunzig, aber viel schlanker. Sie liefen, als wäre der Teufel hinter ihnen her. Dabei waren sie gar nicht mehr so jung. Mindestens fünf- undvierzig oder fünfzig.«

»Haben Sie gesehen, wohin sie gelaufen sind?« fragte Tremaine.

»Sie sprangen in einen alten Wagen und brausten auf der Hauptstraße davon, in Richtung Norden. Ich kenne mich mit Autos nicht so gut aus, weiß nicht, was für ein Modell oder so es war, aber es war ein ziemlich alter PKW. Grün, glaube ich.« Er schaute plötzlich verängstigt drein. »Sie glauben doch nicht, daß einer von denen der entflohene Sträfling war, oder?«

Tremaine und Rayfield antworteten nicht, denn sie stürmten bereits zur Tür hinaus. Als Fiske und Sara hörten, wie die Tür des Vorzimmers aufgerissen wurde und dann schwere Schritte durch den Korridor polterten, sanken sie, wie mit unsichtbaren Fesseln verbunden, auf das Sofa. Sie sahen sich an und umarmten sich.

»Freut mich, daß ich Sie nicht erschießen mußte. Sie schalten verdammt schnell.«

Sie sahen zu dem grinsenden Gesicht von Josh Harms hoch, der gerade die Pistole in den Gürtel schob. »Wir sind beide Anwälte«, sagte Fiske heiser und ließ Sara noch immer nicht los.

»Na ja, niemand ist perfekt«, sagte Josh.

Rufus tauchte hinter seinem Bruder auf. »Danke«, sagte er leise.

»Hoffentlich glauben Sie uns jetzt«, sagte Fiske.

»Ja, aber ich werde Ihre Hilfe nicht annehmen.«

»Rufus ...«

»Alle, die versucht haben, mir zu helfen, sind jetzt tot. Bis auf Josh, und uns hätte es heute abend beinahe auch erwischt. Das will ich nicht auf dem Gewissen haben. Steigen Sie wieder in Ihr Flugzeug und verschwinden Sie von hier.«

»Das kann ich nicht. Er war mein Bruder.«

»Wie Sie wollen, aber ohne mich.« Er ging zum Fenster und beobachtete, wie der Jeep davonraste, in nördliche Richtung. Dann winkte er Josh. »Hauen wir ab. Vielleicht juckt es sie ja, und sie kommen zurück.«

Als die beiden Männer sich zur Tür wandten, griff Fiske in seine Tasche, holte etwas heraus und hielt es Rufus hin. »Nehmen Sie meine Karte. Es steht sowohl meine Privatnummer als auch die meiner Kanzlei darauf. Rufus, überlegen Sie, was Sie tun. Allein kommen Sie nicht weiter. Sobald Ihnen das klar geworden ist, rufen Sie mich an.«

Fiske schaute überrascht drein, als Sara ihm die Visitenkarte aus der Hand nahm und etwas auf die Rückseite schrieb. Dann hielt sie sie Rufus hin. »Und meine Privatnummer und die von meinem Handy. Sie können uns beide jederzeit anrufen, Tag und Nacht.«

Langsam streckte er die große Pranke aus, nahm die Karte und schob sie in seine Hemdtasche. Kurz darauf waren Sara und Fiske wieder allein. Völlig erschöpft sahen sie sich an. Eine volle Minute verstrich, bevor Fiske das Schweigen brach.

»Na ja, ich muß eingestehen, das war ziemlich knapp.«

»John, ich will so was nie, nie wieder tun müssen.« Sara setzte sich wacklig in Bewegung.

»Wohin gehen Sie?«

Sie drehte sich nicht mal zu ihm um. »Ins Bad. Sonst muß ich mich hier auf den Teppich übergeben.«

KAPITEL 45

Eine Stunde nach seinem Gespräch mit Warren McKenna ging Chandler langsam die Auffahrt zu seinem Haus hinauf. Es war ein behagliches Backsteingebäude mit Zwischengeschoß in einem Viertel, in dem hauptsächlich solche Häuser standen. Eine schöne, sichere Gegend, in der Kinder ungefährdet aufwachsen konnten. Zumindest war es vor zwanzig Jahren so eine Gegend gewesen. Heutzutage war sie nicht mehr ganz so sicher und schön, aber welche war das überhaupt noch, dachte er.

Wenn er sich vor vielen Jahren nach der Arbeit entspannen wollte, hatte er mit seinen Kindern Basketball gespielt. Damals hing ein Netz über dem Garagentor. Irgendwann war das Gestell morsch geworden, und er hatte es abgebaut. Statt dessen ging er nun auf den kleinen Hof und setzte sich dort auf eine verblaßte graue Zedernholzbank, die neben einer ausladenden Magnolie und vor einem kleinen Springbrunnen stand. Seine Frau hatte ihm wegen dieses Brunnens lange in den Ohren gelegen, und er hatte die ganze Zeit über gemeckert und sich gesträubt. Erst nachdem er den Brunnen angelegt hatte, war ihm klar geworden, wieso sie so beharrlich geblieben war. Das Anlegen des Brunnens hatte eine geradezu kathartische Wirkung auf ihn gehabt: das Planen, das Ausmessen, die Auswahl des Materials. Es war fast wie Detektivarbeit gewesen; man stand vor einem Puzzle, und wenn man einen Blick für die einzelnen Teile und überdies noch Glück hatte, paßten alle zusammen.

Nachdem er sich zehn Minuten lang ausgeruht hatte, erhob er sich und ging, den Mantel über die Schulter geworfen, ins Haus. Er sah sich in der stillen, dunklen Küche um. Sie war hübsch eingerichtet, wie das ganze Haus, was einzig den Bemühungen seiner Frau Juanita zu verdanken war. Die Kinder großgezogen, mit ihnen zum Arzt gegangen, die Rechnungen

bezahlt, die Blumen gepflegt, den Rasen gemäht und das Unkraut gejätet, die Betten gemacht, gewaschen und gebügelt, gekocht, den Abwasch erledigt – das alles hatte sie getan, während er sich auf dem Weg nach oben abgestrampelt hatte. Das war ihre Partnerschaft gewesen. Nachdem die Kinder aus dem Haus waren, war sie wieder zur Schule gegangen, Krankenschwester geworden und arbeitete nun in einem hiesigen Krankenhaus in der pädiatrischen Abteilung. Sie waren mittlerweile dreiunddreißig Jahre verheiratet, und mit ihnen ging es noch immer gut.

Chandler hatte keine Ahnung, wie lange er noch als Detective arbeiten konnte. Es ging ihm allmählich an die Substanz. Der Gestank der Leichen, das Gefühl der Gummihandschuhe an den Händen, die winzigen, vorsichtigen Schritte, weil man befürchten mußte, ein Beweisstück zu zertrampeln, was dazu führen konnte, daß ein weiterer Mensch starb oder ein Schwächer nicht gefaßt wurde. Der Papierkram, die aalglatten Strafverteidiger, die immer wieder dieselben Fragen stellten, dieselben verbalen Fallstricke auslegten, die gelangweilten Richter, welche die Richtlinien für das anzuwendende Strafmaß vorlasen, als handele es sich um ein Testergebnis von Kaffeemaschinen. Die ausdruckslosen Blicke der Angeklagten, die nichts sagten, keine Gefühlsregung zeigten und zu all ihren Kumpeln ins Gefängnis gingen, ihre höhere Lehranstalt, und als noch viel fähigere Verbrecher wieder herauskamen.

Das Klingeln des Telefons unterbrach diese deprimierenden Gedanken.

»Hallo?« Er hörte ein paar Minuten lang zu, gab einige Anweisungen und legte wieder auf. In der Seitenstraße, in der Michael Fiskes Leiche gefunden worden war, hatte man eine Kugel entdeckt. Offensichtlich war sie von einer Wand abgeprallt und in eine Mülltüte eingedrungen, die hinter einen Mülleimer gefallen war. Das Projektil war angeblich in gutem Zustand und hatte sich kaum verformt. Das Labor mußte noch

bestätigen, daß es sich tatsächlich um die Kugel handelte, die den jungen Assessor getötet hatte. Das ließ sich aus einem entsetzlichen Grund ziemlich einfach feststellen: An der Kugel mußten noch Rückstände von Blut, Knochen und Gehirnmasse kleben, die man ziemlich eindeutig Michael Fiskes Kopf zuweisen konnte. Da sie nun eine Kugel hatten, konnten sie sich an die Suche nach der Mordwaffe machen. Die Ballistiker konnten die Kugel der Waffe, aus der sie abgefeuert worden war, mit einer Zuverlässigkeit zuordnen, die der Bestimmung menschlicher Fingerabdrücke gleichkam.

Chandler stand auf und ging ins Wohnzimmer. Seine Waffe ließ er absichtlich in der Küche zurück. Er nahm in einem Lehnstuhl Platz, einem extra großen Modell, das seine wuchtige Gestalt auch aufnehmen konnte. Der Raum war dunkel, und er machte keine Anstalten, eine Lampe einzuschalten. Bei der Arbeit hatte er viel zuviel Licht. In seinem Büro schlug jeden Tag Licht auf ihn ein. Eine noch grellere Beleuchtung im Autopsieraum, die jedes Stück Fleisch riesig aussehen ließ, bedrohlich roh und so einprägsam, daß sogar Chandler sich gelegentlich entschuldigte, um die Toilette aufzusuchen, wo sein Magen ihm dann zu verstehen gab, daß er die ausgefeilte Technik der offiziellen Verstümmelung zu schätzen wußte. Die grellen Blitzlichter der Fotografen an einem Tatort oder in einem Gerichtssaal. Zu viele verdammte Lichter. Die Dunkelheit war beruhigend, wohltuend. Wenn er in Pension ging, wollte er es dunkel haben. Kühl und dunkel. Wie sein Brunnen im Garten.

Warren McKennas Worte hatten Chandler zu schaffen gemacht, auch wenn er sich bemüht hatte, es nicht zu zeigen. Er konnte einfach nicht glauben, daß John Fiske den eigenen Bruder ermordet hatte. Doch um der Wahrheit Ehre zu tun ... hatte Fiske es nicht darauf angelegt, ihn zu genau dieser Überzeugung zu bringen? Aber dann mußte er an etwas anderes denken. Michael Fiskes Anrufe in Fort Jackson. Und nun Rufus

Harms' Flucht. Gab es da einen Zusammenhang? Fiske deckte Sara Evans, soviel stand fest. Chandler schüttelte den Kopf. Er würde darüber schlafen müssen; im Augenblick konnte er keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Er wollte aufstehen und verharrte dann abrupt. Arme legten sich plötzlich um seinen Hals, erschreckten ihn zu Tode. Er riß die Augen auf und schlang die Finger um die Handgelenke der Person. Seine Waffe – verdammt noch mal, wo war seine Waffe?

»Hast du schwer nachgedacht oder einfach nur geträumt?«

Er entspannte sich augenblicklich und sah zu Juanitas Gesicht hoch. Ihre Mundwinkel verzogen sich zum Ansatz eines Lächelns. Ihr Gesicht zeigte immer diesen Ausdruck, als wolle sie gerade einen Witz erzählen oder über einen lachen. Diese Miene hatte ihn bislang noch immer aufgeheitert, ganz gleich, wie beschissen sein Tag gewesen war, ganz gleich, in wie vielen Leichen er herumgestochert hatte.

Er legte eine Hand auf seine sich hebende Brust. »Verdammt, Frau, wenn du dich noch mal so anschiebst, ist endgültig Schluß mit dem Nachdenken. Dann werde ich mit den anderen Engeln Harfe spielen.«

Sie setzte sich auf seinen Schoß. Sie trug einen langen, weißen Bademantel; er sah ihre nackten Füße. »Jetzt hör aber auf, ein großer, starker Bursche wie du? Und glaubst du wirklich, daß du in den Himmel kommst?«

Er legte einen Arm um ihre Taille, die, nach drei Kindern, nicht mehr so schmal war wie in ihrer Hochzeitsnacht, aber das war seine auch nicht mehr. Sie waren zusammen *gewachsen*, wie er gern zu sagen pflegte. Übereinstimmung war lebenswichtig. Wäre der eine von ihnen mollig und der andere ein schmales Handtuch gewesen, würden sie schon längst auf eine Katastrophe zusteuern.

Kein Mensch auf der Welt verstand ihn besser als Juanita. Vielleicht war das das wichtigste Ergebnis einer erfolgreichen

Ehe: das Wissen, es gab eine andere Seele da draußen, die einen bis ins Kleinste verstand, bis zur letzten Dezimalstelle, die vielleicht sogar, wie bei Pi, bis ins Unendliche reichte. Falls so etwas möglich war, war es bei Juanita und ihm der Fall.

Er erwiderte ihr Lächeln. »Klar, ich bin ein großer, starker Bursche, aber auch sehr einfühlsam. Und bei uns Seelchen weiß man nie, was uns vielleicht umhaut. Und nachdem ich ein Leben lang gegen das Verbrechen gekämpft habe, glaube ich schon, daß der liebe Gott da oben an einer Harfe für mich baut, einer extra großen natürlich. Er ist allwissend, also wird er auch wissen, daß ich schon immer sehr musikalisch war.« Er küßte sie auf die Wange, und sie hielten Händchen. Mit der anderen Hand fuhr sie durch sein schütter werdendes Haar; sie spürte, daß sein Humor gezwungen war.

»Warum sagst du mir nicht, was du hast, Buford, damit wir darüber sprechen können und du dann ins Bett gehen kannst? Es ist schon ziemlich spät. Morgen ist auch noch ein Tag.«

Chandler mußte über ihre Bemerkung lächeln. »He, was ist aus meinem Pokerface geworden? Normalerweise sehe ich einem Täter in die Augen und breche seinen Widerstand, ohne zu verraten, was ich wirklich denke.«

»Du bist ein ganz beschissener Pokerspieler. Also sprich mit mir, Baby.«

Sie rieb seinen faltigen Nacken, und er revanchierte sich, indem er ihre langen, schmalen Füße massierte.

»Erinnerst du dich an diesen jungen Mann, von dem ich dir erzählt habe? John Fiske? Sein Bruder war Assessor beim Obersten Gerichtshof?«

»Ja, sicher. Und jetzt ist noch ein Assessor tot.«

»Richtig. Na ja, ich war heute abend in der Wohnung seines Bruders. Wir haben sie nach Beweisen durchsucht. Dann tauchte dieser FBI-Agent, McKenna, dort auf.«

»Der, von dem du gesagt hast, er könne jederzeit explodieren? Aus dem du einfach nicht schlau wirst?«

»Genau der.«

»Hm. Und?«

»Na ja, wir haben die Police einer Lebensversicherung gefunden, die John Fiske nach dem Tod seines Bruders eine halbe Million Dollar einbringt.«

»Sie waren Brüder, nicht wahr? Familienangehörige. Du hast doch auch eine Lebensversicherung, oder? Wenn du stirbst, werde ich reich.« Sie gab ihm einen Klaps auf den Kopf. »Das will ich jedenfalls hoffen. Du hast mir immer den Himmel auf Erden versprochen, aber das waren nur leere Worte. Hoffentlich springt für mich schön was raus, wenn du endlich den Löffel abgibst.«

Beide lachten und umarmten sich lange.

»Fiske hat mir nichts von der Lebensversicherung erzählt. Ich meine, das ist doch ein klassisches Motiv für einen Mord.«

»Na ja, vielleicht hat er nichts von der Police gewußt.«

»Vielleicht«, gestand Chandler ein. »Auf jeden Fall hat McKenna die Theorie entwickelt, daß Fiske seinen Bruder wegen des Geldes ermordet und eine andere Assessorin des Gerichts dazu gebracht hat, ihm zu helfen, weil sie sich in ihn verknallt hat, und uns dann angeboten hat, bei der Ermittlung zu unterstützen, um uns auf eine falsche Spur zu führen und so weiter. Daß er sogar gelogen hat, was den Einbrecher in der Wohnung seines Bruders betrifft. Ich muß eingestehen, seine Argumentation ist sehr überzeugend, zumindest oberflächlich.«

»Also war John Fiske in der Wohnung seines Bruders?«

»Ja. Er behauptet, irgendein Einbrecher hätte ihn dort niedergeschlagen und wäre dann geflohen. Vielleicht hat er ein paar Sachen gestohlen, die etwas mit dem Mord zu tun haben.«

»Tja, wenn John Fiske in der Wohnung seines Bruders war und die Geschichte von dem Einbrecher nur erfunden und von der Lebensversicherung gewußt hat, hätte er doch die Wohnung durchsuchen und die Police mitnehmen können. Warum soll er sie dort liegenlassen? Damit ihr sie findet und mißtrau-

isch werdet?«

Chandler sah sie aus weit aufgerissenen Augen an.

»Buford, was hast du?«

»Verdammt, Schatz, ich dachte, ich sei der Detective in der Familie. Verdammt noch mal, wieso habe ich nicht daran gedacht?«

»Weil du überarbeitet bist und man deine Leistung nicht richtig würdigt, deshalb nicht.« Sie stand auf und gab ihm die Hand. »Doch wenn du jetzt mit nach oben kommst, wird dir eine ganz besondere Würdigung zuteil werden. Aber laß deine einfühlsame Seite hier unten, Baby, und bring nur die anderen Teile mit.« Sie sah ihn mit schwerlidrigen Augen an, die jedoch kein Anzeichen für Schläfrigkeit waren, wie er genau wußte.

Chandler stand schnell auf und nahm ihre Hand, und gemeinsam gingen sie die Treppe hinauf.

KAPITEL 46

Während der Jeep die Straße entlangraste, musterte Tremaine die Insassen eines jeden Wagens, an dem sie vorbeifuhren.

»So ein verdammt Pech«, stöhnte Rayfield. »Wir können sie höchstens um ein paar Minuten verpaßt haben.«

Tremaine ignorierte ihn und konzentrierte sich auf den Wagen vor ihnen. Als sie ihn überholten, ging die Innenbeleuchtung an und enthüllte Fahrer und Beifahrerin. Die Beifahrerin entfaltete eine Karte.

Als Tremaine das sah, trat er auf die Bremse, riß den Jeep nach links herum und fuhr über den Mittelstreifen. Der Wagen rumpelte und schaukelte über die grasbewachsene Erhöhung, bis die Räder wieder Asphalt fanden und sie zu Riders Kanzlei zurückfuhren.

Rayfield legte die Hand auf Tremaines Schulter. »Verdammt, was soll das?«

»Sie haben uns reingelegt. Der Mann und das Mädchen. Ihre Geschichte war gelogen.«

»Wie kommst du denn da drauf?«

»Das Licht im Bad.«

»Das Licht? Was ist damit?«

»Es war nicht an. Das Miststück war im Dunkeln auf dem Klo. Ich kam drauf, als ich sah, wie das Licht in dem Wagen da hinten anging. Als sie im Bad war, fiel unter der Tür kein Licht hindurch. Und als sie dann rauskam und die Tür aufmachte, drückte sie nicht auf den Lichtschalter, weil das Licht schon aus war. Sie war gar nicht pinkeln. Sie stand im Stockfinstern da. Und rate mal, warum?«

Rayfield erbleichte. »Weil Harms und sein Bruder bei ihr waren.« Während er die Straße entlang nach vorn schaute, kam ihm ein anderer Gedanke. »Der Bursche hat gesagt, sein Name sei John Michaels. Vielleicht hieß er in Wirklichkeit John

Fiske.«

»Und das Mädchen war Sara Evans. Du rufst lieber an und gibst den anderen Bescheid.«

Rayfield griff nach dem Handy. »Jetzt erwischen wir Harms nie mehr.«

»Doch, werden wir.«

»Und wie, verdammt noch mal?«

Tremaine zehrte von dreißig Jahren Armeeausbildung. Man hatte ihm beigebracht, stets zu überlegen, was die Gegenseite unternehmen könnte. »Fiske hat gesagt, sie wären in einem PKW davongefahren. Also haben sie wohl einen Truck. Er hat gesagt, der Wagen sei alt. Also suchen wir nach einem *neuen* Kleinaster. Er hat gesagt, sie wären nach Norden gefahren, also suchen wir im Süden. Sie haben nur fünf Minuten Vorsprung. Wir kriegen sie.«

»Hoffentlich hast du recht. Und wenn sie in Riders Kanzlei waren ...« Er stockte und sah besorgt aus dem Fenster.

Tremaine schaute zu ihm hinüber. »Dann heißt das, daß die Harms-Brüder nicht auf der Flucht sind. Sie haben also nach etwas gesucht, das Rider hatte. Und das ist wahrlich keine gute Nachricht für uns.« Er nickte zum Telefon hinüber. »Nun ruf schon an. Wir kümmern uns um Harms und seinen Bruder. Sie werden sich mit Fiske und der Frau befassen müssen.«

Wegen der Bedeutung des Falles hatte das FBI angeboten, die in der Seitenstraße gefundene Kugel in seinem Labor zu analysieren. Nach dem Vergleich mit Gewebeproben, die man Michael Fiskes Überresten entnommen hatte, stand fest, daß das Geschoß sein Gehirn durchschlagen hatte. Die Kugel stammte aus einer Neun-Millimeter-Pistole, wie sie normalerweise von Gesetzeshütern getragen wurde.

Mit dieser Information setzte Agent McKenna sich im Hoover Building hinter ein Computerterminal und richtete eine Dringlichkeitsanfrage an die Staatspolizei von Virginia. Inner-

halb weniger Minuten hatte er seine Antwort. John Fiske hatte einen Waffenschein und eine Neun-Millimeter-SIG-Sauer unter seinem Namen eintragen lassen, ein Überbleibsel aus seiner Zeit als Polizist. Kurz darauf saß McKenna in seinem Wagen. Zwei Stunden später bog er von der Interstate 95 ab und fuhr durch die dunklen Straßen der Innenstadt von Richmond. Sein Wagen rumpelte über die alten und unebenen Straßen des Shockoe Slip. Er parkte in einer abgelegenen Seitenstraße am alten Bahnhof.

Zehn Minuten später stand er in John Fiskes Büro. Die Schlösser der Haustür und der Kanzlei hatte er problemlos knacken können. Er zog Handschuhe an, holte eine kleine Taschenlampe hervor und sah sich in dem dunklen Raum um. Wenn er hier nichts fand, würde er auch noch Fiskes Wohnung durchsuchen.

Aber schon ein paar Minuten später wurde er fündig. Die Neun-Millimeter-Pistole war verhältnismäßig leicht und kompakt. Er hielt sie einen Augenblick lang in der Hand und steckte sie dann in die Jackentasche.

Er sah sich im Rest des Büros um. Das Licht der Taschenlampe ließ einen Gegenstand aufleuchten, und McKenna ging zum Bücherregal und nahm das eingerahmte Foto in die Hand. Der Lichtstrahl funkelte zu stark auf dem Glas, und McKenna ging mit dem Foto zum Fenster und sah es sich im Mondlicht an.

Die Fiske-Brüder standen nebeneinander und sahen eigentlich ganz normal aus. Michael Fiske war größer und sah besser aus als sein älterer Bruder, doch das Feuer in John Fiskes Augen brannte mit größerer Intensität. John trug seine Polizeiform, also war das Foto schon vor einer geraumen Weile aufgenommen worden. Der ältere Bruder hatte viel vom Leben gesehen, während er diese Uniform trug, genau wie McKenna in seiner Laufbahn beim FBI. Manchmal verliehen einem diese Erfahrungen so ein Feuer, oder sie nahmen es einem rück-

sichtslos weg.

Er stellte das Foto auf das Regal zurück und verließ das Büro.

Fünf Minuten später fuhr der FBI-Agent wieder in nördliche Richtung. Zwei Stunden darauf saß er in seinem Haus in einem wohlhabenden Vorort im nördlichen Virginia in seinem kleinen Arbeitszimmer und nippte abwechselnd an einem Bier und spitzte die Lippen um eine Zigarette. Er hielt die Pistole in der Hand, die er aus Fiskes Büro mitgenommen hatte. Sie war hervorragend gepflegt, eine solide Arbeit, diese P226. Fiske hatte mit dieser Waffe eine gute Wahl getroffen. Als Cop hatte sein Überleben von ihr abgehangen. Noch vor einigen Jahren hatten Polizisten nur selten die Waffe ziehen müssen, doch das hatte sich geändert.

McKenna wußte, daß Fiske mit dieser Waffe einen Menschen getötet hatte. Er hatte den Schuß abgefeuert, der einem anderen das Leben genommen hatte. McKenna war klar, wie kompliziert dieser Vorgang war. In gewisser Hinsicht handelte es sich für den Schützen dabei um eine Reise – um eine, die eigentlich in einen Zeitraum von wenigen Sekunden zusammengedrängt wurde. Die Hitze des Metalls, der widerliche Geruch des explodierten Pulvers. Im Gegensatz zu den Filmen schleuderte eine Kugel einen Menschen keineswegs mehrere Meter weit zurück. Der Getroffene brach dort zusammen, wo die Kugel ihn erwischte hatte, schiё und pißte sich in die Hosen und stürzte wortlos in den Dreck. McKenna hatte auch schon einen Menschen getötet. Es war ganz schnell gegangen; er hatte gar nicht dabei nachgedacht. Er hatte gesehen, wie seinem Gegenüber die Augen fast aus dem Kopf traten, wie der Körper zuckte. Dann war er zu der Stelle zurückgegangen, von der aus er geschossen hatte, und hatte die beiden Einschlaglöcher in der Wand dahinter gesehen. Der Tote hatte noch auf ihn schießen können. Wie durch ein Wunder hatten die Kugeln den FBI-Agenten verfehlt. Später erfuhr McKenna, daß der Tote eine

Sehschwäche gehabt hatte; ein Auge war, da er schielte, weniger belastet worden und hatte deshalb an Sehkraft nachgelassen. Dadurch war sein Tiefensehen beeinflusst worden. McKenna hatte überlebt, seine Frau und Kinder wiedergesehen, weil der Mann seinen Sehfehler nicht hatte korrigieren lassen. Auf der Heimfahrt hatte McKenna sich in die Hosen gemacht.

Er legte die Pistole auf den Tisch und konzentrierte sich. Sein Herumschnüffeln im Büro der Assessoren hatte sich gelohnt. Morgen würden sowohl Fiske als auch Sara einige unangenehme Fragen beantworten müssen. Er würde zuerst Chandler informieren, ihm alle Fakten vorlegen und dann dafür sorgen, daß der kampflustige Detective von der Mordkommission seine Pflicht tat.

McKenna stand auf und ging im Zimmer hin und her. An den Wänden des Arbeitszimmers hingen eingerahmte Fotos, die ihn gemeinsam mit Prominenten oder anderen bedeutenden Persönlichkeiten zeigten. Auf einem Beistelltisch waren sorgfältig die zahlreichen Auszeichnungen und Belobigungen arrangiert, die Warren McKenna aufgrund seiner Intelligenz und seines Muts als FBI-Agent erhalten hatte. Er hatte eine lange, produktive Karriere beim Bureau hinter sich, aber das glich den einen Vorfall nicht aus, der ihm große Schande bereitet hatte. Es war vor so vielen Jahren passiert und trotzdem eine seiner deutlichsten Erinnerungen. Was er damals getan hatte, trieb ihn heute dazu, John Fiske ein Verbrechen anzuhängen.

Er drückte die Zigarette aus und ging leise durch das Haus. Seine Frau war schon längst zu Bett gegangen. Seine Kinder waren erwachsen und führten ihr eigenes Leben. Finanziell ging es ihm gut, auch wenn FBI-Agenten nie das große Geld verdienten, außer, sie hingen ihre Dienstmarke an den Nagel. Aber seine Frau, Partnerin einer großen Anwaltskanzlei in Washington, zählte zu den Spitzenverdienern. Daher war ihr Haus groß, teuer eingerichtet – und im Prinzip leer.

Er schaute noch einmal zum Arbeitszimmer zurück. Über

seine glänzende Laufbahn wurde ordentlich auf diesem Tisch Buch geführt, und sie wurde auf Dauer in diesen Fotos festgehalten. Er atmete ein letztes Mal tief durch, während die Dunkelheit ihn umschlang. Buße war eine lebenslange Verantwortung.

Das Flugzeug setzte auf und rollte langsam aus. Ein paar Minuten später gingen Fiske und Sara zum Parkhaus des National Airport zurück.

»Wir sind extra dorthin geflogen, beinahe erschossen worden und mit leeren Händen zurückgekommen«, stieß Sara hervor. »Da habe ich ja eine tolle Idee gehabt.«

»Und genau da liegen Sie falsch«, erwiderte Fiske.

Sie hatten den Wagen gefunden und stiegen ein. »Was genau haben wir denn herausgefunden?« fragte sie.

»Ziemlich viel. Zum einen haben wir Rufus Harms unmittelbar gegenübergestanden. Ich glaube, er sagt die Wahrheit, wie auch immer die aussehen mag.«

»Das wissen Sie aber nicht genau.«

»Er ist in Riders Büro eingebrochen, Sara, obwohl er eigentlich unter allen Umständen versuchen müßte, das Land zu verlassen. Er wollte den Berufungsantrag holen, den er verfaßt hat. Warum sollte er das tun, wenn er nicht davon überzeugt ist, daß er recht hat?«

»Keine Ahnung«, gestand Sara ein. »Warum hat er seinen Antrag nicht einfach noch mal geschrieben?«

»Rider hat ein Dokument mit dem Antrag eingereicht. Sie haben es in der Aktentasche meines Bruders gesehen. Nachdem Rider nun tot ist, konnte Harms es nicht mehr kopieren. Er hat auch etwas erwähnt, das er von der Army bekommen hat. Einen Brief. Vielleicht dachte er, dieses Schriftstück könnte ihm helfen, und wollte beides holen.«

»Das ergibt schon mehr Sinn.«

»Diese Leute von der Army haben es auf Blut abgesehen.

Nicht die Suche nach Rufus Harms hat sie zu der Kanzlei geführt. Sie wollten sie durchsuchen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie haben uns nicht mal gefragt, ob wir einen Verdächtigen gesehen haben, jemanden, auf den Rufus' Beschreibung paßt. Diese Information mußte ich ihnen geradezu aufdrängen. Und sie waren nicht offiziell dort. Mitten in der Nacht, mit Maschinenpistolen. Sie waren keine Militärpolizisten oder so. Ihrem Alter und Verhalten nach müssen sie ziemlich hohe Tiere gewesen sein. Um Mitternacht mit Maschinenpistolen in eine Anwaltskanzlei zu stürmen ... so etwas tut die Army nicht.«

»Vielleicht haben Sie recht.«

»Also muß der Inhalt dieser Berufung irgend etwas mit diesen Burschen persönlich zu tun haben.«

»Aber wir wissen nicht mal, wer sie sind.«

»Doch, wissen wir. In Riders Büro hat Rufus ihre Namen genannt. Tremaine, Vic Tremaine – und der andere heißt Rayfield. Sie sind in der Army, und das heißt, sie müssen irgend etwas mit Fort Jackson zu tun haben. Rufus hat gesagt, sie hätten ihm etwas angetan. Damit hat er bestimmt gemeint, damals, als die Sache passiert ist.«

»John, selbst wenn sie ihn irgendwie ermutigt haben, das kleine Mädchen zu töten, oder es ihm sogar aus irgendeinem höllischen Grund befohlen haben sollten, würde man sie höchstens als Mittäter oder Anstifter zur Rechenschaft ziehen können. Und das nach all diesen Jahren? Wenn das alles ist, was Harms hat, hat er nichts, und das ist Ihnen auch klar, verdammt noch mal.«

»Das Problem ist, wir wissen nicht genug darüber, was damals wirklich geschehen ist. Wenn Harms in der Nacht, in der das kleine Mädchen umgebracht wurde, im Bau von irgendwem Besuch bekommen haben sollte, müßte es Unterlagen darüber geben.«

Sara schaute skeptisch drein. »Nach fünfundzwanzig Jah-

ren?«

»Und dann ist da noch der Brief von der Army, den Harms erwähnt hat. Was für einen Brief würde die Army einem vom Kriegsgericht verurteilten Häftling schicken?«

»Glauben Sie, daß dieser Brief die ganze Sache irgendwie ausgelöst hat?«

»Er könnte irgendeine Information enthalten haben, die Harms zuvor unbekannt war. Ich weiß aber nicht, was das für eine Information gewesen sein könnte, oder warum er sie nicht gekannt hat.«

»Augenblick mal. Wenn Tremaine und Rayfield in Fort Jackson stationiert sind ... warum sollten sie dann zulassen, daß Harms so einen Brief überhaupt bekommt? Wird die Post der Häftlinge nicht zensiert?«

Fiske dachte kurz nach. »Vielleicht ist sie einfach durchge-
rutscht.«

»Oder der Brief wurde gar nicht zum Gefängnis geschickt. Josh Harms schien alles darüber gewußt zu haben. Vielleicht hat er ihn bekommen, zwei und zwei zusammengezählt und Rufus davon erzählt.«

»Und dann hat Rufus irgendwie einen Herzanfall vorge-
täuscht und wurde ins nächste Krankenhaus gebracht, und da hat Josh ihn dann befreit?«

»So könnte es gewesen sein.«

»Wenn wir doch nur wüßten, was an diesem Tag in Fort Jackson passiert ist. Josh und Rufus zufolge können wir wohl davon ausgehen, daß mein Bruder ihn im Gefängnis besucht hat.«

»Warum rufen wir nicht in Fort Jackson an oder fahren hin? Dann können wir doch herausfinden, ob Michael dort war.«

Fiske schüttelte den Kopf. »Wenn diese beiden Typen dort stationiert sind, werden sie das bereits vertuscht haben. Vielleicht haben sie jeden versetzt, der Mike dort gesehen hat. Und mit Chandler können wir nicht dorthin fahren. Was sollen wir

ihm sagen? Daß zwei Jungs von der Army einen Gefangenen suchen, der aus ihrer Obhut entkommen ist? Na und?«

»Na ja, wenn Rayfield und Tremaine im Gefängnis stationiert sind, ist Michael direkt in die Höhle des Löwen marschiert. Auch wenn Sie beide sich nicht nahestanden, überrascht es mich, daß Michael Sie nicht angerufen und um Hilfe gebeten hat. Hätte er das getan, würde er vielleicht noch leben.«

Fiske erstarrte, als er das hörte, und schloß dann die Augen. Er sagte während der ganzen Fahrt kein Wort mehr.

Als sie Saras Cottage erreicht hatten, ging Fiske direkt zum Kühlschrank und holte sich ein Bier. »Haben Sie Zigaretten?«

Sie runzelte die Stirn. »Ich dachte, Sie wären Nichtraucher.«

»Ich habe es vor ein paar Jahren aufgegeben. Aber jetzt brauche ich wirklich eine.«

»Da haben Sie aber Glück.« Sie zog einen Stuhl heran und stellte ihn neben die Küchenzeile. Dann zog sie die Pumps aus und stieg auf die Sitzfläche. »Ich habe herausgefunden, je schwieriger ich an meinen kleinen Vorrat herankomme, desto weniger rauche ich. Ich habe wohl eine richtig faule Ader.«

Fiske sah zu, wie sie sich auf die Zehenspitzen stellte und auf den höchsten Küchenschrank griff. Ihre Finger berührten kaum die Kante.

»Warten Sie, Sara, lassen Sie mich das machen. Sie brechen sich noch das Genick.«

»Ich habe sie schon, John, sie müssen irgendwo hier liegen.« Sie streckte sich gewaltig, und ihr Kleid rutschte hoch, und Fiske ertappte sich, daß er ihre freiliegenden Oberschenkel betrachtete. Sie schwankte ein wenig, und er legte eine Hand um ihre Taille, um sie festzuhalten. Auf der Rückseite ihres rechten Schenkels war ein kleines Muttermal, ein fast perfektes, mattrotes Dreieck. Es schien im Rhythmus ihrer Bewegungen zu pulsieren. Er senkte den Blick zu ihren Füßen, während

er sie weiterhin festhielt. Seine Handfläche ruhte leicht auf der weichen Rundung ihrer Hüfte. Ihre Zehen waren lang und nicht zusammengedrückt, als ginge sie oft barfuß. Er sah beiseite.

»Ich hab' sie.« Sie hielt die Packung hoch. »Sind Camel okay?«

»Solange man sie an einem Ende anstecken kann, ist mir das wirklich egal.« Er half ihr hinab, klopfte eine Zigarette aus der Packung und sah sie dann an. »Auch eine? Sie haben schließlich die ganze Arbeit gemacht.« Sie nickte, und er steckte ihr eine an. Sie rauchten eine Weile, und Sara holte sich ebenfalls ein Bier. Dann gingen sie auf die kleine hintere Veranda hinaus, die einen Blick auf den Fluß bot, und setzten sich auf eine verblichene hölzerne Hollywoodschaukel.

»Sie haben mit dem Haus eine gute Wahl getroffen«, sagte er.

»Als ich es zum erstenmal sah, konnte ich mir vorstellen, mein ganzes Leben hier zu verbringen.« Sie zog die Beine unter sich hoch, klopfte die Asche am Verandageländer ab und beobachtete, wie der Wind sie davonwehte. Sie bog den langen Hals zurück und nippte wieder an dem Bier.

»Sehr impulsiv von Ihnen.«

Sie setzte das Bier ab und sah ihm ins Gesicht. »Haben Sie noch nie so eine spontane Empfindung gehabt?«

Er dachte kurz darüber nach. »Eigentlich nicht. Und was kommt jetzt? Heirat, Kinder? Oder nur die Karriere?« Er zog an der Zigarette und wartete darauf, daß sie antwortete.

Sie trank noch einen Schluck Bier und beobachtete, wie in der Ferne die Lichter von Autos über die Woodrow Wilson Bridge fuhren. Dann stand sie auf. »Lust zum Segeln?«

Überrascht sah er sie an. »Dafür ist es doch ein wenig spät, oder?«

»Nicht später als bei unserem letzten Törn. Ich habe den Segelschein, und das Boot hat Scheinwerfer. Wir drehen eine gemächliche Runde und fahren wieder zurück.« Bevor er ant-

worten konnte, ging sie ins Haus. Nach ein paar Minuten kam sie wieder zurück, bekleidet mit abgeschnittenen Jeans, einem Tank-Top und Segelschuhen. Das Haar hatte sie zu einem Knoten zurückgebunden.

Fiske schaute an seinem Oberhemd, den langen Hosen und Halbschuhen hinab. »Ich habe meinen Matrosenanzug nicht mitgebracht.«

»Das macht nichts. Ich bin der Matrose, nicht Sie.« Sie hatte noch zwei Bier mitgebracht.

Sie gingen zum Dock. Es war fürchterlich schwül, und Fiske brach schnell der Schweiß aus, als er Sara beim Vorbereiten der Segel half. Als er auf dem Bug stand, um das vordere Segel aufzutakeln, rutschte er aus und wäre fast ins Wasser gefallen. »Wenn Sie jetzt in den Potomac gestürzt wären, müßten wir nicht im Mondlicht segeln«, sagte Sara lachend. »Dann würden Sie ganz von alleine glühen.«

Das Wasser war ruhig, am Ufer ging kein Wind, und so warf Sara den Hilfsmotor an, und sie tuckerten zur Mitte des Flusses, wo die Segel endlich eine Brise fanden und in der warmen Luft anschwellen. Die nächste Stunde über glitten sie in gemächlichen Ovalen über den Fluß. Sara hatte den Scheinwerfer eingeschaltet, und der Mond stand im dritten Viertel, und es waren keine anderen Schiffe auf dem Fluß.

Fiske übernahm das Ruder, wobei Sara ihm den Umgang mit der Pinne erklärte, bis er ausreichend vertraut damit war. Jedesmal, wenn sie in den Wind kreuzten, zitterte und sackte das Großsegel, und Fiske mußte sich ducken, während Sara den Baum herumschwang, das Segel sich langsam füllte und sie wieder vorantrieb.

Sie schaute zu ihm hinüber und lächelte. »Es kommt einem doch vor wie Zauberei, etwas Unsichtbares und doch so Starkes einzufangen und es zu zwingen, einem zu Willen zu sein, nicht wahr?«

Er mußte darüber lächeln, wie sie es sagte, so mädchenhaft,

mit so offenem Staunen. Sie tranken Bier und rauchten noch eine Zigarette, nachdem sie sich mehrmals und unter beträchtlichem Gelächter bemüht hatten, sie in der steifen Brise anzuzünden. Sie sprachen über Dinge, die nichts mit den derzeitigen Ereignissen zu tun hatten, und waren beide erleichtert, daß sie dazu imstande waren, wenn auch nur für kurze Zeit.

»Sie haben ein nettes Lächeln«, sagte Sara. »Sie sollten es öfter zeigen.«

Als sie zurückfuhren, hatte Fiske vom ungewohnten Umgang mit dem Tau eine Blase an der Innenseite des Daumens.

Sie vertäuten das Boot und holten die Segel ein. Sara ging zum Haus und kam mit neuem Bier und einer Tüte Salsa-Chips zurück. »Ich will mir nicht nachsagen lassen, daß ich meinen Gästen nichts anbiete.«

Sie setzten sich auf das Boot und tranken, verputzten die Chips und beobachteten die Flugzeuge, die über ihnen donnernd ihre Abgase ausstießen, während in ihrem Kielwasser dann absolute Stille folgte, als wären alle Geräusche in einem Vakuumstaubsauger verschwunden. Der Wind frischte auf, und als der nächtliche Sturm heranrollte, sackte die Temperatur plötzlich ab. Sie beobachteten, wie die Wolken sich an den Rändern schwarz färbten und dann Blitze über den Horizont zuckten. In ihrem Tank-Top zitterte Sara ein wenig, und Fiske legte den Arm um sie. Sie lehnte sich gegen ihn. Dann fielen ein paar Regentropfen, und Sara sprang auf. Mit Fiskes Hilfe holte sie die Vinylplanen heraus und breitete sie über die offenen Teile des Bootes aus.

»Wir gehen besser rein«, sagte sie.

Sie gingen zum Haus und liefen die letzten paar Meter, als plötzlich ein Wolkenbruch einsetzte.

»Morgen haben wir einen langen Tag vor uns«, sagte Sara und schaute auf die Küchenuhr, während sie ihr nasses Haar mit einem Papiertuch abtrocknete.

»Besonders, nachdem wir letzte Nacht gar nicht geschlafen

haben«, sagte Fiske und gähnte. Sie schalteten das Licht aus und gingen nach oben.

Sara sagte gute Nacht und ging in ihr Schlafzimmer. Fiske beobachtete durch die Türöffnung, wie sie das Fenster öffnete und mit der Brise auch etwas Regen einließ. Der Strahl eines Blitzes flackerte durch den Himmel und schlug irgendwo in die Erde ein. Der Donner war ohrenbetäubend. So viel Kraft, dachte Fiske. Er ging durch den Korridor ins Gästezimmer und zog sich aus. In Shorts und T-Shirt setzte er sich aufs Bett und lauschte dem Regen.

Sein Zimmer war stickig, doch er machte keine Anstalten, ein Fenster zu öffnen. Das Haus war zu alt, um eine zentrale Klimaanlage zu haben; nicht einmal an die Fenster waren Airconditioner montiert. Offensichtlich zog Sara es vor, sich von der Brise vom Fluß abkühlen zu lassen. Eine Wanduhr tickte die Sekunden ab. Er ertappte sich dabei, wie er seinen Puls damit verglich. Sein Herz schlug schnell, pumpte Liter von Blut durch seinen Körper.

Er zog die Hosen wieder an, erhob sich und ging den Korridor entlang. Ihr Zimmer war jetzt dunkel, doch die Tür stand noch offen. Windstöße bewegten die Vorhänge hin und her. Er blieb auf der Schwelle stehen und beobachtete sie, wie sie im Bett lag, nur von einem Laken bedeckt.

Sie beobachtete ihn, wie er sie beobachtete. Er konnte die Ränder ihrer Pupillen sehen. Wartete sie auf ihn? Wollte sie, daß er diesmal zu ihr kam? Er ging zögernd in den Raum, als sei es das erste Mal, daß er das Schlafzimmer einer Frau betrat. Sie bewegte sich nicht und sagte auch nichts, ermunterte, aber entmutigte ihn auch nicht.

Er legte sich neben sie, und sie rutschte augenblicklich zu ihm hinüber, als wolle sie ihm keine Gelegenheit lassen, seine Entscheidung zu überdenken, vor ihr zu fliehen. Sie war nackt. Ihr Körper war warm, ihre Haut glatt; die Brüste waren etwas feucht und voller Wärme, es war noch immer fürchterlich

schwül. Sie hatte den Haarknoten geöffnet, und das Haar fiel ihr ins Gesicht. Sie preßte die Lippen zusammen und öffnete sie wieder; ihre Finger streichelten ihn sanft am ganzen Körper.

Sie küßten sich, zuerst leicht, dann mit größerer Tiefe. Sie schickte sich an, ihm das T-Shirt auszuziehen, streichelte seine Brust, rieb ihren Bauch an dem seinen. Er drückte ihre Hand zur Seite und zog das Hemd wieder herunter. Während der Regen auf das Dach trommelte und am Fenster abglitt, streifte Fiske die Shorts ab, richtete sich auf die Ellbogen auf und schob sich auf sie.

Sara erwachte früh, als die ersten Strahlen des Sonnenlichts gerade über die Fensterbank fielen. Hinter dem Sturm waren Wellen köstlich kühler Luft gekommen, und ein Himmel, der sich innerhalb von einer Stunde von Rosa und Grau in ein tiefes Blau verfärben würde.

Sie streckte den Arm aus, um ihn zu berühren, und merkte, daß das Bett neben ihr leer war. Schnell setzte sie sich auf und schaute sich um. Sie schlang das Laken um ihren Körper, stürmte den Korridor entlang und sah im Gästezimmer nach. Leer. Das Bad ebenfalls. Voller Panik erreichte sie die oberste Stufe der Treppe – und blieb stehen. Ein Lächeln legte sich auf ihr Gesicht.

Sie beobachtete Fiske, wie er sich eine Tasse Kaffee einschenkte und dann Eier in eine Schüssel aufschlug und geriebenen Cheddarkäse hinzugab. Der Geruch anbratender Zwiebeln stieg ihr in die Nase.

Fiske hatte sich schon angezogen, sein Haar war noch naß vom Duschen. Als er sich umdrehte, um die Kühlschranktür zu öffnen, sah er sie.

Sara zog das Laken etwas enger um sich. »Ich dachte, du wärest gegangen.«

»Ich wollte dich etwas länger schlafen lassen. Es war eine kurze Nacht.«

Eine wunderbare Nacht, wollte sie sagen, tat es dann aber doch nicht. »Alles in Ordnung?« fragte sie so beiläufig, wie sie konnte. Sie war noch immer nicht imstande, die verborgenen Bedeutungen hinter seinen Worten, Bewegungen und seiner Gestik zu deuten. Besonders nicht, wenn sie etwas betrafen, das noch so frisch war wie ihre erste gemeinsame Nacht. War es ein schlechtes Zeichen, daß er lieber Frühstück machte, als neben ihr zu liegen?

»Mir geht es gut, Sara.« Er lächelte, als wolle er ihr zeigen, daß dem tatsächlich so war.

Sie erwiderte das Lächeln. »Was immer du da machst, es riecht wunderbar.«

»Nichts Besonderes. Ein Käseomelett.«

»Mein Frühstück besteht normalerweise aus trockenem Toast und Pulverkaffee. Eine schöne Abwechslung. Habe ich noch Zeit zum Duschen?«

»Beeil dich.«

»Nicht wie letzte Nacht.« Sie lächelte, klimperte mit den Lidern und drehte sich um. Hinten bedeckte das Laken nichts.

Fiske sah ihr nach, verspürte wieder Erregung beim Anblick ihres nackten Körpers, der zarten, sinnlichen Rundungen ihres Rückens, der Hinterbacken und Beine. Er setzte sich an den Küchentisch und sah sich in dem behaglichen Raum um. Er hatte eine Weile auf der hinteren Veranda gestanden und beobachtet, wie über ihm langsam die Sonne aufging. Die Morgendämmerung kam ihm über dem Wasser immer viel reiner vor, als böten diese beiden unbedingt notwendigen Bestandteile des Lebens, Wärme und Wasser, eine fast spirituelle Erhebung.

Als im Bad das Wasser zu rauschen anfang, sah er zur Treppe zurück. Nachdem Sara eingeschlafen war, hatte er sie beobachtet. In der Dunkelheit der Nacht hatte er, während ihre vermischten Ausdünstungen sich wie eine zweite Haut um sie legten, den Eindruck gehabt, als gehörte er zu ihr und sie zu ihm. Doch dann war die unverblünte Klarheit des Morgens

gekommen.

Fiske hob die Kaffeetasse an die Lippen, setzte sie aber schnell wieder ab. Hätte er damals seinen Bruder sofort zurückgerufen, würde Mike jetzt noch leben. Dieser Wahrheit würde Fiske niemals entkommen können. Er würde auf ewig damit leben müssen.

KAPITEL 47

Elizabeth Knight erwachte ebenfalls bei Anbruch der Dämmerung, duschte und zog sich schnell an. Jordan Knight schlief noch fest, und sie machte keine Anstalten, ihn zu wecken. Sie kochte Kaffee, schenkte sich eine Tasse ein, nahm ihr Notizbuch, setzte sich auf die Terrasse und beobachtete den Sonnenaufgang. Sie studierte jede Seite ihres Materials für die heutige mündliche Verhandlung, darunter auch Steven Wrights letzte Vorlage. Als sie die Seiten umblätterte, mußte sie gegen die Tränen ankämpfen. Sie schwor sich, daß sein Tod nicht vergebens sein würde. Ramsey würde bei diesem Fall nicht den Sieg davontragen.

Sie hatte bereits alles daran gesetzt, um dafür zu sorgen, daß Barbara Chance und Frauen wie sie die Army wegen des grausamen, sadistischen und illegalen Verhaltens ihrer männlichen Angehörigen auf Schadenersatz verklagen konnten. Die Organisation, die Immunität vor solchen Klagen verdiente, war noch nicht erfunden worden. Doch nun war ihre Motivation, ihr Wille, die Entscheidung durchzusetzen und Ramsey zu schlagen, ums Tausendfache gestiegen. Sie trank den Kaffee aus, packte ihre Aktentasche und nahm sich ein Taxi zum Obersten Gerichtshof.

Fiske rieb seine geröteten Augen und versuchte, die Erinnerung an die vergangene Nacht und die verwirrenden Folgen, die sich daraus ergaben, zu verdrängen. Er saß in einem abgetrennten Teil des Saals, der für Angehörige des Gerichts reserviert war. Er sah zu Sara hinüber, die mit den anderen Assessoren auf den steil ansteigenden Rängen über der Richterbank saßen. Sie bemerkte seinen Blick, schaute zu ihm hinüber und lächelte.

Während die Richter zwischen den Vorhängen hervortraten und Platz nahmen, beendete Perkins seine kleine Rede, und alle

Anwesenden erhoben sich. Fiske sah zu Richterin Knight hinüber. Ihre unauffälligen Bewegungen – hier das leichte Aufsetzen eines Ellbogens, dort ein Finger, der über Papier glitt – zeugten von einer fast unbeherrschbaren Energie. Sie sah aus, dachte er, wie eine Rakete, die an ihren Verankerungen riß, unbedingt explodieren wollte. Er sah zu Ramsey hinüber. Der Mann lächelte, wirkte ganz ruhig, schien alles unter Kontrolle zu haben. Doch hätte Fiske auf jemanden setzen müssen, hätte er seine Chips ganz nach rechts geschoben, direkt vor Richterin Elizabeth Knight.

Der Fall *Chance gegen die Vereinigten Staaten* wurde aufgerufen.

Der Anwalt der Chance, ein scharfer Hund von der juristischen Fakultät der Universität Harvard, der schon mehrfach mit großem Erfolg vor dem Obersten Gerichtshof aufgetreten war, machte sich schwungvoll an seine Argumentation.

Bis Ramsey ihn unterbrach.

»Sie kennen den *Feres*-Grundsatz, Mr. Barr?« fragte er, womit er sich auf das Urteil des Obersten Gerichtshofs aus dem Jahr 1950 bezog, das dem Militär zum erstenmal Immunität vor Klagen gewährt hatte.

Barr lächelte. »Leider ja.«

»Verlangen Sie von uns, daß wir einen seit fünfzig Jahren bestehenden Präzedenzfall aufheben?« Ramsey schaute die Bank auf und ab. »Wie können wir diesen Fall zu Gunsten Ihrer Klientin entscheiden, ohne das Militär und dieses Gericht auf den Kopf zu stellen?«

Die Knight ließ nicht zu, daß Barr darauf antwortete. »Das Gericht hat sich von diesem Argument nicht abhalten lassen, die Rassentrennung an den Schulen dieses Landes aufzuheben. Wenn die Sache gerechtfertigt ist, sind auch die Mittel gerechtfertigt, und Präzedenzfälle dürfen uns nicht im Weg stehen.«

»Bitte beantworten Sie meine Frage, Mr. Barr«, beharrte Ramsey.

»Dieser Fall unterscheidet sich von dem Präjudiz.«

»Wirklich? Es ist doch unbestritten, daß Barbara Chance und ihre männlichen Vorgesetzten Uniform trugen, sich auf Regierungseigentum befanden und ihren offiziellen Pflichten nachgingen, als der sexuelle Zwischenfall sich ereignete?«

»Ich würde erzwungenen Geschlechtsverkehr kaum als »offizielle Pflicht« bezeichnen. Doch ungeachtet dessen ist die Tatsache, daß ihr Vorgesetzter seinen Rang benutzte, um sie zu etwas zu zwingen, das einer Vergewaltigung gleichkommt, und ...«

»Und«, warf Knight ein, die anscheinend einfach nicht still bleiben konnte, »die vorgesetzten Offiziere im fraglichen Stützpunkt und in der regionalen Kommandostelle wußten von diesen Vorfällen, wurden sogar schriftlich darüber in Kenntnis gesetzt, haben aber nur höchst beiläufige Ermittlungen eingeleitet. Barbara Chance persönlich hat die örtliche Polizei hinzugezogen. Erst deren Untersuchung förderte schließlich die Wahrheit zutage. Diese Wahrheit ist ein Vorfall, der bei jeder anderen Organisation in diesem Land zu Schadenersatz berechtigenden würde.«

Fiske sah von Ramsey zu Knight. Plötzlich hatte er den Eindruck, es säßen keine neun Richter dort, sondern nur noch zwei. In Fiskes Vorstellung hatte der Gerichtssaal sich in einen Boxring verwandelt, mit Ramsey als Champion und der Knight als talentierter, aber eindeutig unterlegener Herausforderin.

»Wir sprechen hier über das Militär, Mr. Barr«, sagte Ramsey, sah dabei aber die Knight an. »Dieses Gericht hat entschieden, daß das Militär *sui generis* ist. Mit diesem Präjudiz haben Sie es zu tun. Bei Ihrem Fall geht es um die Befehlshierarchie. Eine Untergebene und ihr Vorgesetzter. Genau dieses Thema hat dieses Gericht – mehrfach – angesprochen und dabei eindeutig entschieden, daß es sich nicht in die mutmaßliche Immunität des Militärs einmischen wird. So lautete gestern das Gesetz, und so lautet es heute. Was mich zu meiner ursprüngli-

chen Aussage zurückführt. Um für Ihre Klientin einzutreten, müßte dieses Gericht eine lange Reihe von Präzedenzurteilen aufheben, die über die Jahre hinweg stets bestätigt wurden. Das verlangen Sie von uns.«

»Wie ich schon erwähnt habe, ist der *stare decisis* eindeutig nicht unfehlbar«, sagte Knight und bezog sich damit auf die Praxis des Gerichts, an seinen einmal getroffenen Urteilen festzuhalten und sie zu bestätigen.

Es ging auch weiterhin zwischen der Knight und Ramsey hin und her. Jede Salve, die die eine Seite abfeuerte, wurde von der anderen umgehend beantwortet. Die anderen Richter und auch Mr. Barr waren kaum mehr als interessierte Zuschauer, dachte Fiske.

Als der Anwalt für die Vereinigten Staaten, James Anderson, zu seinem Plädoyer vortrat, ließ die Knight ihn gar nicht erst zu Wort kommen.

»Warum beeinträchtigt es die Befehlshierarchie, wenn wir eine Klage auf Schadenersatz wegen stillschweigender Duldung einer feindseligen Umgebung für Frauen zulassen?« fragte sie ihn.

»Das hätte eindeutig negative Auswirkungen auf die Integrität des Verhältnisses zwischen vorgesetztem und untergeordnetem Personal«, antwortete Anderson wie aus der Pistole geschossen.

»Mal sehen, ob ich Ihre Argumentation richtig verstanden habe. Indem wir dem Militär über Jahre hinweg erlaubt haben, seine Soldaten ungestraft zu vergiften, zu vergasen, zu verstümmeln, zu töten und zu vergewaltigen, und den Opfern jeden Anspruch auf Regreß verweigern, verbessern wir irgendwie die Beziehungen zwischen den Militärangehörigen untereinander und die Integrität des Militärs? Es tut mir leid, aber dieser Zusammenhang erschließt sich mir nicht ganz.«

Fiske mußte sich zusammenreißen, um nicht laut aufzulaufen. Sein Respekt vor der Knight als Anwältin und Richterin

wuchs um das Zehnfache. Mit zwei Sätzen hatte sie die gesamte Argumentation der Army ins Lächerliche gezogen. Er schaute zu Sara hinüber. Ihr Blick ruhte auf der Knight, und zwar mit beträchtlichem Stolz, wie Fiske zu erkennen glaubte.

Anderson errötete schwach. »Wie der Chief Justice schon klargestellt hat, ist das Militär ein einzigartiges eigenständiges Gebilde. Wenn man zuläßt, daß nach Belieben Klagen eingereicht werden, behindert und zerstört man diese besondere Verbindung zwischen dem Personal nur.«

»Also ist das Militär etwas Besonderes?«

»Richtig.«

»Weil es uns verteidigt und schützt?«

»Genau.«

»Die vier Waffengattungen der bewaffneten Streitkräfte werden also durch diese Immunität geschützt. Warum erweitern wir diesen Schutz dann nicht auf andere ›besondere‹ Organisationen? Zum Beispiel auf die Feuerwehr? Die Polizei? Sie schützen uns. Auf den Secret Service? Er schützt den Präsidenten, möglicherweise die wichtigste Person unseres Landes. Was ist mit Krankenhäusern? Sie retten uns das Leben. Warum verleihen wir den Krankenhäusern keine Immunität vor Klagen, falls Ärzte Krankenschwestern vergewaltigen?«

»Wir begeben uns jetzt weit über die Grenzen dieses Falles hinaus«, sagte Ramsey streng.

»Meines Erachtens versuchen wir, genau diese Grenzen festzulegen«, schoß Knight zurück.

»Ich glaube, der Fall *Vereinigte Staaten gegen Stanley* ...«, begann Anderson.

»Freut mich, daß Sie ihn erwähnen. Lassen Sie mich kurz die Fakten dieses Falls zusammenfassen«, sagte die Knight. Sie wollte sich unbedingt Gehör verschaffen. Die anderen Richter sollten es mitbekommen, von denen viele schon hier gesessen hatten, als der Fall ursprünglich entschieden worden war, aber auch die Öffentlichkeit. Für die Knight war der Fall Stanley

einer der schlimmsten Justizirrtümer der Geschichte und der Inbegriff aller Fehler, welche dieses Gericht begangen hatte. Zu dieser Schlußfolgerung war auch Steven Wright in seiner Vorlage gekommen. Und sie hatte vor, dieser Ansicht heute Gehör und bei der Abstimmung eine Mehrheit zu verschaffen.

Als Richterin Knight wieder das Wort ergriff, war ihre Stimme stark und fest.

»Stanley war in den fünfziger Jahren in der Army und hat sich freiwillig für ein Programm gemeldet, das angeblich mit einer in der Entwicklung befindlichen Schutzkleidung gegen chemische Kriegführung zu tun hatte. Die Versuche wurden in Maryland durchgeführt, auf dem Versuchsgelände Aberdeen. Stanley hat sein schriftliches Einverständnis erklärt, wurde aber niemals aufgefordert, irgendeine Spezialkleidung anzulegen oder Tests mit Gasmasken oder so durchzuführen. Er hat lediglich über einen längeren Zeitraum hinweg mit Psychologen über eine Vielzahl persönlicher Angelegenheiten gesprochen, bekam während dieser Sitzungen ein paar Gläser Wasser zu trinken, und das war es auch schon. Etwa zwanzig Jahre später bekam Stanley, mit dessen Leben es nach diesen Versuchen ständig bergab ging – Scheidung, unehrenhafte Entlassung aus der Army, unerklärliches Verhalten – einen Brief von der Army, in dem er gebeten wurde, an einer Nachuntersuchung teilzunehmen, zu der alle Armeeangehörigen aufgefordert wurden, die 1959 an einem Versuch teilgenommen hatten, bei dem Angehörigen der Army LSD verabreicht worden war, weil die Army die Langzeitwirkung der Droge testen wollte. Unter dem Vorwand, Schutzkleidung gegen Kampfgas zu testen, hatte die Army ihm ohne sein Wissen LSD verabreicht.«

Ein kollektives Keuchen ging durch die Reihen des Publikums, als es dies hörte, und die Besucher fingen an, miteinander zu sprechen. Perkins mußte tatsächlich auf seinen Hammer zurückgreifen, was in den letzten Jahren so gut wie nicht mehr vorgekommen war.

Während Fiske dort saß und aufmerksam zuhörte, wurde ihm klar, wie wichtig dieser Fall war. Rufus Harms hatte bei diesem Gericht einen Antrag auf Berufung gestellt. Wollte auch er die Army verklagen? Als er in der Army war, war etwas Schreckliches mit ihm geschehen. Bestimmte Personen hatten ihm etwas angetan, das sein Leben ruiniert und zum Tod eines kleinen Mädchens geführt hatte. Rufus wollte seine Freiheit, wollte Gerechtigkeit. Er hatte die Wahrheit auf seiner Seite, hatte er behauptet. Doch selbst die Wahrheit würde ihm unter der derzeitigen Rechtsprechung nicht weiterhelfen. Genau wie Sergeant Stanley würde Private Rufus Harms verlieren.

Richterin Knight fuhr fort, insgeheim sehr zufrieden mit der Reaktion der Zuschauer. »Der Psychologe war bei der CIA angestellt. Die CIA und die Army hatten einen gemeinsamen Versuch über die Wirkung der Droge gestartet, um herauszufinden, ob sie zum Beispiel bei Verhören verwendet werden könnte. Stanley hat die Army zu Recht dafür verantwortlich gemacht, sein Leben zerstört zu haben, und geklagt. Sein Fall ist schließlich beim Obersten Gericht gelandet.« Sie hielt inne. »Und er hat verloren.«

Ein weiteres erstauntes Räuspern vom Publikum.

Fiske sah zu Sara hinüber. Ihr Blick war noch immer auf die Knight gerichtet. Dann sah Fiske zu Ramsey. Er war unglaublich wütend.

»Im Prinzip verlangen Sie von diesem Gericht, Barbara Chance und ähnlichen Klägerinnen eins der wichtigsten verfassungsmäßigen Rechte zu verweigern, die wir als Volk haben: das Recht, sich an ein Gericht zu wenden. Das verlangen Sie doch, nicht wahr? Daß die Schuldigen nicht bestraft werden.«

»Mr. Anderson«, warf Ramsey ein, »was ist mit den Männern geschehen, welche diese Notzucht begangen haben?«

»Mindestens einer von ihnen wurde vor das Kriegsgericht gestellt, schuldig gesprochen und zu einer Haftstrafe verurteilt«, erwiderte Anderson erneut wie aus der Pistole geschossen.

Ramsey lächelte triumphierend. »Also blieb dieses Verbrechen kaum ungestraft.«

»Mr. Anderson, aus der Gerichtsakte geht eindeutig hervor, daß die Vergehen, wegen denen der Mann zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde, schon seit geraumer Zeit an der Tagesordnung und höherrangigen Offizieren bekannt waren, die sich allerdings geweigert haben, Maßnahmen einzuleiten. Erst, als Barbara Chance sich an die örtlichen Polizeibehörden wandte, erfolgte eine Ermittlung. Also sagen Sie mir ... wurden die Schuldigen tatsächlich bestraft?«

»Ich würde sagen, es hängt davon ab, wie man Schuld definiert.«

»Wer ist für die polizeiliche Überwachung des Militärs verantwortlich, Mr. Anderson? Wer sorgt dafür, daß das, was Sergeant Stanley passierte, nicht noch einmal geschieht?«

»Das Militär selbst. Und es erledigt diese Aufgabe hervorragend.«

»Das Urteil im Fall Stanley wurde 1986 gesprochen. Seitdem haben wir Tailhook gehabt, die noch immer nicht aufgeklärten Zwischenfälle während des Golfkriegs, und die Vergewaltigung weiblicher Militärangehöriger. Das bezeichnen Sie als hervorragende Arbeit?«

»Nun ja, in jeder großen Organisation wird es hier oder da etwas Ärger geben.«

Die Knight fuhr zornig hoch. »Ich bezweifle doch stark, daß die Opfer dieser Verbrechen diese Zwischenfälle als ›etwas Ärger‹ bezeichnen würden.«

»Natürlich, ich wollte damit nicht sagen ...«

»Als ich vorschlug, diese Immunität auf die Polizei, die Feuerwehr und Krankenhäuser auszudehnen, waren Sie nicht damit einverstanden, nicht wahr?«

»Nein. Zu viele Ausnahmen von der Regel widerlegen die Regel.«

»Sie erinnern sich doch an die Explosion der *Challenger*,

oder?« Anderson nickte. »Die Hinterbliebenen der Zivilisten an Bord des Shuttles wären berechtigt gewesen, die Regierung und die Firma, die den Shuttle erbaut hat, auf Schadenersatz zu verklagen. Doch den Familienangehörigen des Militärpersonals an Bord wurde dieses Recht aufgrund der Immunität, das dieses Gericht dem Militär verliehen hat, verweigert. Halten Sie das für fair?«

Anderson griff auf die alte, zuverlässige Leier zurück. »Wenn wir Klagen gegen das Militär zulassen, gefährden wir damit unnötig die nationale Sicherheit dieses Landes.«

»Und genau das ist des Pudels Kern«, sagte Ramsey, überaus zufrieden damit, daß Anderson die Sache zur Sprache gebracht hatte. »Es ist ein Balanceakt, und dieses Gericht hat bereits entschieden, wo das Gleichgewicht liegt.«

»Ganz genau, Chief Justice«, sagte Anderson. »Es ist ein unumstößliches Gesetz.«

Die Knight lächelte fast. »Wirklich? Ich dachte, ein unumstößliches Gesetz sei das verfassungsmäßige Recht der Bürger dieses Landes, vor den Gerichten auf Schadenersatz für ihre erlittenen Verluste zu klagen. Kein Gesetz dieses Landes gewährt dem Militär Immunität vor Klagen. Der Kongreß hat das nicht als angemessen erachtet. In Wirklichkeit war es dieses Gericht, das dem Militär diese Sonderbehandlung 1950 aus heiterem Himmel zugestanden hat. Das würde ich kaum als unumstößlich bezeichnen.«

»Doch es handelt sich nun um das vorherrschende Präjudiz«, stellte Ramsey klar.

»Präjudizen ändern sich«, erwiderte die Knight. Ramseys Worte ärgerten sie zutiefst, denn gerade der Chief Justice hatte kein Problem damit, schon lange bestehende Präzedenzfälle aufzuheben, wenn es ihm gerade paßte.

»Mit allem gebührenden Respekt«, sagte Anderson, »ich halte es für das beste, wenn das Militär diese Angelegenheiten intern regelt, Richterin Knight.«

»Mr. Anderson, bestreiten Sie die Zuständigkeit oder Befugnis dieses Gerichts, diesen Fall zu verhandeln und ein Urteil zu fällen?«

»Natürlich nicht.«

»Dieses Gericht muß entscheiden, ob man sich ironischerweise praktisch jeden Schutz und alle Rechte nehmen lassen muß, die man als Bürger hat, wenn man seinem Land beim Militär dient.«

»So würde ich es nicht unbedingt ausdrücken.«

»Aber ich, Mr. Anderson. Es ist wirklich eine Frage der Gerechtigkeit.« Sie sah Ramsey an. »Und wenn wir hier keine Gerechtigkeit bieten, fällt mir wirklich nicht ein, wo man sie finden könnte.«

Während Fiske diesen leidenschaftlichen Worten lauschte, schaute er wieder zu Sara. Als wüßte sie irgendwie, daß er sie ansah, erwiderte sie seinen Blick.

Fiske glaubte plötzlich zu wissen, daß sie dasselbe wie er dachte: Würde Rufus Harms je wirkliche Gerechtigkeit finden, auch wenn sie das ganze Geheimnis irgendwie aufklären sollten und die Wahrheit schließlich herauskam?

KAPITEL 48

Josh Harms aß sein Sandwich auf und rauchte dann gemütlich eine Zigarette, während sein Bruder auf dem Beifahrersitz döste. Sie standen auf einem Weg in einem dichten Waldgebiet, der von Holzfällern angelegt worden war. Nachdem sie fast die ganze Nacht durchgefahren waren, hatten sie schließlich anhalten müssen, weil Josh kaum noch die Augen aufhalten konnte und er nicht gewollt hatte, daß sein Bruder fuhr. Schließlich hatte Rufus seit fast dreißig Jahren nicht mehr hinter dem Steuer eines Fahrzeugs gesessen. Außerdem mußte Rufus sich aus offensichtlichen Gründen hinten im Wagen verstecken, wenn sie auf der Straße waren. Rufus hatte Wache gehalten, solange sein Bruder geschlafen hatte, und nun hatte Josh ihn abgelöst.

Sie hatten während der Fahrt darüber gesprochen, was sie nun unternehmen sollten. Zu seiner eigenen Überraschung hatte Josh sich dagegen ausgesprochen, nach Mexiko zu fahren.

»Verdammt, was ist nur los mit dir? Ich dachte, du wolltest nichts damit zu tun haben. Das hast du doch gesagt, oder?« hatte Rufus staunend angemerkt.

»Ja. Aber nachdem wir uns einmal entschieden haben – verdammt, nachdem *ich* mich entschieden habe –, sollten wir dabei bleiben. Mehr sage ich gar nicht. Ich bin doch kein Schlappschwanz, der sich vor irgendwas drückt. Wenn du was unternehmen willst, solltest du es tun.«

»Hör mal, Josh, wenn Fiske nicht so schnell geschaltet hätte, wären wir beide jetzt tot. Ich will dich nicht auf dem Gewissen haben.«

»Siehst du, da denkst du nicht richtig nach. Verdammt, schlimmer, als es ist, kann es nicht mehr werden. Warum sorgen wir nicht dafür, daß es besser wird? Du hattest recht. Sie haben verdient, daß man es ihnen heimzahlt. Als ich diese beiden Burschen in Riders Büro sah, hätte ich sie fast kaltblütig

niedergeschossen, und so etwas hab' ich in meinem ganzen Leben noch nicht getan. Fiske und diese Frau, sie haben sich für uns stark gemacht. Vielleicht meinen sie es ja doch ehrlich.«

Rufus starrte ihn an. »Und du hast kein Problem damit?«

»Zum Teufel, hältst du mich etwa für einen Rassisten?« Josh klopfte eine Zigarette aus der Schachtel, und ein Grinsen erhellte sein Gesicht, als er das sagte.

»Ich werde einfach nicht schlau aus dir, Josh.«

»Das mußt du auch nicht. Ich bin selbst nicht schlau aus mir geworden, und ich hatte lange genug dafür Zeit. Du mußt dich jetzt nur entscheiden, ob du nach Mexiko fahren oder es durchstehen willst. Und mach dir keine Sorgen um mich. Wenn einer auf sich aufpassen kann, dann bin ich es.«

Damit war die Sache erledigt, und sobald sein Bruder aufwachte, würden sie nach Virginia zurückfahren, sich mit Fiske zusammentun und herausfinden, was sie bewerkstelligen konnten. Wenn sie Beweise brauchten, konnten sie sie irgendwo, irgendwie beschaffen, davon ging Josh fest aus. Sie hatten die Wahrheit auf ihrer Seite, und wenn das nichts mehr zählte, konnten sie sich gleich erschießen.

Josh suchte den umgebenden Wald mit Blicken ab. Hier hatten die Blätter sich bereits verfärbt, und das Sonnenlicht schnitt durch das Laubwerk und schuf eine Kombination aus Farben und Strukturen. Wenn er auf der Jagd war, setzte er sich im Wald oft hin; er suchte sich einen alten Baumstamm, ruhte seine Knochen aus und genoß die schlichte Schönheit des Landes, ein Wunder, das einen keinen roten Heller kostete. Nachdem er aus Südostasien zurückgekehrt war, hatte er die Wälder ein paar Jahre lang gemieden. In Vietnam bedeuteten die Bäume, die Erde, alles um einen herum den Tod. Und die Vietnamesen waren sehr einfallsreich darin gewesen, ihre Gegner auszuschalten.

Er sah auf die Uhr. Noch zehn Minuten, und sie mußten sich

wieder auf den Weg machen.

Er schaute wieder aus dem Fenster und kniff die Augen zusammen, als das Sonnenlicht mit schmerzhafter Grelle von irgendeinem Gegenstand reflektiert wurde. Er atmete ein statt aus, spuckte die Zigarette aus dem Fenster, ließ den Motor an und legte den Gang ein.

»Verdammt, was ist los?« sagte Rufus, als der Ruck ihn weckte.

»Nimm deine Waffe und halt den Kopf unten, verdammt!« schrie Josh ihn an. »Es ist Tremaine!«

Rufus griff nach seiner Pistole und duckte sich.

Tremaine stürmte aus dem Wald und eröffnete das Feuer. Die vier Schüsse aus der Maschinenpistole trafen die Heckklappe des Campingwagens, zerschmetterten ein Rücklicht und durchlöcherten den Rahmen. Die Reifen des Wagens schleuderten Erde hoch, die Tremaine kurzzeitig blendete, und er stellte das Feuer ein, stürmte vorwärts und versuchte verzweifelt, wieder freie Schußbahn auf den Wagen zu bekommen.

Josh spürte, was Tremaine vorhatte, und riß das Lenkrad nach links herum. Der Wagen brettete von der Straße und in die ausgetrocknete Rinne eines flachen Bachbetts. Ein guter Schachzug, denn aus der anderen Richtung kam Rayfield mit dem Jeep die Straße entlanggerast und versuchte, dem Campingwagen den Weg abzuschneiden.

Rayfield hielt an, um Tremaine einsteigen zu lassen, und sie folgten dem Wohnmobil.

»Verdammt noch mal, wie haben sie uns gefunden?« fragte Rufus ungläubig.

»Wäre Zeitverschwendung, sich darüber den Kopf zu zerbrechen!« rief Josh. »Sie sind hier!« Er warf einen Blick in den Rückspiegel und kniff die Augen zusammen. Der Jeep war wendiger und besser dazu geschaffen, sich im Gelände zu bewegen, als der unhandliche Campingwagen.

»Sie werden auf die Reifen schießen, und dann sind wir ein

leichtes Ziel für sie«, sagte Rufus.

»Tja, Vic hätte sofort auf die Reifen schießen sollen. Das war sein zweiter Fehler.«

»Und sein erster?«

»Das Sonnenlicht hat sich auf seinem Fernglas gespiegelt. Ich hab' die Reflexionen viel eher gesehen als das kleine Arschloch selbst.«

»Hoffentlich machen sie noch mehr Fehler.«

»Wir verlassen uns auf uns selbst und hoffen, daß das reicht.«

Im Jeep beugte Tremaine sich aus dem Fenster und schoß. Die Maschinenpistole war auf große Reichweite praktisch nutzlos, auch wenn sie aus nächster Nähe einen ganzen Zug in ein paar Sekunden ausschalten konnte. Aber er hatte es nur auf zwei Männer abgesehen. Er schob den Halteriemen der Waffe von der Schulter und streckte den Unterarm aus.

»Fahr so dicht ran, wie du kannst«, fauchte er einen nervös wirkenden Rayfield an. »Wenn ich einen ihrer Reifen treffe, rasen sie gegen den nächsten Baum, und unsere Probleme haben sich erledigt.«

Rufus sah im Campingwagen durch das Fenster zurück und erkannte, was Tremaine vorhatte. Er schob die Glasscheibe auf, die das Fahrerhaus vom hinteren Bereich trennte, und zielte auf den Jeep.

Er hatte seit fast dreißig Jahren keine Waffe mehr in der Hand gehabt; die Grundausbildung an einem Gewehr war seine letzte Erfahrung mit einer Feuerwaffe gewesen. Als er abdrückte, drang die Detonation in seine Ohren, und das Fahrerhaus füllte sich augenblicklich mit dem widerlichen Gestank verbrannten Metalls und gezündeten Pulvers. Die Kugel durchschlug die hintere Glastür des Campingaufbaus und flog dann wie eine wütende, metallüberzogene Hornisse auf den Jeep zu. Tremaine duckte sich in den Jeep zurück, und das Fahrzeug scherte ein wenig aus.

»Was getroffen?« fragte Josh.

»Hab uns etwas Zeit verschafft.« Rufus' Hand zitterte, und er rieb seine Ohren. »Hab ganz vergessen, wie laut diese Dinger sind.«

»Versuch mal, drei Jahre lang mit einer M-16 zu schießen. Die sind echt laut, vor allem, wenn sie in dein Gesicht explodieren. Halt dich fest.«

Josh riß das Lenkrad nach rechts und dann nach links, um mehreren Bäumen auszuweichen, die in das Bachbett gefallen waren. Hinter ihnen tauchte ein Gebüsch mit Kiefern, Eichen und Brombeersträuchern auf. Als der Jeep aufholte, nahm Tremaine wieder seine Schußposition ein. Josh riß den Wagen nach rechts und jagte durch eine schmale Spalte zwischen den Bäumen und Büschen. Blätter und schmale Äste schlugen gegen den Wagen und rissen an ihm. Doch das Manöver hatte den gewünschten Erfolg, denn Tremaine mußte schnell den Kopf einziehen, damit er ihm nicht von einem Ast abgerissen wurde.

Der Jeep wurde langsamer. Der schmale Weg wurde vor ihnen etwas breiter, und Josh entschloß sich, den Vorteil auszunutzen. Er hoffte darauf, daß Rayfield die Nerven verlor.

»Übernimm das Lenkrad!« rief er seinem Bruder zu.

Rufus tat wie geheißen und sah abwechselnd seinen Bruder an und nach vorn, in die Richtung, in die der Campingwagen preschte.

Josh zog seine Pistole und schaute zu den Bäumen vor ihnen. Sie befanden sich jetzt auf einigermaßen ebenem Gelände, und der Wagen schaukelte nicht mehr so heftig. Er ergriff die Pistole mit beiden Händen, versuchte, Geschwindigkeit und Entfernung abzuschätzen, und visierte dann sein Ziel: einen dicken Ast ziemlich weit oben an einer zwölf Meter hohen Eiche. Der Ast war mindestens sechs Meter lang und zehn Zentimeter dick, und andere, kleinere Äste sprossen aus ihm. Er hing direkt über der schmalen Rinne. Ein Umstand hatte Joshs Auf-

merksamkeit hauptsächlich erregt: Der Ast war so lang und schwer, daß er direkt am Stamm schon angebrochen war.

Josh schob den Arm aus dem Fenster, hielt ihn parallel zum Wagen, zielte und schoß. Die erste Kugel traf den Baumstamm direkt über der Stelle, wo der Ast abzweigte.

Nachdem er nun die Flugbahn berechnet hatte, setzte er das Feuer fort, und alle Kugeln trafen den Ast genau dort, wo er in den Stamm überging. Für Josh war das keine herausragende Demonstration von Treffsicherheit. Er hatte zum Spaß auf Äste geschossen, seit er alt genug war, um ein Gewehr vom Kaliber 22 zu halten. Waschbären und Eichhörnchen verscheuchen, ein harmloses Spiel. Doch er hatte es noch nie versucht, während er in einem Fahrzeug saß, das durch ein ausgetrocknetes Bachbett fuhr und gleichzeitig Zielscheibe von zwei anderen Männern war.

Der Wagen raste dem Baum entgegen, auf den Josh schoß, und Rufus mußte die Augen aufhalten, weil er ja lenkte, verzog jedoch bei jedem Schuß das Gesicht. In seinen Ohren klingelte es so laut, daß Josh ihm hätte ins Gesicht schreien können, und er hätte es nicht gehört. Der schwere Ast sackte ein paar Zentimeter tiefer. Josh schoß noch immer, und Holzsplitter stiegen von der Eiche hoch wie Dampf aus einer alten Lokomotive.

Tremaine erkannte, was er vorhatte. »Drück auf die Tube!«

Rayfield trat das Gaspedal durch.

Josh wandte den Blick nicht vom Ast ab und setzte sein Feuer fort. Der Ast gab noch etwas nach, und schließlich setzte die Schwerkraft sich durch, und er brach und senkte sich. Jetzt war er nur noch durch ein Stück Rinde mit dem Baum verbunden, und dann schlug der Ast hart gegen den Stamm, riß sich los und stürzte hinab. Josh trat auf das Gas und übernahm wieder das Lenkrad. Sie preschten an dem Baum vorbei.

»Fahr zu!« schrie Tremaine Rayfield an.

Doch Rayfield trat auf die Bremse, und fünfhundert Kilo Ast prallten genau vor ihnen auf die schmale Fahrbahn. Tremaine

wurde fast aus dem Jeep geschleudert.

»Verdammt, warum hast du angehalten?« Tremaine schien drauf und dran zu sein, die Maschinenpistole auf den Mann neben ihm zu richten.

Rayfield atmete schwer. »Weil das verdammte Ding uns sonst zerschmettert hätte! Der Jeep hat kein Hardtop, Vic.«

Josh sah nach vorn und dann nach rechts, wo das Bachbett etwas breiter wurde. Er trat hart auf die Bremse, scherte nach links aus, schwang den Wagen herum, fuhr nach rechts und gab Gas. Der Campingwagen brach durch das Unterholz, hob etwas vom Boden ab, als er über eine flache Rinne fuhr, und landete auf einer Lichtung. Als der Wagen wieder aufsetzte, prallte Rufus mit dem Kopf gegen den Himmel des Fahrerhauses.

»Verdammt, was machst du da?«

»Halt dich einfach nur fest.«

Josh gab wieder Gas, und Rufus schaute gerade noch rechtzeitig auf, um die kleine Hütte zu sehen, die sein Bruder Sekunden vor ihm ausgemacht hatte. Er warf einen Blick zurück und sah genau das, was er erwartet hatte. Nämlich nichts. Aber es würde nicht lange dauern, bis Tremaine und Rayfield den Jeep um das Hindernis bugsiert hatten.

Hinter der Hütte lag eine Straße. Er hatte also recht gehabt. Wo sich im Wald eine Hütte befand, gab es normalerweise auch eine Straße. Er zog den Wagen auf die andere Seite des alten Gebäudes herum – und fluchte laut auf. Ja, da war eine Straße. Aber die Durchfahrt wurde von einer großen, stählerne Barrikade versperrt. Und auf beiden Seiten der Barrikade befand sich undurchdringliches Buschwerk. Josh schaute zurück. Sie saßen in der Falle. Er hätte vielleicht noch abhauen können, aber Rufus war viel zu langsam, und er würde seinen Bruder nicht zurücklassen.

Er kniff die Augen zusammen und betrachtete die Hütte. Der Jeep würde in höchstens einer Minute hier sein. Er konnte jetzt schon das Feuer der Maschinenpistole hören, mit dem ihre Ver-

folger den großen Ast zerfetzten, damit der Jeep die Bruchstücke zur Seite schieben konnte.

Kurz darauf brettete das Geländefahrzeug über die Rinne und landete auf der Lichtung. Rayfield trat sofort auf die Bremse, als er die Hütte sah.

»Wo sind sie?« fragte er.

Tremaine suchte die Umgebung mit dem Fernglas ab und entdeckte die Straße, die sich durch den Wald schlängelte. »Da lang!« rief er und zeigte in die Richtung.

Rayfield gab Gas, und der Jeep schoß um die Ecke der Hütte. Er sah sofort, daß die Straße blockiert war, und trat wieder auf die Bremse. Mit einem Aufheulen des Motors raste der Campingwagen vorwärts, der sich auf der anderen Seite der Hütte verborgen hatte, prallte in die Seite des Jeeps, warf das Fahrzeug auf die Seite und schleuderte Rayfield und Tremaine hinaus.

Rayfield landete auf einem Stapel verrotteter Baumstümpfe, und sein Kopf stand in einem unnatürlichen Winkel vom Körper ab. Er bewegte sich nicht mehr.

Tremaine ging hinter dem umgestürzten Jeep in Deckung und eröffnete das Feuer, zwang Josh damit, den Kopf hinter dem Armaturenbrett in Sicherheit zu bringen und den Campingwagen zurückzusetzen. Dann erstarb der Motor. Dampf quoll aus der Kühlerhaube, und die Vorderreifen waren platt.

Rufus gab ihm Deckung, und Josh sprang hinaus. Nach einem weiten Satz landete er auf den Knien und rollte sich ab, hechtete weiter, bis er es zum Heck des Wagens geschafft hatte, und riskierte dann einen Blick. Josh konnte die Spitze der Maschinenpistole sehen. Tremaine hatte seine sichere Position also nicht verlassen, legte wahrscheinlich – genau wie Josh es gerade tat – ein neues Magazin ein und nahm sich einen Augenblick Zeit, um die taktische Lage abzuklären.

Joshs Herz hämmerte, und er rieb sich die Augen, um Erde und Schweiß zu entfernen. Er hatte sowohl auf fremdem als

auch auf amerikanischem Boden schon viele Kämpfe bestanden, aber der letzte war fast dreißig Jahre her. Außerdem spielte das sowieso keine Rolle: Man hatte jedesmal entsetzliche Angst davor, sterben zu müssen. Wenn jemand auf einen schoß, trug das nicht gerade dazu bei, daß man klarer denken konnte. Man reagierte in erster Linie instinktiv.

Aber Josh hatte einen Vorteil. Sie waren zu zweit, und ihr Gegner war allein. Josh spähte wieder um das Heck des Wagens, lief dann los und schaffte es zum Rand der Hütte.

»Rufus!« rief er. »Bei drei!«

»Fang an zu zählen!« rief Rufus zurück. Seine Stimme zitterte leicht vor Furcht.

Drei Sekunden später eröffnete Josh das Feuer auf Tremaine. Die Kugeln prallten vom Rahmen des Jeeps ab. Rufus lief zum Heck des Wagens. Dort mußte er jedoch in Deckung gehen, als es Tremaine gelang, eine Salve zwischen den Wagen und die Hütte zu feuern. Die Luft roch nach Schüssen und dem Schweiß verängstigter Männer.

Josh und Rufus sahen sich an, und als Josh dann spürte, daß in seinem Bruder die Panik emporstieg, zwang er sich ein Lächeln ab.

»He, Vic«, rief er, »wie wär's, wenn du den verdammten Witwenmacher fallen läßt und mit erhobenen Händen rauskommst?«

Tremaine antwortete, indem er dicht über Joshs Kopf ein Stück Holz aus der Hütte schoß.

»Okay, okay, Vic, ich hab' verstanden. Jetzt bleib mal schön cool, ja, Kleiner? Keine Angst, wir werden dich und Rayfield begraben. Lassen euch nicht liegen, als Fraß für die Bären und so. Das ist 'ne üble Scheiße, wenn Tiere Leichen fressen. Das hast du doch in Vietnam gesehen, nicht wahr, Vic? Vielleicht bist du aber auch zu schnell in die andere Richtung gelaufen, um das mitzukriegen.« Während Josh sprach, bedeutete er Rufus, an Ort und Stelle zu bleiben, und zeigte dann um die Hütte

herum, um seinem Bruder zu erklären, was er vorhatte.

Rufus nickte; er hatte verstanden. Josh würde versuchen, den Mann ins Blickfeld seines Bruders zu treiben, damit Rufus ihn dann ausschalten konnte. Rufus zog seine Waffe heran und schob ein neues Magazin hinein. Zum Glück hatte sein Bruder sich die Zeit genommen, ihm zu zeigen, wie das ging. Er hatte Schwierigkeiten mit dem Atmen; die Waffe in seiner Hand kam ihm unglaublich schwer vor. Er befürchtete, daß er, ganz zu schweigen vom nötigen Geschick, nicht die Nerven, den Killerinstinkt haben würde, den Mann niederzuschießen, selbst wenn Tremaine auf ihn zustürmen und mit dieser verdammten Maschinenpistole auf ihn feuern würde. Rufus hatte im Gefängnis gegen viele Männer gekämpft, um zu überleben – aber nur mit den Händen, auch wenn seine Gegner mit selbstgebastelten Messern oder Rohren bewaffnet gewesen waren. Aber eine Schußwaffe war etwas anderes. Eine Schußwaffe konnte aus der Entfernung töten. Doch wenn er nicht schoß, würde sein Bruder sterben. Und diesmal konnte er Gott nicht bitten, ihm zu helfen. Er konnte seinen Herrn nicht auffordern, ihm zu helfen, einen anderen Menschen zu töten.

Halb gebückt lief Josh vorn an der Hütte vorbei und blieb gelegentlich stehen, um eindringlich zu lauschen. Einmal wagte er es, den Kopf zu einem der Fenster zu heben, in der Hoffnung, er könne vielleicht durch den Raum und zum hinteren Fenster wieder hinaus sehen, wo irgendwo der Jeep liegen mußte. Doch der Winkel war ungünstig, und die Sicht war ihm versperrt. Josh war jetzt völlig konzentriert. Die Furcht war noch da, sehr stark sogar, doch er hatte sein Bestes gegeben, um sie in Adrenalin umzuwandeln, all seine Sinne zu schärfen. Er hielt die Pistole nach vorn gerichtet; nur allzu gut wußte er, daß Tremaine vielleicht ahnte, was er vorhatte. In diesem Fall würde er hinter dem Jeep hervorschlüpfen, von der anderen Seite um die Hütte herumkommen und ihn irgendwo auf halbem Wege treffen. Maschinenpistole gegen Pistole, hundert

Schüsse gegen einen, das hieß: Josh würde sterben, und danach auch Rufus.

Er trat noch einen Schritt vor. Dann hörte er, wie die Maschinenpistole wieder losrattete und die Kugeln in den Campingwagen schlugen. Er lief weiter und um die Ecke. Solange Tremaine auf Rufus schoß, konnte Josh ihn umgehen und den Mistkerl ein für allemal zum Schweigen bringen.

Dieser Plan war zum Scheitern verurteilt, denn als er um die Ecke bog, stand Tremaine dort und richtete seine Pistole genau auf Joshs Kopf. Der erstaunte Josh blieb so abrupt stehen, daß seine Füße im Kies den Halt verloren und er der Länge nach hinfiel. Das war sein Glück, denn so schlug die Kugel in seine Schulter statt in sein Herz. Sein Schwung trug ihn weiter, und seine Beine rissen die Tremaines weg, und beide fielen schwer zu Boden. Ihre Pistolen flogen in hohem Bogen durch die Luft.

Tremaine war als erster wieder oben; Josh wurde von der blutenden Schulter behindert, die er sich hielt. Tremaine zog ein Messer aus dem Gürtel. Im Hintergrund verklangen die Schüsse der Maschinenpistole. Josh schrie auf, als Tremaine gegen ihn sprang und beide Männer so hart gegen die Wand der Hütte prallten, daß das primitive Gebäude bis in die Fugen des Holzes erschüttert wurde. Josh gelang es, Tremaines Hieb mit dem Unterarm zu blockieren. Seine ganze Seite tat höllisch weh. Was für ein Geschoß auch immer in ihn eingedrungen war, es war nicht in seiner Schulter steckengeblieben, sondern hatte auch andere Teile seines Körpers erkundet.

Es gelang ihm, nach Tremaine zu treten und ihn einmal im Magen zu erwischen, doch der Mann sprang sofort wieder auf und griff Josh erneut an. Josh spürte, wie das Messer durch sein Hemd und in seine Seite drang, und drohte das Bewußtsein zu verlieren. Den Schmerz, den die zweite Verletzung hervorrief, nahm er kaum wahr, so überwältigend war der von der ersten. Er konnte kaum noch ausmachen, wie der Mann das Messer herauszog und den Arm zu einem letzten Stich zurück-

bog. Wahrscheinlich zielt er auf meinen Hals, dachte Josh träge, während sein Gehirn allmählich dicht machte. Stiche in die Kehle gingen schnell und waren immer tödlich. Das würde er jedenfalls tun, dachte er, während die Dunkelheit sich um ihn herum schloß.

Das Messer sollte sich niemals senken. Es verharrte an der höchsten Stelle und näherte sich Josh Harms nicht. Tremaine trat und schlug um sich, während er von dem Verletzten zurückgerissen wurde. Rufus stand direkt hinter ihm. Mit einer Hand umklammerte er das Gelenk der Hand, welche die Waffe hielt. Er schlug sie immer wieder gegen die Hütte, bis Tremaine schließlich die Finger öffnen und das Messer fallen lassen mußte. Tremaine war muskulös und hatte eine ausgezeichnete Ausbildung im Nahkampf genossen. Doch er war wesentlich kleiner als Rufus. Und im Kampf Mann gegen Mann gab es nur wenige, die Rufus Harms gewachsen waren. Wenn der Riese erst einmal jemanden gepackt hatte, war er wie ein Grizzlybär. Und er hatte Vic Tremaine, den Mann, der sein Leben in einen Alptraum verwandelt hatte, von dem er glaubte, er würde nie aufhören, fest im Griff.

Als Tremaine versuchte, einen Unterarm gegen Rufus' Luftrohre zu drücken, änderte Rufus seine Taktik, hob Tremaine ganz vom Boden hoch und rammte sein Gesicht immer wieder gegen die Wand, bis Tremaine benommen von den Stößen und sein Gesicht ganz blutig war. Schließlich stieß Rufus ihn mit dem Kopf durch das Fenster, und Glasscherben schnitten tief in das Gesicht des Mannes. Rufus hoffte, daß Tremaine das Bewußtsein verloren hatte, doch dann schrie Josh vor Schmerz laut auf, und Rufus schaute zu ihm hinüber und lockerte den Griff ein wenig. Tremaine spürte seine Chance, trat gegen Rufus' Knie, rammte einen Ellbogen in seine Niere und zwang den Riesen zu Boden. Tremaine riß sich los, rollte herum, griff sein Messer und stürzte sich auf den Wehrlosen.

Die Kugel traf ihn mitten in den Hinterkopf und fällte ihn auf

der Stelle.

Rufus richtete sich mühsam auf und schaute zu seinem Bruder. Aus dem Lauf der Neun-Millimeter-Pistole in Joshs Hand stiegen noch Rauchfäden empor. Dann ließ Josh die Pistole fallen und sackte auf den Boden zurück. Rufus lief zu ihm und kniete neben ihm nieder. »Josh! Josh?«

Josh öffnete die Augen und sah zu Tremaines verdrehter Leiche hinüber. Er war gleichzeitig erleichtert und entsetzt über das, was er getan hatte. Selbst der schlimmste Feind auf der Welt sah tot gar nicht mehr so furchterregend aus.

Er richtete den Blick wieder auf Rufus. »Das hast du gut gemacht, kleiner Bruder. Scheiße, besser als ich.«

»Hättest du ihn nicht erschossen, wäre ich jetzt tot.«

»Durfte nicht zulassen, daß er dich erwischt. Durfte nicht zulassen ...«

Rufus riß das Hemd seines Bruders auf und sah sich die Verletzungen an. Das Messer hatte nur seine Seite aufgerissen. Wahrscheinlich keine lebenswichtigen Innenorgane getroffen, aber die Wunde blutete verdammt stark. Die Kugel war jedoch etwas ganz anderes. Rufus sah das Blut, das aus dem Mund seines Bruders tropfte, und den immer glasigeren Blick seiner Augen. Rufus stoppte die Blutung an der Oberfläche, konnte aber nichts dagegen tun, was im Körperinneren vor sich ging. Und genau das konnte Josh umbringen. Rufus zog sein Hemd aus und legte es über seinen Bruder, der nun trotz der Hitze zitterte.

»Halte durch, Josh.« Rufus lief zum Jeep und durchsuchte ihn schnell. Er fand den Erste-Hilfe-Kasten und hastete zu seinem Bruder zurück. Josh hatte die Augen geschlossen und schien nicht mehr zu atmen.

Rufus schüttelte ihn sanft. »Josh, Josh, tu das nicht, halt deine verdammten Augen auf. Schlaf mir bloß nicht ein, Josh!«

Schließlich öffnete Josh die Augen und schien einen lichten Moment zu haben. »Du mußt hier weg, Rufus. All diese Schüs-

se ... jemand könnte sie gehört haben und nachsehen kommen. Du mußt hier weg. Sofort.«

»Das ist richtig – *wir* müssen hier weg.«

Rufus hob Josh vorsichtig hoch und untersuchte seinen Rücken. Die Kugel war nicht ausgetreten, steckte noch irgendwo im Körper. Rufus säuberte beide Wunden.

Irgendwann hielt Josh seinen Arm fest. »Rufus, verdammt noch mal, verschwinde von hier«, sagte er.

»Wenn du nicht gehst, gehe ich auch nicht. Also müssen wir dich wieder hinkriegen.«

»Du bist noch immer verrückt.«

»Ja, ich bin völlig durchgeknallt, also lassen wir es dabei bewenden.« Er war mit dem Säubern fertig und verband die Wunden. Dann hob er seinen Bruder vorsichtig hoch, doch die Bewegung löste bei Josh einen Hustenanfall aus, und Blut floß aus seinem Mund auf das Hemd. Rufus trug ihn zum Campingwagen und legte ihn davor auf den Boden.

Josh warf einen verzweifelten Blick auf das völlig verbeulte Fahrzeug. »Scheiße, Rufus, die Karre bringt uns nirgendwo mehr hin.«

»Das ist mir auch klar.« Rufus holte eine Flasche Wasser aus dem Campingwagen, schraubte sie auf und hob sie an Joshs Lippen. »Kannst du die halten? Du brauchst jetzt viel Flüssigkeit.«

Josh antwortete, indem er die Flasche mit der unverletzten Hand ergriff und einen Schluck trank.

Rufus stand auf und ging zu dem umgestürzten Jeep. Tremaine hatte die Maschinenpistole zwischen dem Sitz und der metallenen Türverstrebung des Jeeps eingeklemmt. Der Mann hatte einen Draht, ein Stück Metall und eine Schnur benutzt, um den Abzug der Maschinenpistole auf Dauerfeuer einzustellen, während er den Hinterhalt für Josh vorbereitete. Rufus zog die Waffe heraus, sah sich den Jeep kurz an und drückte dann gegen die Motorhaube, um das Fahrzeug aufzurichten. Doch

auf diese Weise bekam er keinen günstigeren Ansatzpunkt, und seine Füße glitten in dem losen Kies aus. Er sah sich das Fahrzeug noch einmal an. Eigentlich gab es nur eine Möglichkeit für ihn, es aufzurichten.

Er drückte den Rücken gegen die Oberkante der Fahrerseite und ging in die Hocke. Dann grub er die Finger in die Erde und den Kies, bis sie sich unter der Seite des Jeeps befanden, und schloß sie fest um das Metall. Er schob kräftig, um abzuschätzen, womit er es zu tun hatte. Der Jeep war schwer, verdammt schwer. Vor dreißig Jahren wäre das kein großes Problem für ihn gewesen. Als junger Mann hatte er den vorderen Teil eines Buicks, mit Motor und allem, um einen guten halben Meter hochgehoben. Aber er war keine zwanzig mehr. Er schob erneut und spürte, daß der Jeep sich ein Stückchen bewegte, bevor er dann wieder zurückkippte. Er schob erneut, keuchte vor Anstrengung, und die Muskeln in seinem Nacken spannten sich unter der Haut.

Josh setzte die Flasche ab und schaffte es sogar, sich aufzurichten und gegen den zerfetzten Reifen des Campingwagens zu lehnen, um zu beobachten, was sein Bruder vorhatte.

Rufus war bereits müde. Seine Arme und Beine waren nicht mehr daran gewöhnt, seit langer Zeit nicht mehr. Er war immer stark gewesen, stärker als jeder andere. Doch würde seine Kraft nun ausreichen, da er sie wirklich brauchte? Wenn er diesen verdamnten Jeep nicht aufrichten konnte, würde sein Bruder auf jeden Fall sterben.

Er ging wieder in die Hocke, schloß die Augen und öffnete sie wieder. Dann schaute er in den Himmel, in dem träge eine große, schwarze Krähe kreiste. Ohne die geringsten Sorgen auf der Welt, mit langgezogenen, gemächlichen Pinselstrichen auf der blauen Leinwand.

Während der Schweiß nur so von Rufus' Gesicht strömte, schloß er wieder fest die Augen und tat, was er immer tat, wenn er nicht mehr weiter wußte, wenn er glaubte, er würde es

nicht schaffen. Er betete. Er betete für Josh. Er bat den lieben Gott, ihm die Kraft zu geben, die er brauchte, um seinem Bruder das Leben zu retten.

Er ergriff wieder die Seite des Jeeps und spannte die mächtigen Muskeln an. Er schob mit den langen Armen und streckte die gekrümmten Beine. Einen Moment lang schwebten Jeep und Mensch in einem prekären Gleichgewicht, bewegten sich weder auf noch ab – der Jeep wollte nicht nachgeben, und Rufus war genauso starrsinnig. Doch dann wurde das Gewicht einfach zuviel für Rufus, und er sank langsam zurück. Aber er spürte, er würde keine weitere Chance bekommen. Als der Jeep den Kampf endgültig zu gewinnen drohte, öffnete er den Mund und stieß einen schrecklichen Schrei aus, der Tränen aus seinen Augen zwang. Als Josh sah, was für eine unmögliche Leistung sein Bruder für ihn zu vollbringen versuchte, rollten auch über sein erschöpftes Gesicht Tränen hinab.

Als Rufus spürte, daß der Jeep sich Zentimeter um qualvollen Zentimeter hob, öffnete er die Augen wieder. Seine Gelenke und Sehnen brannten vor Anstrengung, während er keuchte und schob und hob und den Schmerz ignorierte, der unentwegt Warnsignale durch seinen zitternden Körper schickte. Der Jeep kämpfte um jeden mörderischen Zentimeter. Er knarrte und ächzte und verfluchte ihn. Doch dann stand Rufus aufrecht und gab dem Metallklotz einen letzten Stoß. Wie eine brechende Welle überwand der Jeep den Punkt, an dem es kein Zurück mehr gab, prallte hart auf den Boden, schaukelte einmal und blieb dann auf allen vier Reifen stehen.

Rufus setzte sich in den Jeep. Er zitterte am ganzen Körper vor der unglaublichen Anstrengung.

Josh betrachtete ihn mit stummem Staunen. »Verdammt«, brachte er schließlich hervor. Mehr fiel ihm zu dem, was er gerade beobachtet hatte, nicht ein.

Rufus' Herz raste mittlerweile so schnell, daß er schon befürchtete, sein Erfolg könne sich als Pyrrhussieg erweisen. Er

griff sich an die Brust und atmete tief durch. »Bitte«, sagte er leise, »bitte nicht.« Eine Minute später stand er langsam auf, schlurfte zu seinem Bruder hinüber und trug ihn vorsichtig in den Jeep. Er entfernte das Stoffdach, das sich verschoben hatte, als Tremaine und Rayfield aus dem Fahrzeug geschleudert worden waren. Dann holte er so viele Vorräte aus dem Campingwagen, wie er auf der Rückbank des Jeeps verstauen konnte, und legte auch seine Bibel und die Waffen dazu. Er setzte sich hinter das Lenkrad, zögerte dann und schaute zu Tremaine und Rayfield hinüber. Schließlich sah er zu der kreisenden Krähe hoch, zu der sich nun mehrere Brüder gesellt hatten, die fast so groß wie Bussarde waren. Wenn er die beiden Toten einfach liegen ließ, würden sie in weniger als einem Tag bis auf die Knochen abgenagt sein.

Rufus stieg aus dem Jeep und ging zu Rayfield hinüber. Er mußte den Puls des Mannes nicht überprüfen. Die Augen logen nicht. Und der Gestank des entleerten Darms auch nicht. Er zog zuerst Rayfields und dann Tremaines Leiche in die Hütte, sprach ein paar schlichte Worte, erhob sich dann und schloß die Tür zu. Eines Tages würde er ihnen alles vergeben, was sie getan hatten, aber nicht heute. Rufus stieg wieder in den Jeep, warf Josh einen zuversichtlichen Blick zu und drehte den Zündschlüssel. Der Motor sprang nicht beim ersten, aber beim zweiten Versuch an. Das Knirschen des Getriebes gab Rufus einen Schnellkurs im Fahren mit einem Schaltwagen. Aber der Jeep rollte mit einem Ruck vorwärts, und die Brüder ließen das Schlachtfeld hinter sich.

KAPITEL 49

Die Richter nahmen nach mündlichen Verhandlungen traditionsgemäß ein privates Mittagessen im Speisesaal im ersten Stock des Gebäudes ein. Fiske hatte Sara im Büro gelassen; sie mußte noch einiges aufarbeiten. Er nutzte die Gelegenheit, um selbst Nachforschungen zu betreiben. Da die Mordkommission der Polizei von Washington ihn nicht mehr mit Informationen versorgte, mußte er sich nach einer anderen Quelle umsehen. Vielleicht würde ihm Leo Dellasandro, der Chief der Gerichtspolizei, helfen.

Als er durch den Gang schritt, dachte er an die mündliche Verhandlung, der er gerade beigewohnt hatte. Obwohl er Anwalt war, war ihm nie richtig bewußt gewesen, was für eine Macht von diesem Gebäude ausging. Der Oberste Gerichtshof hatte im Verlauf seiner Geschichte bei einer Vielzahl wichtiger Themen einige sehr unpopuläre Entscheidungen getroffen. Viele davon waren mutig und, zumindest nach Fiskes Meinung, richtig gewesen. Aber die Erkenntnis, daß das Land heutzutage vielleicht ganz anders aussehen würde, hätten sich ein oder zwei Richter bei einigen oder allen dieser Abstimmungen anders entschieden, war beunruhigend. Seiner Meinung zufolge war das ein bedenklicher, wenn nicht gar gefährlicher Zustand.

Fiske dachte auch an seinen Bruder, und daran, wie viel Gutes er zweifellos an diesen Ort gebracht hatte, auch wenn er nur ein wissenschaftlicher Mitarbeiter gewesen war. Mike Fiske war mit seinen Ansichten und Taten immer fair und gerecht gewesen. Und wenn er seine Zuneigung erst einmal vergeben hatte, hätte niemand sich einen treueren Freund wünschen können.

Mike Fiske war wie geschaffen für diesen Ort gewesen. Das Gericht hatte in der Tat einen großen Verlust erlitten, als ihm jemand das Leben genommen hatte. Aber keinen so großen wie

die Familie Fiske.

Fiske blieb vor Dellasandros Tür im Erdgeschoß stehen, klopfte an und wartete. Er klopfte noch einmal, öffnete die Tür dann und spähte hinein. Er sah ins Vorzimmer von Dellasandros Büro, in dem dessen Sekretärin arbeitete. Wahrscheinlich ist sie beim Mittagessen, dachte Fiske. Er trat in das Büro. »Chief Dellasandro?« Er wollte wissen, ob man auf den Überwachungsvideos irgend etwas gefunden hatte. Und, ob einer der Gerichtspolizisten Wright nach Hause gefahren hatte.

Er ging zur Tür des inneren Büros. »Chief Dellasandro, ich bin's, John Fiske. Haben Sie einen Augenblick Zeit für mich?« Noch immer keine Antwort. Fiske entschloß sich, dem Mann eine Nachricht zu hinterlassen. Aber er wollte sie nicht auf den Schreibtisch der Sekretärin legen.

Er betrat Dellasandros Büro und ging zu dessen Schreibtisch. Dort fand er einen Zettel und schrieb mit einem Kuli aus dem Halter auf dem Tisch eine kurze Mitteilung. Als er fertig war und den Zettel so auf den Schreibtisch legte, daß man ihn sofort bemerken mußte, schaute er sich kurz in dem Büro um. Auf den Regalen und an den Wänden bemerkte er zahlreiche Andenken, die von einer glänzenden Laufbahn zeugten. An einer Wand hing ein Foto von einem viel jüngeren Dellasandro in seiner Uniform.

Fiske drehte sich zur Tür um. An der Rückseite des Türblatts hing eine Jacke. Sie mußte Dellasandro gehören, war offensichtlich Bestandteil seiner Gerichtsuniform. Als Fiske daran vorbei ging, fielen ihm mehrere Flecken auf dem Kragen auf. Er rieb mit dem Finger darüber und untersuchte den Rückstand: Make-up. Er ging ins Vorzimmer und sah sich die Fotos an, die dort auf dem Schreibtisch standen. Er hatte Dellasandros Sekretärin einmal gesehen. Eine junge, große Brünnette mit ziemlich beeindruckenden Gesichtszügen. Auf ihrem Schreibtisch stand ein Foto von ihr und Chief Dellasandro. Er hatte den Arm um ihre Schulter gelegt; beide lächelten in die Kame-

ra. Wahrscheinlich hatten viele Sekretärinnen Fotos machen lassen, die sie mit ihrem Boß zeigten. Aber da war etwas in ihren Augen, und auch der Umstand, wie dicht nebeneinander sie standen, ließ darauf schließen, daß es sich vielleicht um mehr als nur eine platonische berufliche Beziehung handelte. Er fragte sich, ob das Gericht besondere Vorschriften über den Kontakt der Mitarbeiter untereinander erlassen hatte. Und es gab noch einen Grund, wieso Dellasandro gut beraten wäre, die Hosen an und die Hände von der Sekretärin zu lassen: Fiske warf einen Blick zurück in Dellasandros Büro und auf das Foto auf seinem Bücherschrank. Es zeigte seine Frau und seine Kinder. Eine sehr glücklich aussehende Familie. Offensichtlich nur an der Oberfläche. Als er das Büro verließ, kam er zum Schluß, daß das Foto ziemlich genau zusammenfaßte, wie diese Institution und die Welt im allgemeinen funktionierte: Oberflächen konnten sehr trügerisch sein; man mußte tiefer graben, um die unverfälschte Wirklichkeit zu finden.

Rufus trat auf die Bremse. »Ich werde den ersten Cop anhalten, den ich sehe«, sagte er. »Du brauchst dringend Hilfe.«

Mühsam setzte Josh sich auf. »Den Teufel wirst du tun. Die Cops nehmen dich fest, finden Tremaine und Rayfield, und du bist erledigt.«

»Du brauchst einen Arzt, Josh.«

»Ich brauche gar nichts.« Mit einer plötzlichen Bewegung griff er nach seiner Pistole. »Wir haben das angefangen, wir bringen es zu Ende.« Er richtete den Lauf der Waffe auf seinen Bauch. »Wenn du anhältst, schieße ich mir ein Loch in den Balg.«

»Du bist verrückt. Verdammt, was soll ich denn machen?«

Josh spuckte Blut. »Suche Fiske und das Mädchen. Ich kann dir nicht mehr helfen, vielleicht können sie es.«

Rufus warf einen Blick auf die Pistole.

»Versuch es erst gar nicht. So eine Kugel ist verdammt

schnell.«

Rufus legte den Gang wieder ein und fuhr auf die Straße zurück. Josh beobachtete ihn; sein Blick wurde immer wieder unscharf. »Hör mit der Scheiße auf.«

»Was?«

»Ich sehe doch, daß du vor dich hin murmelst. Hör auf, für mich zu beten.«

»Ich lasse mir von niemandem vorschreiben, wann ich mit dem lieben Gott spreche.«

»Halt mich aber da raus.«

»Ich bete dafür, daß er dich am Leben hält.«

»Hast du den Eindruck, das würde mich einen Dreck scheeren? Du verschwendest deine Zeit.«

»Gott hat mir die Kraft gegeben, diesen Jeep hochzuheben.«

»Du hast diesen verdammten Schrotthaufen hochgehoben. Es sind keine Engel vom Himmel hinabgestiegen, um dir zu helfen.«

»Josh ...«

»Fahr einfach.« Die Intensität des Schmerzes zwang Josh, sich plötzlich vorzubeugen. »Ich will mich nicht mehr unterhalten.«

Als Sara in ihrem Büro gerade ein Gutachten abschließen wollte, erhielt sie eine dringende Aufforderung von Elizabeth Knight, zu ihr zu kommen. Das überraschte sie beträchtlich, denn normalerweise hielten die Richter am Mittwochnachmittag eine Konferenz ab, bei der sie die Fälle besprachen, die sie am Montag gehört hatten. Jeder Richter hatte zwei Sekretärinnen und einen persönlichen Assistenten. Als sie die Kammer der Knight betrat, begrüßte sie Harriet, die langjährige Sekretärin der Knight, welche die Richterin schon auf mehreren Stationen ihrer Laufbahn begleitet hatte. Normalerweise war Harriet fröhlich und freundlich, doch nun klang ihr Tonfall kalt. »Sie werden schon erwartet, Miss Evans.«

Sara ging an Harriets Schreibtisch vorbei und blieb an der Tür von Elizabeth Knights Büro stehen. Sie drehte sich um und sah, daß Harriet sie anstarrte. Schnell wandte die Sekretärin sich wieder ihrer Arbeit zu. Sara atmete tief ein und öffnete die Tür.

In dem Büro standen oder saßen Ramsey, Detective Chandler, Perkins und Agent McKenna. Elizabeth Knight saß hinter ihrem antiken Schreibtisch und fummelte nervös mit einem Brieföffner herum, als sie Sara sah.

»Bitte kommen Sie herein und setzen sich.«

Ihr Tonfall ist aber nicht gerade herzlich, dachte Sara.

Sie nahm in einem Ohrensessel Platz, der sorgfältig postiert worden war, wie sie dachte, denn sein Standort ermöglichte es allen Anwesenden, sie direkt anzusehen. Oder vielleicht zu konfrontieren?

Sie sah die Knight an. »Sie wollten mich sprechen?«

Ramsey trat vor. »Wir alle wollten Sie sprechen, oder genauer gesagt anhören, Miss Evans. Aber ich werde Detective Chandler die Ehre überlassen.« So ernst hatte Sara Ramsey noch nie gesehen. Er lehnte sich gegen den Kamin und sah sie weiterhin an. Nervös faltete er die Hände und öffnete sie wieder.

Chandler saß ihr gegenüber. Seine Knie berührten fast die ihren. »Ich muß Ihnen einige Fragen stellen, Miss Evans, und möchte, daß Sie wahrheitsgemäß antworten«, sagte er ruhig.

Sara sah sich im Raum um. »Brauche ich einen Anwalt?« fragte sie nur halb im Scherz.

»Nicht, wenn Sie nichts Falsches getan haben, Sara«, stellte die Knight schnell klar. »Doch Sie sollten die Entscheidung, ob Sie einen Rechtsbeistand hinzuziehen möchten, selbst treffen.«

Sara schluckte unter Schwierigkeiten und sah dann wieder Chandler an. »Was möchten Sie also wissen?«

»Haben Sie je den Namen Rufus Harms gehört?«

Sara schloß kurz die Augen. Ach, du Scheiße. »Lassen Sie

mich erklären ...«

»Ja oder nein, Miss Evans?« sagte Chandler. »Für Erklärungen haben Sie später Gelegenheit.«

Sie nickte. »Ja«, sagte sie dann.

»Woher genau kennen Sie diesen Namen?«

Sie rutschte auf ihrem Stuhl herum. »Ich weiß, daß er ein entflohener Häftling ist. Das habe ich in der Zeitung gelesen.«

»Wann haben Sie zum erstenmal von ihm gehört?« Als sie nicht antwortete, fuhr Chandler fort: »Sie haben sich im Postraum nach einem Berufungsantrag erkundigt, den Rufus Harms angeblich eingereicht hat. Und zwar, bevor er aus dem Gefängnis ausgebrochen ist, nicht wahr? Wonach haben Sie gesucht?«

»Ich dachte ... ich wollte ...«

»Hat John Fiske Sie darauf angesetzt?« fragte die Richterin scharf. Sie betrachtete Sara forschend, und die Enttäuschung auf ihrem Gesicht bewirkte, daß Sara sich noch schuldiger fühlte.

»Nein. Ich habe mich aus eigenem Antrieb danach erkundigt.«

»Warum?« fragte Chandler. Aufgrund seines unverbindlichen Gesprächs mit Fiske in der Cafeteria des Gerichts ahnte er die Wahrheit bereits. Aber er mußte sie von ihr hören.

Sara atmete tief aus und ließ den Blick erneut über die Mächte gleiten, die sich gegen sie verbündet hatten. Sie wünschte sich, Fiske würde plötzlich auftauchen und ihr helfen, aber das würde nicht geschehen. »Ich habe irgendwann zufällig etwas gesehen, das wie ein Antrag mit Rufus Harms' Namen darauf aussah. Im Postraum habe ich mich danach erkundigt, weil ich mich nicht entsann, ihn auf der Liste gesehen zu haben. Dort fand sich aber kein Eintrag.«

»Wo haben Sie diesen Antrag gesehen?« warf Ramsey ein, bevor Chandler dieselbe Frage stellen konnte.

»Irgendwo«, sagte Sara und schaute ganz elend drein.

»Sara«, sagte die Knight barsch, »es hat keinen Zweck, jemanden zu decken. Sagen Sie uns einfach die Wahrheit. Werfen Sie dafür nicht Ihre Karriere weg.«

»Ich weiß nicht mehr, wo ich ihn gesehen habe, ich habe ihn einfach irgendwo gesehen. Vielleicht zwei Sekunden lang. Und ich habe nur den Namen ›Harms‹ gesehen, nicht, was in der Akte stand«, sagte Sara starrsinnig.

»Aber wenn Sie vermutet haben, daß es ein Berufungsantrag war, der nicht ordnungsgemäß verzeichnet worden war«, sagte Perkins, »hätten Sie ihn doch in den Postraum bringen und eintragen lassen können.«

Was sollte sie darauf antworten? »Ich hatte gerade keine Zeit, und eine weitere Gelegenheit bot sich nicht.«

»Sie hatten gerade keine Zeit?« Ramsey schien jeden Augenblick explodieren zu wollen. »Wie ich gehört habe, haben Sie sich erst vor kurzem im Postraum nach diesem ›verschwundenen‹ Antrag erkundigt. Da hatten Sie immer noch keine Zeit, ihn eintragen zu lassen?«

»Zu diesem Zeitpunkt wußte ich nicht, wo der Antrag war.«

»Hören Sie, Miss Evans«, sagte McKenna energisch, »entweder, Sie sagen es uns, oder wir erfahren es von einer anderen Quelle.«

Sara ging zum Gegenangriff über. »Ich mag Ihren Tonfall nicht, und noch weniger, daß Sie mich so behandeln.«

»Es liegt wohl in Ihrem Interesse, mit uns zusammenzuarbeiten«, sagte McKenna, »und endlich damit aufzuhören, die Fiske-Brüder zu schützen.«

»Wovon sprechen Sie?«

»Wir haben Grund zu der Annahme, daß Michael Fiske diesen Antrag entwendet hat und Sie irgendwie in diese Sache verwickelt sind«, klärte Chandler sie auf.

»Wenn er den Antrag an sich genommen hat, und Sie haben davon gewußt, aber geschwiegen, haben Sie sich eines schwerwiegenden Verstoßes gegen das Berufsethos schuldig

gemacht, Miss Evans«, sagte Ramsey.

»Sie haben all diese Fragen doch nur gestellt, weil John Fiske Sie dazu angestiftet hat, nicht wahr?«

»Es mag Ihnen zwar unglaublich vorkommen, aber ich kann durchaus selbständig denken und handeln, Agent McKenna«, erwiderte sie hitzig.

»Sie wissen, daß Michael Fiske eine Lebensversicherung von einer halben Million Dollar abgeschlossen und seinen Bruder als Begünstigten eingetragen hat?«

»Ja, das hat er mir gesagt.«

»Und Sie wissen auch, daß John Fiske kein Alibi für die Tatzeit hat?«

Sara schüttelte den Kopf und lächelte verkniffen. »Sie verschwenden kostbare Zeit, wenn Sie versuchen, den Mord an Michael seinem Bruder anzuhängen. Er hat nichts damit zu tun, und er setzt alles daran, Michaels Mörder zu finden.«

McKenna steckte die Hände in die Taschen und betrachtete sie einen Moment lang. Dann änderte er seine Taktik.

»Würden Sie sagen, daß die Fiske-Brüder sich nahestanden?«

»Was meinen Sie mit ›nah‹?«

McKenna verdrehte die Augen. »Das, was man im allgemeinen darunter versteht, mehr nicht.«

»Nein, ich glaube nicht, daß sie sich besonders nahestanden. Und?«

»Wir haben die Versicherungspolice in Michael Fiskes Wohnung gefunden. Erklären Sie mir mal, warum er eine so hohe Lebensversicherung abgeschlossen und seinen Bruder, dem er gar nicht so nahe stand, zum Begünstigten gemacht hat. Warum nicht seine Eltern? Wie ich herausgefunden habe, könnten sie das Geld sehr gut brauchen.«

»Ich weiß nicht, was Michael gedacht hat, als er seinen Bruder einsetzte. Das werden wir wohl nie erfahren.«

»Vielleicht hat Michael die Versicherung gar nicht abgeschlossen.«

Einen Moment lang war Sara wie betäubt. »Was meinen Sie damit?«

»Wissen Sie, wie einfach es ist, eine Lebensversicherung auf eine andere Person abzuschließen? Man muß sich nicht durch ein Foto ausweisen. Eine Krankenschwester kommt ins Haus und nimmt einem die Maße und eine Blutprobe ab. Man fälscht ein paar Unterschriften und bezahlt die Prämien über ein Konto, das man unter falschem Namen eingerichtet hat.«

Sara riß die Augen auf. »Behaupten Sie etwa, John hätte sich als sein Bruder ausgegeben, um eine Lebensversicherung auf ihn abzuschließen?«

»Warum nicht? Damit wäre doch viel klarer, warum zwei entfremdete Brüder einen so starken finanziellen Pakt geschlossen haben.«

»Sie kennen John Fiske offensichtlich nicht.«

McKenna betrachtete sie auf eine Art und Weise, die ihr entnervend vorkam. »Sie aber auch nicht, Miss Evans.«

McKennas nächste Sätze versetzten ihr fast den K.-o.-Schlag.

»Haben Sie gewußt, daß Michael Fiske von einer Kugel getötet wurde, die aus einer Neun-Millimeter-Pistole abgefeuert wurde?« Er legte der Wirkung halber eine Pause ein. »Und daß John Fiske einen Waffenschein für eine Neun-Millimeter-Pistole hat? Und er hat Ihnen bestimmt auch erzählt, dieser Berufungsantrag hätte etwas mit dem Mord an seinem Bruder zu tun, nicht wahr?«

Sara sah Chandler an. »Das kann ich nicht glauben.«

»Na ja«, erwiderte der Detective, »bewiesen ist natürlich noch nichts.«

Perkins verschränkte die Arme vor der Brust und nickte nachdenklich. »Wir haben einen Anruf vom Office of Special Military Operations bekommen, Miss Evans. Ein Master Sergeant Dillard. Er behauptet, Sie hätten ihn wegen Rufus Harms anrufen und gesagt, Harms hätte beim Obersten Gerichtshof einen Berufungsantrag eingereicht, und Sie wollten etwas

überprüfen.«

»Kein Gesetz auf der Welt verbietet mir, ein Telefongespräch zu führen, um etwas zu klären, oder?«

»Also gestehen Sie ein, ihn anrufen zu haben«, sagte Perkins triumphierend und sah zuerst Ramsey und dann die Knight an. »Das heißt, Sie gestehen ein, Einrichtungen des Gerichts benutzt zu haben, um während Ihrer Arbeitszeit persönliche Nachforschungen über irgendeinen entflohenen Sträfling zu betreiben. Und überdies haben Sie auch noch das Militär belogen, denn wie Sie selbst gesagt haben, ist hier solch ein Antrag nicht verzeichnet.«

»Ihre Verstöße häufen sich«, fügte McKenna hinzu.

»Ich weise diesen Vorwurf zurück. Soweit es mich betrifft, war es eine Angelegenheit des Gerichts, und ich war zu diesem Anruf berechtigt.«

»Miss Evans, werden Sie uns sagen, wer genau diesen Antrag an sich genommen hat?« Ramsey musterte sie, wie er während der mündlichen Verhandlung an diesem Morgen die Anwälte gemustert hatte. »Wenn jemand bei diesem Gericht einen Antrag gestohlen hat, bevor er abgelegt wurde – schon dieser Gedanke ist unvorstellbar –, und Sie wissen, wer es war, haben Sie dieser Institution gegenüber die Pflicht, uns zu sagen, wer es war.«

Sie alle kannten die Antwort auf diese Frage, wurde Sara klar, oder glaubten sie zumindest zu kennen. Doch sie würde ihnen keine Klarheit verschaffen. Sie brachte die letzten Kraftreserven auf, von denen sie gar nicht wußte, daß sie sie überhaupt hatte, und erhob sich langsam. »Ich glaube, ich habe genug Fragen beantwortet, Chief Justice.«

Ramsey schaute zu Perkins und dann zu Elizabeth Knight hinüber. Sara glaubte zu sehen, wie alle drei fast unmerklich nickten.

»Dann, Sara, muß ich Sie bitten, mit sofortiger Wirkung freiwillig von Ihrem Posten als wissenschaftliche Mitarbeiterin

zurückzutreten«, sagte die Knight mit brechender Stimme.

Sara verspürte kaum Überraschung. »Ich verstehe, Richterin Knight. Es tut mir leid, daß es dazu gekommen ist.«

»Nicht annähernd so leid wie mir. Mr. Perkins wird Sie hinausbegleiten. Sie dürfen Ihre persönlichen Besitztümer aus Ihrem Büro holen.« Die Richterin wandte den Blick abrupt ab.

Als Sara sich umdrehte, erklang wieder Ramseys dröhnende Stimme. »Miss Evans, falls Ihr Vorgehen dieser Institution auch nur den geringsten Schaden zugefügt haben sollte, werden wir alle geeigneten Schritte gegen Sie und alle anderen Beteiligten einleiten. Doch wenn ich die Lage richtig einschätze, ist der Schaden schon geschehen und vielleicht nicht wiedergutmachen.« Seine Stimme hob sich dramatisch. »In diesem Fall möge Ihr Gewissen Sie wegen dieser ungeheuerlichen Tatsache bis ans Ende Ihrer Tage plagen!«

Ramseys Gesicht war rot vor Entrüstung; sein hagerer Körper schien die Nähte des Anzugs sprengen zu wollen. Sara konnte alles in seinen glühenden Augen sehen: Ein Skandal während seiner Amtszeit! In der einen Institution, die in einer Stadt, die schon berühmt dafür war, daß ihr Name ständig durch solche Eklats in den Schmutz gezogen wurde, bislang über jeden Zweifel erhaben gewesen war. Sein Platz in den Geschichtsbüchern, seine lange, erfolgreiche Laufbahn in der Rechtsprechung wurde nun durch die Fehler einer unbedeutenden Assistentin verunstaltet; die Überlieferung seines Berufslebens wurde auf einige erklärende Fußnoten reduziert. Hätte sie vor seinen Augen seine gesamte Familie niedergestreckt, hätte sie den Mann nicht schwerer treffen können. Sara Evans floh aus dem Raum, bevor sie in Tränen ausbrach.

KAPITEL 50

Fiske wartete in ihrem Büro auf Sara. Als sie die Tür öffnete, stand er auf und wollte etwas sagen, aber dann tauchte Perkins hinter ihr auf. Sara ging zu ihrem Schreibtisch und räumte ihn leer, während Perkins von der Schwelle aus zusah.

»Sara, was ist passiert?«

»Das geht Sie nichts an, Mr. Fiske«, sagte Perkins. »Aber ich werde Detective Chandler und Agent McKenna wissen lassen, daß Sie hier sind. Sie möchten Ihnen einige Fragen stellen.«

»Warum traben Sie dann nicht los und verpetzen mich, damit ich ungestört mit Sara sprechen kann?«

»Ich werde Miss Evans aus dem Gebäude begleiten.«

Sara packte ihre Sachen in eine große Einkaufstüte, nahm dann ihre Handtasche und legte sie obendrauf. »Ich warte in der Garage auf dich«, flüsterte sie Fiske zu, als sie an ihm vorbeiging.

Perkins versperrte ihr den Weg. »Ich brauche auch alle Ihre Schlüssel zu diesem Gebäude.«

Sara stellte die Tüte auf den Boden, durchwühlte ihre Handtasche, zog die Schlüssel vom Ring ab und warf sie Perkins zu.

»Meinen Sie ja nicht, mir würde das Spaß machen«, sagte Perkins indigniert. »Im Gericht herrschen chaotische Zustände, wir werden von einem Heer von Medienvertretern belagert, Mitarbeiter werden ermordet, überall wimmelt es vor Polizei. Ich habe nicht gewollt, daß Sie Ihre Stelle verlieren.«

Sara drängte sich wortlos an ihm vorbei.

Als die drei im Hauptgang waren, kamen Chandler und McKenna ihnen entgegen. Sie blieben stehen.

»Ich muß mit Ihnen sprechen, John«, sagte Chandler.

Fiske sah Sara an. »Ich komme nach, Sara.«

Sie und Perkins gingen davon.

»Sie wollen mich was fragen?« sagte Fiske.

»Allerdings.«

»Hat das zufällig etwas mit der Lebensversicherung meines Bruders zu tun?«

»Das hat es«, sagte Chandler grimmig. »McKenna glaubt, Sie hätten sie ohne Wissen Ihres Bruders auf seinen Namen ausgestellt und ihn dann ermordet.«

»Sie haben die Police in der Wohnung meines Bruders gefunden?«

Chandler nickte.

»Na, dann hat er offensichtlich davon gewußt.«

Chandler warf McKenna einen fragenden Blick zu. Der sagte jedoch keinen Ton.

»Hören Sie, ich habe gar nicht gewußt, daß mein Bruder eine Lebensversicherung abgeschlossen hat. Die Versicherungsagentin hat mich angerufen. Ich gebe Ihnen ihren Namen. Sie hat sich übrigens persönlich mit meinem Bruder getroffen, falls Sie wirklich glauben, ich hätte die ganze Sache eingefädelt.« Er sah, daß McKennas Gesicht rot anlief. »Tut mir leid, daß ich Ihre Träume platzen lassen muß, McKenna. Unsere Eltern bekommen das Geld – Mike hat gewußt, daß ich es Ihnen geben werde. Sprechen Sie mit der Versicherungsagentin, Sie wird es Ihnen bestätigen. Falls Sie nicht glauben, daß ich auch mit ihr unter einer Decke stecke. Aber warum sollen wir da aufhören? Wahrscheinlich habe ich auch alle neun Richter in der Tasche. Stimmt's?«

»Dann haben Sie Ihren Bruder eben überredet, eine Lebensversicherung abzuschließen, um Ihren Eltern zu helfen. Aber Sie, und Sie allein, sind der Begünstigte. Und das ist noch immer ein tolles Motiv für einen Mord.« McKenna wandte sich an Chandler. »Wollen Sie ihn fragen, oder soll ich es tun?«

Chandler sah Fiske an. »Ihr Bruder wurde von einer Neun-Millimeter-Kugel getötet.«

»Wirklich?«

»Sie besitzen doch eine Neun-Millimeter-Pistole, nicht

wahr?«

Fiske sah beide Männer an. »Haben Sie mit der Staatspolizei von Virginia gesprochen?«

»Beantworten Sie einfach nur die Frage«, sagte McKenna.

»Warum soll ich sie beantworten, wenn Sie die Antwort doch sowieso schon kennen?«

»John ...«, sagte Chandler.

»Na schön, ja. Ich besitze eine Neun-Millimeter-Pistole. Eine SIG-Sauer P226, um genau zu sein, mit einem Magazin von fünfzehn Schuß.«

»Wo ist die Waffe?«

»In meinem Büro in Richmond.«

»Wir hätten sie gern.«

»Für ballistische Untersuchungen?«

»Unter anderem.«

»Buford, das ist reine Zeitverschwendung ...«

»Haben wir Ihre Erlaubnis, in Ihr Büro zu gehen und die Waffe zu holen?«

»Nein.«

»Dann werden wir Ihnen in knapp einer Stunde einen Durchsuchungsbefehl unter die Nase halten«, sagte McKenna.

»Sie brauchen keinen Durchsuchungsbefehl. Ich gebe Ihnen die Waffe.«

McKenna schaute verblüfft drein. »Aber Sie haben doch gerade gesagt ...«

»Ich will nicht, daß die Cops in mein Büro eindringen, um sie zu holen. Ich weiß, wie sie manchmal sein können. Sie sind nicht besonders sanft, und es würde ewig dauern, bis man mir den Schaden an der Tür ersetzt.« Fiske sah Chandler an. »Ich gehöre dem inoffiziellen Team wohl nicht mehr an, aber ein paar Fragen hätte ich noch. Haben Sie mit den Wachen gesprochen, die in der Nacht, in der Wright ermordet wurde, Dienst taten, und haben Sie die Videokameras überprüft?«

»Ich rate Ihnen, ihm nichts zu sagen, Chandler«, sagte Mc-

Kenna.

»Das habe ich gebührend zur Kenntnis genommen.« Chandler sah Fiske an. »Um der alten Zeiten willen. Wir haben mit den Wächtern gesprochen. Wenn nicht einer von ihnen lügt, hat niemand Wright nach Hause gefahren. Einer von ihnen hat es angeboten, aber Wright hat abgelehnt.«

»Wann genau war das?«

»Etwa gegen halb zwei. Wir haben die Filme der Videokameras überprüft, aber nichts Außergewöhnliches gefunden.«

»Hat Wright gesagt, wieso er nicht nach Hause gefahren werden wollte?«

»Der Wachmann sagt, er sei einfach zur Tür hinausgegangen. Danach hat er ihn nicht mehr gesehen.«

»Na schön, zurück zu der Pistole«, sagte McKenna. »Ich fahre mit Ihnen in Ihr Büro.«

»Ich fahre mit Ihnen nirgendwohin.«

»Dann fahre ich Ihnen eben hinterher.«

»Machen Sie, was Sie wollen, aber ich will, daß ein uniformierter Beamter der Polizei von Richmond anwesend ist. Ihm werde ich die Waffe geben, und die dortige Behörde kann Sie dann der Mordkommission von Washington überstellen. Ich will nicht, daß Sie die Waffe zu irgendeinem Zeitpunkt in die Finger bekommen.«

»Was Sie da andeuten, gefällt mir gar nicht.«

»Ihr Problem, aber so läuft es, oder Sie können sich Ihren Durchsuchungsbefehl besorgen. Es ist Ihre Entscheidung.«

»Einverstanden«, warf Chandler ein. »Soll es ein bestimmter Beamter sein?«

»Officer William Hawkins. Ich vertraue ihm, und Sie können es auch.«

»Gemacht. Fahren Sie sofort los, John. Ich kläre das mit Richmond.«

Fiske schaute den Gang entlang. »Geben Sie mir noch eine halbe Stunde. Ich muß noch mit jemandem sprechen.«

Chandler legte eine Hand auf Fiskes Schulter. »Meinetwegen, John, aber wenn die Polizei in Richmond in etwa drei Stunden Ihre Waffe noch nicht haben sollte, bekommen Sie gewaltigen Ärger mit mir, klar?«

Fiske eilte zur Garage, um Sara zu suchen.

Ein paar Minuten später gesellte sich Dellasandro zu Chandler und McKenna.

»Ich würde gern wissen, was hier vorgeht, verdammt noch mal«, sagte Dellasandro wütend. »Zwei Assessoren ermordet, und jetzt wurde eine weitere Assessorin wegen irgendeines verschwundenen Antrags gefeuert.«

McKenna zuckte die Achseln. »Das ist ziemlich kompliziert.«

»Ist ja wirklich ermutigend«, sagte Dellasandro.

»Ich werde nicht dafür bezahlt, ermutigende Auskünfte zu geben«, fauchte McKenna zurück.

»Nein, Sie werden bezahlt, um herauszufinden, wer das getan hat. Und Sie auch, Detective Chandler«, erwiderte Dellasandro.

»Und genau das tun wir gerade«, sagte Chandler.

»Schon gut, schon gut«, erwiderte Dellasandro müde. »Perkins hat mich über alles informiert. Glauben Sie wirklich, daß John Fiske seinen Bruder ermordet hat? Ich meine, na schön, er hatte ein Motiv, aber ... Verdammt, fünfhunderttausend Dollar, das hört sich zwar nach einer Menge an, ist aber heutzutage auch nicht mehr die Welt.«

»Wenn Ihr Bankkonto im Minus steht, kommt einem jede Summe ziemlich groß vor. Er hat ein Motiv, er hat kein Alibi, und in ein paar Stunden werden wir wissen, ob er auch die Mordwaffe hat.«

Dellasandro wirkte nicht überzeugt. »Und was ist mit dem Mord an Wright? Wie paßt der in die Sache hinein?«

McKenna breitete die Hände aus. »Sehen Sie es doch mal so. Sara Evans hat sich vielleicht irgendwie bequatschen lassen, Fiske zu helfen. Evans und Wright haben sich ein Büro geteilt.

Es wäre doch durchaus möglich, daß Wright irgend etwas gehört oder gesehen hat, das ihn Verdacht schöpfen ließ.«

»Aber ich dachte, Fiske hätte ein Alibi für die Zeit, zu der Wright ermordet wurde«, sagte Dellasandro.

»Ja, Sara Evans«, sagte McKenna.

»Und dieser entflohene Sträfling Harms und all die Fragen, welche die Evans über ihn gestellt hat?«

Chandler zuckte die Achseln. »Ich kann nicht behaupten, daß wir schon vollends dahintergestiegen sind, aber das könnte nur eine weitere falsche Spur sein.«

»Es könnte nicht nur eine sein, es ist eine«, sagte McKenna. »Sollte wirklich etwas daran sein, hätten sie es schon längst jemandem gesagt. Miss Evans konnte uns nicht mal verraten, was in dem Antrag stand. Vielleicht hat Michael Fiske tatsächlich einen Antrag an sich genommen. Na und? John Fiske bringt ihn um, weil er das Geld kassieren will, und nutzt diesen verschwundenen Antrag als Ablenkung, um Evans und alle anderen hereinzulegen.«

»Na ja, ich lasse in meiner Wachsamkeit jedenfalls nicht nach, bis wir es genau wissen«, sagte Dellasandro. »Ich bin für die Sicherheit der Leute in diesem Gebäude verantwortlich, und wir haben bereits zwei von ihnen verloren.« Er sah McKenna an. »Hoffentlich wissen Sie, was Sie wegen Fiske tun.«

»Ich weiß ganz genau, was ich tue.«

Sara wartete in der Tiefgarage auf Fiske. Kurz und knapp erklärte sie ihm, was geschehen war.

»Sara, ich hatte gehofft, ich müßte es dir nie sagen, aber Chandler hat mich neulich in die Ecke gedrängt. Und weil ich etwas gesagt habe, haben sie dich jetzt rausgeworfen.«

Sara stellte die Einkaufstüte in den Kofferraum ihres Wagens. »Ich bin schon groß. Ich bin selbst für das verantwortlich, was ich tue.«

Fiske lehnte sich gegen den Wagen. »Vielleicht kann ich mit

Ramsey und Richterin Knight sprechen, ihnen alles erklären?«

»Wie denn? Was sie mir vorwerfen, habe ich getan.« Sara schlug den Kofferraumdeckel zu und trat zu ihm. »Sie haben dich bestimmt auf deine Waffe angesprochen?«

Fiske nickte. »McKenna verlangt, daß ich die Waffe untersuchen lasse. Er läßt mich von einer bewaffneten Eskorte in mein Büro begleiten.« Er sah sie scharf an. »Was hast du jetzt vor?«

»Das weiß ich noch nicht. Jedenfalls habe ich plötzlich jede Menge Freizeit. Ich werde versuchen, etwas über Tremaine und Rayfield herauszufinden.«

»Bist du sicher? Willst du mir wirklich noch helfen?«

»Dann hätte ich meine Karriere zumindest nicht völlig umsonst ruiniert. Was ist mit dir?«

»Ich habe in dieser Angelegenheit keine Wahl.« Er sah auf seine Uhr. »Wie wäre es, wenn ich gegen sieben bei dir bin?«

»Ein Abendessen kriege ich bestimmt noch hin. Ich kaufe etwas Leckeres und eine gute Flasche Wein. Vielleicht packt mich tatsächlich der Ehrgeiz, und ich wische noch Staub. Wir können meinen letzten Tag bei Gericht feiern. Vielleicht noch mal segeln.« Sie hielt inne und berührte seinen Arm. »Und den Tag ausklingen lassen wie beim letztenmal?«

»Wenn du willst, packe ich ein paar Sachen und bleibe bei dir. Ich weiß, wie du dich fühlen mußt.«

»Aber was ist mit Chandler und McKenna?«

»Ich muß nicht springen, wenn sie pfeifen.«

»Wenn du nicht springst, wird McKenna wohl versuchen, dich auf den elektrischen Stuhl zu bringen. Außerdem ... um dir die Wahrheit zu sagen, ich fühle mich wirklich gut.«

»Bestimmt?«

»Ja, John, aber trotzdem vielen Dank.« Sie streichelte sein Gesicht. »Diese Nacht kannst du bei mir bleiben.«

Sara sah Fiske nach und wollte in ihren Wagen steigen, als sie merkte, daß sie die Handtasche mit den Autoschlüsseln in der Tüte im Kofferraum liegengelassen hatte. Sie öffnete den

Kofferraum wieder und griff in die Tüte, um die Tasche herauszuholen. Dabei fiel ihr Blick auf das Foto, das ganz oben lag. Sie hatte es aus Michael Fiskes Büro mitgenommen, bevor die Polizei es durchsucht hatte. Plötzlich kam ihr in den Sinn, daß sie etwas sehr Wichtiges erledigen mußte. Sie stieg in den Wagen und fuhr aus der Garage.

Sie war gerade als Mitarbeiterin des Obersten Gerichtshofs entlassen worden. Seltsamerweise verspürte sie nicht den Drang, in Tränen auszubrechen oder den Kopf in den Gasofen zu legen. Vielmehr war ihr jetzt nach einer Spazierfahrt. Nach Richmond. Sie mußte mit jemandem sprechen, und der heutige Tag war dazu so gut geeignet wie jeder andere.

Als sie an der mit Säulen geschmückten Fassade ihrer alten Arbeitsstätte vorbeifuhr, brach eine gewaltige Welle der Erleichterung über ihr zusammen. Das Gefühl stellte sich so plötzlich ein, daß sie kaum noch Luft bekam. Dann erholte sie sich langsam wieder. Sie fuhr die Independence Avenue entlang und schaute nicht zurück.

KAPITEL 51

Fiske eilte zum Büro von Elizabeth Knight und wurde zu seiner Überraschung eingelassen. Die Richterin saß hinter ihrem Schreibtisch. Ramsey war noch dort, saß zusammengesunken in einem Sessel. Als Fiske eintrat, erhob er sich schnell.

»Ich will Ihnen nur sagen, daß Sara lediglich versucht hat, meinen Bruder zu schützen«, ergriff er das Wort, bevor die anderen ihn daran hindern konnten. »Und jetzt will sie mir lediglich helfen, seinen Mörder zu entlarven.«

»Sind Sie sicher, daß Sie diese Frage nicht beantworten können, indem Sie einfach in den Spiegel sehen?« sagte Ramsey energisch.

Fiske erbleichte. »Da liegen Sie völlig falsch, Sir.«

»Ach ja? Die Behörden scheinen anderer Ansicht zu sein. Wenn Sie ein Mörder sind, hoffe ich, daß Sie den Rest Ihres Lebens im Gefängnis verbringen. Und was Ihr Bruder getan hat, ist kaum weniger schlimm als Mord, zumindest meiner Ansicht nach.«

»Mein Bruder hat das getan, was er für richtig hielt.«

»Diese Behauptung ist völlig lächerlich.«

»Harald ...«, begann die Richterin, doch er unterbrach sie mit einer Handbewegung.

»Und ich will, daß Sie« – er zeigte auf Fiske – »aus diesem Büro und diesem Gebäude verschwinden. Sonst lasse ich Sie wegen Hausfriedensbruch verhaften.«

Fiske sah die beiden an. Der Ärger, den er in diesem Augenblick verspürte, war die Kulmination der letzten drei Tage, welche die reinste Hölle gewesen waren. Er hatte das Gefühl, daß Harold Ramsey Schuld an allen schrecklichen Dingen war, die ihm je widerfahren waren. »Ich habe das hübsche kleine Schild über dem Haupteingang dieses Gebäudes gesehen. ›Gleiches Recht vor dem Gesetz.‹ Das finde ich lächerlich.«

Ramsey schien sich auf Fiske stürzen zu wollen. »Wie können Sie es wagen!«

»Ich habe einen Klienten, der in diesem Augenblick in der Todeszelle sitzt. Sagen Sie mir eins: Sollte ich jemals die ›Ehre‹ haben, meinen Fall vor Ihnen zu vertreten ... interessiert es Sie dann überhaupt, ob mein Klient lebt oder stirbt? Oder werden Sie ihn und mich nur benutzen, um ein Präzedenzurteil aufzuheben, das Sie vor zehn Jahren angekotzt hat?«

»Sie unerträglicher ...«

»Können Sie mir das sagen?« schrie Fiske. »Denn wenn Sie es nicht können, weiß ich nicht, was Sie sind, aber ganz bestimmt kein Richter.«

Ramsey lief knallrot an. »Was wissen Sie denn schon? Das System ...«

Fiske schlug sich an die Brust. »Ich bin das System. Ich und die Menschen, die ich vertrete. Nicht Sie. Nicht diese Institution.«

»Ist Ihnen nicht klar, wie bedeutend die Themen sind, mit denen wir uns hier befassen?«

»Wann haben Sie zum letztenmal einen Fall verhandelt, bei dem es um eine Frau geht, die von ihrem Ehemann verprügelt wird? Um ein mißbrauchtes Kind? Haben Sie je einen Menschen auf dem elektrischen Stuhl sterben sehen? Haben Sie schon mal einer Hinrichtung beigewohnt? Sie sitzen hier oben im Elfenbeinturm und sehen nie einen richtigen Menschen. Sie hören keine Augenzeugen, Sie hören niemanden an, nur einen Haufen hochkarätiger Anwälte, die Ihnen einen Haufen Papier vorlegen. Sie haben keine Vorstellung von den Gesichtern, den Menschen, dem Kummer und Schmerz hinter alledem. Für Sie ist das nur ein intellektuelles Spiel. Ein Spiel! Nichts weiter.« Fiske starrte den Mann an. Als er fortfuhr, zitterte seine Stimme. »Wenn Sie glauben, die großen Themen seien so schwer, sollten Sie sich mal mit den kleinen abgeben.«

»Sie sollten jetzt gehen«, sagte die Knight fast bittend. »So-

fort.«

Fiske starrte Ramsey noch einen Augenblick lang an, beruhigte sich dann und sah die Frau an. »Das ist ein guter Rat, Frau Anwältin. Ich glaube, ich werde ihn befolgen.« Fiske drehte sich zur Tür um.

»Mr. Fiske«, donnerte Ramsey.

Fiske drehte sich langsam wieder um.

»Ich habe viele gute Freunde in der Anwaltskammer von Virginia. Man sollte sie von der Lage in Kenntnis setzen, und ich könnte mir vorstellen, daß man geeignete Schritte gegen Sie einleitet, die vielleicht zur Suspendierung und nachfolgenden Entziehung der Zulassung führen.«

»Schuldig, bis man seine Unschuld bewiesen hat? Ist das Ihre Vorstellung, wie das Strafrecht funktionieren sollte?«

»Es ist wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis Ihre Schuld bewiesen ist.«

Fiske wollte noch etwas sagen, doch Elizabeth Knight legte eine Hand auf das Telefon. »John, ich würde es vorziehen, wenn Sie das Gebäude ohne die Hilfe des Wachpersonals verlassen.«

Nachdem Fiske gegangen war, schüttelte Ramsey den Kopf. »Der Mann ist zweifellos ein Psychopath.« Er drehte sich um und sah die Knight an. Sie saß da, schaute starr geradeaus. »Beth, ich wollte Ihnen nur sagen, ich stelle Ihnen gern einen meiner Assessoren zur Verfügung, bis Sie Ersatz für Sara gefunden haben.«

Sie sah zu ihm hinüber. Das Angebot wirkte oberflächlich sehr nett. Doch wollte er unter dieser Oberfläche einen Spitzel in ihr Lager einschleusen?

»Ich komme schon klar. Wir müssen einfach noch mehr arbeiten.«

»Sie haben bei der heutigen mündlichen Verhandlung einen guten Kampf geliefert, wenngleich ich mir wünschte, Sie näh-

men es nicht so persönlich. Es ist ein wenig unschicklich, sich in der Öffentlichkeit so zu zanken.«

»Wie kann ich die Fälle nicht persönlich nehmen, Harold? Sagen Sie mir das.« Ihre Augen waren geschwollen, ihre Stimme klang plötzlich heiser.

»Sie müssen es lernen. Ich habe wegen eines Urteils nie schlaflose Nächte. Nicht einmal, wenn es um die Todesstrafe geht. Wir entscheiden nicht über Schuld oder Unschuld. Wir interpretieren Worte. Sie müssen in diesem Rahmen denken. Sonst werden Sie daran kaputtgehen.«

»Vielleicht ist es mir lieber, frühzeitig kaputtzugehen, als eine lange, glänzende Laufbahn zu haben, die lediglich Herausforderungen an meinen Intellekt stellt.«

Ramsey warf ihr einen scharfen Blick zu.

»Ich will, daß es weh tut, ich will den Schmerz fühlen. Alle anderen fühlen ihn auch. Warum sind wir eine Ausnahme? Verdammt, wir sollten uns über jeden einzelnen Fall den Kopf zermartern.«

Ramsey schüttelte traurig den Kopf. »Dann werden Sie hier wohl nicht lange durchhalten. Und das müssen Sie, wenn Sie hier etwas bewirken wollen.«

»Wir werden ja sehen. Vielleicht kann ich Ihnen noch einige Überraschungen bereiten. Und fange heute damit an.«

»Sie haben keine Chance, das Urteil im Fall Stanley aufzuheben. Aber ich bewundere Ihre Beharrlichkeit, selbst, wenn sie heute vergebens war.«

»Wenn ich mich recht entsinne, wurde noch nicht abgestimmt.«

Ramsey lächelte. »Natürlich, natürlich. Nur eine Formalität.« Er steckte die Hände in die Taschen und trat vor sie. »Nur, damit Sie es wissen, mir sind auch Ihre Pläne bekannt, das Thema der Rechte der Armen erneut zur Sprache zu bringen ...«

»Harold, wir haben gerade unseren dritten Assessor verloren. Einen Menschen, an dem mir sehr viel liegt. Im Gericht

herrscht das reinste Chaos. Ich habe keine Lust, jetzt über juristische Angelegenheiten zu sprechen. Vielleicht habe ich nie wieder dazu Lust.«

»Beth, wir müssen weitermachen. Sicher, eine Krise jagt die andere, aber wir werden das durchstehen.«

»Harold, bitte!«

Ramsey wollte nicht nachgeben. »Der Gerichtsbetrieb geht weiter. Wir ...«

Die Knight erhob sich. »Raus.«

»Wie bitte?«

»Raus aus meinem Büro.«

»Beth ...«

»Raus! Sofort!«

Ohne ein weiteres Wort drehte Ramsey sich um und ging.

Richterin Knight blieb noch einen Augenblick lang stehen, dann verließ sie ebenfalls schnellen Schrittes ihr Büro.

Nach seiner Konfrontation mit Ramsey betrat Fiske die Tiefgarage und ging schnurstracks zu seinem Wagen. Er fühlte sich wie betäubt. Er hatte erreicht, daß Sara gefeuert worden war, man wollte ihm den Mord an seinem Bruder in die Schuhe schieben, und er hatte sich gerade mit dem Obersten Richter der Vereinigten Staaten angelegt. Und das alles in nicht einmal einer Stunde. Wenn man nicht gerade an einer tiefgreifenden geistigen Unzurechnungsfähigkeit litt, konnte man das wirklich als schlechten Tag bezeichnen.

Er stieg in den Wagen. Er hatte nicht die geringste Lust, nach Richmond zu fahren und McKenna dabei zuzusehen, wie er versuchte, die Zerstörung seines Lebens endgültig unter Dach und Fach zu bringen.

Er rieb sich mit den Fäusten die Augen. Ein Stöhnen kam über seine Lippen. Als er dann das Geräusch hörte, fuhr er mit einem Ruck hoch. Seine Augen wurden größer, als er sah, das Elizabeth Knight gegen die Fensterscheibe klopfte. Er drehte sie herunter.

»Ich möchte mit Ihnen sprechen.«

Er riß sich zusammen, so gut es nur ging. »Worüber?«

»Können wir ein wenig durch die Gegend fahren? Ich möchte es nicht riskieren, Sie wieder mit ins Gericht zu nehmen. Ich habe Harold noch nie so wütend gesehen.«

Fiske glaubte, den Anflug eines Lächelns auf dem Gesicht der Frau zu sehen, als sie dies sagte. »Wollen Sie etwa in meinen Wagen steigen?« fragte er.

»Ich habe keinen Wagen hier. Gibt es mit Ihrem ein Problem?«

Fiske warf einen zweifelnden Blick auf ihr teures Kleid. »Na ja, das Innere meines Wagens besteht im Prinzip aus Rost, der mit einer Tünche aus Schmutz bedeckt ist.«

Knight lächelte. »Ich bin auf einer Farm im Osten von Texas aufgewachsen. Wenn meine Familie zu den kleinen Hütten fuhr, die die Stadt bildeten, in deren Nähe wir wohnten, nahmen wir einen Lieferwagen, und meine sechs Geschwister und ich saßen hinten und mußten höllisch aufpassen, weil wir sonst runtergefallen wären, und es hat uns einen Heidenspaß gemacht. Außerdem muß ich wirklich mit Ihnen sprechen.«

Fiske nickte schließlich, und die Richterin rutschte auf den Beifahrersitz.

»Wohin?« fragte Fiske, als sie die Tiefgarage verließen.

»Biegen Sie an der Ampel links ab. Hoffentlich haben Sie nichts etwas anderes vor. Es war unhöflich von mir, nicht danach zu fragen.«

Fiske dachte daran, daß McKenna auf ihn wartete. »Nichts Wichtiges.«

»Sie hätten nicht zurückkommen und uns all diese Vorwürfe machen sollen«, sagte die Knight, nachdem er abgebogen war.

»Wenn das alles ist, was Sie mir zu sagen haben ...«, erwiderte Fiske scharf.

»Ich wollte Ihnen sagen, daß mir das mit Sara schrecklich leid tut.«

»Nicht nur Ihnen. Sie wollte nur meinem Bruder und dann mir helfen. Sie wird den Tag, an dem sie den Fiske-Brüdern begegnet ist, bestimmt nie vergessen.«

»Zumindest nicht dem, an dem sie einem der beiden begegnet ist.«

»Was soll das heißen?«

»Sara hat Ihren Bruder gemocht und respektiert. Aber sie hat ihn nicht geliebt, obwohl ich, ehrlich gesagt, glaube, daß er sich in sie verliebt hatte. Aber ihr Herz gehörte einem anderen.«

»Ach ja? Und das hat sie Ihnen gesagt?«

»John, mir liegt wirklich nichts daran, geschlechtsbezogene Vorurteile zu bestätigen, aber ich kann genauso wenig die Augen vor einigen grundlegenden Wahrheiten verschließen. Ich bezweifle, daß meine acht männlichen Kollegen die geringste Ahnung haben, aber für mich ist klar, daß Sara Evans bis über beide Ohren in Sie verliebt ist.«

»Ihre weibliche Intuition?«

»So etwas in der Art. Außerdem habe ich zwei Töchter.« Sie bemerkte seinen neugierigen Blick. »Mein erster Mann ist gestorben. Meine Töchter sind erwachsen und führen ihr eigenes Leben.« Die Knight legte die Hände auf den Schoß und sah aus dem Fenster. »Aber darüber wollte ich eigentlich nicht mit Ihnen sprechen«, sagte sie. »Biegen Sie da vorn rechts ab.«

Fiske tat wie geheißen. »Also, was steht auf Ihrer Tagesordnung?« fragte er. »Leute wie Sie scheinen ständig eine zu haben.«

»Und das finden Sie irgendwie falsch?«

»Sagen Sie es mir. Wenn ich sehe, welche Spielchen in diesem Gericht getrieben werden, wird mir wirklich nicht warm ums Herz.«

»Diesen Standpunkt kann ich respektieren.«

»Ich kann mir wirklich kein Urteil darüber erlauben, was Sie so tun. Aber für mich sind Sie keine Richter, sondern machen

Politik. Und in welche Richtung diese Politik geht, hängt davon ab, wer so viel Druck oder so viele Zugeständnisse macht, daß er fünf Stimmen zusammenbekommt. Was hat das mit den Rechten eines Klägers und eines Verteidigers zu tun?«

Das Schweigen hielt etwa eine Minute lang an, bis die Knight es schließlich brach. »Ich habe als Anklägerin angefangen. Und wurde dann Strafrichterin.« Sie hielt inne. »Ich kann Ihnen sagen, daß Ihre Eindrücke falsch sind.«

Fiske schaute etwas überrascht drein.

»John, wir können darüber diskutieren, bis es uns beiden aus den Ohren rauskommt, aber Tatsache ist nun mal, es gibt ein System, und man muß innerhalb dieses Systems arbeiten. Und wenn das heißt, daß man nach seinen Regeln spielen und sich diese Regeln gelegentlich auch zurechtbiegen muß, kann ich auch nichts daran ändern. Vielleicht ist das eine allzu simplifizierende Sichtweise einer komplizierten Situation, aber manchmal muß man aus dem Bauch heraus entscheiden.« Sie sah ihn an. »Wissen Sie, was ich meine?«

Er nickte. »Mein Instinkt ist ziemlich gut.«

»Und was sagt Ihr Instinkt Ihnen über die Morde an Michael und Steven? Ist an dieser Geschichte über den verschwundenen Antrag irgend etwas dran? Falls ja, würde ich wirklich gern mehr darüber erfahren.«

»Warum fragen Sie mich das?«

»Weil Sie mehr als jeder andere darüber zu wissen scheinen. Deshalb wollte ich unter vier Augen mit Ihnen sprechen.«

»Hoffen Sie wirklich, daß ich meinen Bruder ermordet habe und diesen Antrag nur als falsche Spur benutze? Damit das Gericht ja nichts abbekommt?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Das haben Sie auf Ihrer Party zu Sara gesagt.«

Die Knight seufzte und lehnte sich zurück. »Ich weiß nicht, warum ich das getan habe. Vielleicht, um sie von Ihnen fernzuhalten.«

»Ich habe meinen Bruder nicht getötet.«

»Ich glaube Ihnen. Also könnte dieser verschwundene Antrag wichtig sein?«

Fiske nickte. »Mein Bruder wurde ermordet, weil er wußte, was in dem Antrag steht. Und ich glaube, Wright wurde getötet, weil er Überstunden gemacht hat, mitten in der Nacht aus seinem Büro gekommen ist und gesehen hat, wie ein Angehöriger des Gerichts das Büro meines Bruders durchsucht hat.«

Sie erbleichte. »Sie glauben, jemand beim Gericht hat Steven ermordet?«

Fiske nickte.

»Können Sie das beweisen?«

»Ich hoffe es.«

»Das ist unmöglich, John. Warum?«

»Die Antwort auf diese Frage würde auch gern jemand kennen, der sein halbes Leben im Gefängnis verbracht hat.«

»Weiß Detective Chandler das alles?«

»Einen Teil davon. Aber Agent McKenna hat ihn so ziemlich davon überzeugt, daß ich der Übeltäter bin.«

»Ich bin nicht sicher, ob Detective Chandler das glaubt.«

»Wir werden ja sehen.«

»Wenn Ihre Vermutung zutrifft«, sagte die Knight, als Fiske sie wieder am Gericht absetzte, »und jemand vom Gericht in diese Sache verwickelt ist ...« Sie hielt inne, schien einen Moment lang nicht fortfahren zu können. »Ist Ihnen klar, was das dem Ruf des Gerichts antun könnte?«

»Ich bin mir nicht vieler Dinge im Leben sicher, aber eines auf jeden Fall.« Er hielt kurz inne. »Der Ruf des Gerichts ist es nicht wert«, sagte er dann, »daß ein Unschuldiger im Gefängnis stirbt.«

KAPITEL 52

Rufus schaute ängstlich zu seinem Bruder hinüber, der soeben einen schrecklichen Hustenanfall überstanden hatte. Josh versuchte, sich ein wenig aufzurichten, in der Hoffnung, dadurch etwas leichter atmen zu können. Er wußte, daß er schwerste innere Verletzungen davongetragen hatte. Jeden Augenblick konnte irgend etwas in seinem Inneren zerreißen, das ihn am Leben hielt. Er drückte sich die Pistole noch immer an den Leib. Doch es sah nicht so aus, als wäre eine Kugel nötig, um seinem Leben ein Ende zu machen. Jedenfalls nicht noch eine.

Sie konnten von Glück sagen, daß Tremaine und Rayfield sie nicht mit einem Armeefahrzeug verfolgt hatten. Doch die Seite des Jeep, die Josh und Rufus mit dem Wohnmobil gerammt hatten, war eingedrückt, und das würde unerwünschte Aufmerksamkeit auf sie ziehen. Und das Stoffverdeck, das sie vor den meisten neugierigen Blicken hätte schützen können, hatte Rufus abmontiert.

Er wußte nicht, wohin er fahren sollte, und Josh verlor viel zu oft das Bewußtsein, als daß er Rufus eine Hilfe hätte sein können. Rufus öffnete das Handschuhfach und nahm eine Straßenkarte heraus. Dann zog er die Visitenkarte aus seiner Hemdtasche und überflog die Namen und Rufnummern. Nun mußte er nur noch ein Telefon finden.

»Worauf warten wir?« fragte McKenna, als er und Fiske vor dessen Bürotür standen.

»Auf die Polizei«, sagte Fiske mit Nachdruck.

Er hatte den Mund kaum geschlossen, als ein Streifenwagen am Straßenrand hielt und Officer Hawkins ausstieg.

»Verdammt noch mal, was geht hier vor John?« fragte Hawkins verwirrt.

Fiske zeigte auf McKenna. »Agent McKenna glaubt, daß ich

Mike ermordet habe. Er will meine Waffe beschlagnahmen, um ballistische Untersuchungen vorzunehmen.«

Hawkins warf McKenna einen feindseligen Blick zu. »Wenn das nicht die größte Scheiße ist, die ich je gehört habe ...«

McKenna trat vor. »Vielen Dank für Ihre offizielle Einschätzung ... Officer Hawkins, nicht wahr?«

»Genau«, sagte Hawkins grimmig.

»Nun, Officer Hawkins, Sie haben Mr. Fiskes Einwilligung, sein Büro nach einer Neun-Millimeter-Pistole zu durchsuchen, die auf seinen Namen zugelassen ist.« Er blickte Fiske an. »Ich gehe davon aus, daß Sie Ihre Erlaubnis nicht zurückgezogen haben.« Als Fiske nicht antwortete, wandte McKenna sich wieder an Hawkins. »Wenn Sie also ein Problem damit haben, Officer, sprechen wir mal kurz mit Ihrem Boß, und Sie können sich schon mal nach einem Job als Nachtwächter umsehen.«

Bevor Hawkins etwas Dummes tun konnte, packte Fiske ihn am Arm. »Komm, Billy. Bringen wir's hinter uns.«

Sie betraten das Gebäude. »Dein Gesicht sieht schon viel besser aus, Billy«, sagte Fiske.

Hawkins lächelte peinlich berührt. »Ja, danke.«

»Was ist passiert?« fragte McKenna.

Hawkins betrachtete ihn verdrossen. »So ein Typ mußte sich unbedingt Drogen reinwerfen. Es war nicht ganz einfach, ihn festzunehmen.«

Vor Fiskes Bürotür lag ein Stapel Briefe und Päckchen. Er hob sie auf und drehte den Schlüssel im Türschloß. Die Männer betraten das Büro.

Fiske ging zu seinem Schreibtisch und ließ den Stapel Post darauf fallen. Er zog die oberste Schublade auf und schaute hinein. Dann schob er die Hand in die Schublade, wühlte darin herum und blickte schließlich zu den beiden Männern auf. »Die Neunmillimeter war in dieser Schublade, verdammt. Ich hab' sie noch an dem Tag herausgeholt, als du mir das von Mike erzählt hast, Billy.«

McKenna verschränkte die Arme vor der Brust und musterte Fiske streng. »Na schön, hat sonst noch jemand Zutritt zu Ihrem Büro? Die Putzfrau, die Sekretärin? Lieferanten? Der Fensterputzer?«

»Nein, niemand. Nur der Vermieter hat einen zweiten Schlüssel.«

»Wie lange warst du weg?« fragte Hawkins. »Ungefähr zwei Tage?«

»Genau.«

McKenna blickte zur Tür. »Aber es gibt keine Spuren, die auf gewaltsames Eindringen schließen lassen.«

»Das hat doch gar nichts zu bedeuten«, sagte Hawkins. »Ein Profi kann dieses Schloß knacken, ohne daß man es überhaupt merkt.«

»Wer weiß, daß Sie hier eine Waffe aufbewahren?« fragte McKenna.

»Niemand.«

»Vielleicht hat einer Ihrer Mandanten sie gestohlen, um für seinen nächsten Banküberfall ordentlich ausgerüstet zu sein«, sagte McKenna.

»In diesem Büro habe ich nur selten Besuch von Mandanten, McKenna. Normalerweise rufen sie mich aus dem Gefängnis an.«

»Tja, dann scheinen wir hier ein kleines Problem zu haben. Ihr Bruder wurde von einer Neun-Millimeter-Kugel getötet. Und auf Ihren Namen ist eine Neun-Millimeter-SIG registriert. Sie gestehen, daß die Waffe vor ein paar Tagen noch in Ihrem Besitz war. Nun ist sie verschwunden. Sie haben kein Alibi für die Tatzeit, und der Tod Ihres Bruders hat Sie um eine halbe Million Dollar reicher gemacht.«

Hawkins warf Fiske einen fragenden Blick zu.

»Eine Lebensversicherung, die Mike abgeschlossen hat«, erklärte Fiske. »Sie war für Mom und Dad bestimmt.«

»Das behaupten Sie jedenfalls.«

Fiske trat näher an McKenna heran. »Wenn Sie glauben, ausreichend Beweise zu haben, um Klage gegen mich zu erheben, dann tun Sie's. Wenn nicht, verschwinden Sie aus meinem Büro.«

McKenna blieb unbeeindruckt. »Wenn ich mich nicht irre, hat Officer Hawkins Ihre Erlaubnis, Ihr gesamtes Büro nach der Waffe zu durchsuchen, nicht nur den Schreibtisch, in dem Sie sie angeblich aufbewahrt haben. Ob der Officer nun Ihr Freund ist oder nicht, ich hoffe doch sehr, daß er seine Pflicht tut.«

Fiske trat zurück und schaute Hawkins an. »Nur zu, Billy. Ich gehe unten im Café an der Ecke was trinken. Soll ich dir was mitbringen?«

Hawkins schüttelte den Kopf.

»Ich könnte eine Tasse Kaffee vertragen«, sagte McKenna und folgte Fiske aus dem Büro. »Dabei können wir uns ja ein wenig unterhalten.«

Sara stoppte den Wagen und atmete tief durch. Der Buick stand auf der Auffahrt. Als sie ausstieg, stieg ihr der Geruch von frisch gemähtem Gras in die Nase. Die Wahrnehmung war tröstlich, entführte sie in die Vergangenheit, zu Footballspielen während ihrer Zeit an der High School, zu trägen Sommern im friedlichen Carolina.

Als sie anklopfte, wurde die Tür so schnell aufgerissen, daß Sara beinahe von der kleinen Veranda gefallen wäre. Ed Fiske mußte gesehen haben, wie sie zum Haus gekommen war. Bevor er ihr die Tür vor der Nase zuschlagen konnte, hielt sie das Foto in die Höhe.

Vier Personen waren darauf zu sehen: Ed und Gladys Fiske und ihre beiden Söhne. Alle lächelten strahlend.

Ed blickte Sara fragend an.

»Michael hatte das Bild in seinem Büro stehen. Ich wollte, daß Sie es bekommen.«

»Und warum?« Sein Tonfall war noch immer kalt, doch wenigstens schrie er ihr keine Obszönitäten ins Gesicht.

»Weil es mir ... richtig vorkam.«

Ed nahm das Foto von Sara entgegen. »Ich habe Ihnen nichts zu sagen.«

»Aber ich habe Ihnen eine Menge zu sagen. Ich habe jemandem etwas versprochen, und ich pflege meine Versprechen zu halten.«

»Versprochen? Wem? Johnny? Tja, dann können Sie ihm sagen, daß es keinen Zweck hat, Sie zu mir zu schicken, um die Dinge wieder hinzubiegen.«

»Er weiß nicht, daß ich hier bin. Er hat mir gesagt, ich solle nicht kommen.«

Ed schaute überrascht drein. »Und warum sind Sie dann hier?«

»Wegen meines Versprechens. Was Sie in dieser Nacht neu-lich gesehen haben, war nicht Johns Schuld, sondern meine.«

»Dazu gehören immer noch zwei. Jetzt erzählen Sie mir bloß nichts anderes.«

»Darf ich reinkommen?«

»Ich wüßte nicht, warum.«

»Ich muß mit Ihnen über Ihre beiden Söhne sprechen. Es ist wichtig. Ich glaube, Sie sollten einiges wissen. Was ich Ihnen zu sagen habe, läßt die ganze Sache vielleicht in einem deutlicheren Licht erscheinen. Es wird nicht lange dauern. Ich verspreche Ihnen, danach werde ich Sie nie wieder belästigen. Bitte.«

Nach einem langen Augenblick trat Ed endlich zur Seite und ließ Sara herein. Lautstark schloß er die Tür hinter ihnen.

Das Wohnzimmer sah fast genauso aus wie damals, als sie es zum erstenmal betreten hatte. Ed schien ein ordentlicher Mensch zu sein. Sara konnte sich vorstellen, daß die Werkzeuge in seiner Garage genauso sorgfältig, ja pedantisch aufgeräumt waren. Ed deutete auf das Sofa, und Sara setzte sich. Er

ging ins Eßzimmer und stellte das Foto sorgfältig zu den anderen. »Wollen Sie was trinken?« fragte er widerwillig.

»Nur, wenn Sie auch etwas trinken.«

Ed nahm auf einem Stuhl ihr gegenüber Platz. »Nein.«

Sara musterte ihn genau. Nun konnte sie in seinem Gesicht, seinem Körperbau beide Söhne ein wenig deutlicher wiedererkennen. Besonders John; Michael kam stärker auf die Mutter. Ed wollte sich eine Zigarette anzünden, hielt dann aber inne.

»Sie können ruhig rauchen. Es ist Ihr Haus.«

Ed steckte die Schachtel und das Feuerzeug wieder in die Hosentasche. »Gladys hat nicht geduldet, daß ich im Haus rauche, nur draußen. Alte Gewohnheiten legt man nicht so schnell ab.« Er verschränkte die Arme vor der Brust und wartete, daß Sara sagte, was sie zu sagen hatte.

»Michael und ich waren sehr enge Freunde.«

»Nach dem, was ich neulich gesehen habe, kann ich mir das nicht so richtig vorstellen.« Eds Gesicht lief rot an.

»Tatsache ist, Mr. Fiske ...«

»Nennen Sie mich Ed«, sagte er schroff.

»Na schön, Ed. Mike und ich waren wirklich enge Freunde. So habe ich es jedenfalls gesehen, aber Michael wollte mehr als das.«

»Was soll das heißen?«

Sara schluckte heftig und errötete. »Michael hat mir einen Heiratsantrag gemacht.«

Ed wirkte schockiert. »Er hat mir nie etwas davon gesagt.«

»Das kann ich mir vorstellen. Denn ich ...« Sie zögerte kurz, hatte Angst davor, wie Eds Reaktion auf ihre nächsten Worte ausfallen würde. »Denn ich habe abgelehnt.« Sie zuckte ein wenig zurück, doch Ed blieb unbewegt sitzen und versuchte, Saras Worte zu verdauen.

»Ach ja? Also haben Sie ihn nicht geliebt?«

»Nein ... jedenfalls nicht auf diese Weise. Ich weiß nicht genau, warum ich ihn nicht geliebt habe. Er war ... perfekt. Viel-

leicht hat mir genau das angst gemacht ... angst davor, bis ans Ende meiner Tage so hohen Ansprüchen genügen zu müssen. Und Mike ging so sehr in seiner Arbeit auf. Selbst wenn ich ihn geliebt hätte, ich weiß nicht, ob in seinem Leben Platz für mich gewesen wäre.«

Ed schaute zu Boden. »Es war nicht leicht, die beiden Jungs großzuziehen. Johnny hat fast alles mit Leichtigkeit geschafft, aber Mike ... Mike war phantastisch, egal, was er angefaßt hat. Ich habe die ganze Zeit wie ein Ochse geschuftet und es damals gar nicht für so erfreulich gehalten, daß Mike alles in den Schoß fiel. Heute weiß ich es besser. Ich habe oft mit Mike geprahlt. Zu oft. Mike hat mir gesagt, Johnny wolle nichts mehr mit ihm zu tun haben, wollte aber nicht so richtig damit rausrücken, warum. Johnny ist ziemlich verschlossen. Es ist nicht einfach, ihn zum Sprechen zu bringen.«

Sara schaute an Ed vorbei und zum Fenster hinaus, an dem ein Kardinalvogel vorüber flatterte und sich dann auf den Ast einer Trauerweide niederließ.

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich war in den letzten Tagen oft mit ihm zusammen. Wissen Sie, bei John denke ich immer: Das ist der Mann, mit dem du dein Leben verbringen willst. Diese Vorstellung ist vermutlich lächerlich. Und unfair. Nicht wahr?«

Der Anflug eines Lächelns legte sich auf das Gesicht des alten Mannes. »Als ich Gladys zum erstenmal sah, war sie Kellnerin in diesem kleinen Restaurant gegenüber von der Spedition, bei der ich damals arbeitete. Ich ging eines Tages mit ein paar Kumpels zur Tür rein und hörte von dem Moment an, in dem ich Gladys sah, kein einziges Wort mehr, das die anderen Jungs sagten. Es war, als wären Gladys und ich ganz allein auf der Welt. Nach der Mittagspause ging ich wieder an die Arbeit und habe einen Dieselmotor völlig vermurkst. Ich bekam das Mädél einfach nicht mehr aus dem Kopf.«

Sara lächelte. »Ich weiß genau, wie stur John ist ... und wie stur auch Michael sein konnte. Deshalb bezweifle ich, daß Sie

es einfach dabei beließen, nur an Gladys zu denken.«

Ed lächelte ebenfalls. »Im nächsten halben Jahr habe ich in diesem Restaurant gefrühstückt und zu Mittag und zu Abend gegessen. Wir gingen miteinander aus. Dann habe ich allen Mut zusammengenommen und ihr einen Heiratsantrag gemacht. Ich schwöre bei Gott, ich hätte es schon am ersten Tag getan, aber ich dachte, sie würde mich dann für verrückt halten oder so.« Er hielt kurz inne. »Und wir haben ein verdammt gutes Leben zusammen gehabt«, sagte er dann nachdrücklich und schaute Sara an. »Ist es Ihnen genauso ergangen, als Sie Johnny zum erstenmal gesehen haben?«

Sie nickte.

»Hat Mike es gewußt?«

»Ich glaube, er ist dahintergekommen. Als ich John dann kennenlernte, habe ich ihn gefragt, warum er und sein Bruder sich nicht näherstünden. Ich dachte, das hätte vielleicht eine Rolle gespielt ... bei mir, meine ich ... aber Mike und John haben sich offenbar schon vorher entfremdet.« Sara nahm allen Mut zusammen. »Sie haben es also gesehen, nicht wahr? Ich meine, wie ich mich an diesem Abend auf dem Boot Ihrem Sohn an den Hals geworfen habe. Er hatte den schrecklichsten Tag hinter sich, den man sich nur vorstellen kann, und ich habe nur an mich gedacht.« Sie schaute Ed in die Augen. »Er hat mich geradeheraus zurückgewiesen.« Sie dachte an die letzte Nacht, an die Zärtlichkeiten, die sie und John Fiske ausgetauscht hatten, sowohl im Bett als auch außerhalb. Und dann der Morgen danach. Sie hatte gedacht, sie wäre endlich schlau aus ihm geworden, was sie unglaublich erleichtert hatte. Doch sie hatte gar nichts über diesen Mann oder seine Gefühle gewußt, und diese Erkenntnis lastete schwer auf ihr. Sie lachte bekümmert auf. »Das war eine sehr demütigende Erfahrung.« Sie holte ein Papiertaschentuch aus ihrer Handtasche und tupfte sich die Augen ab. »Mehr wollte ich Ihnen nicht sagen. Wenn Sie schon jemanden hassen müssen, dann mich, nicht Ihren

Sohn.«

Ed schaute lange Zeit zu Boden und erhob sich schließlich. »Ich habe gerade den Rasen gemäht und würde jetzt gern einen Eistee trinken. Möchten Sie auch einen?«

Sara nickte überrascht.

Kurz darauf kam Ed mit zwei Gläsern und einer Kanne Tee zurück. »Ich habe viel über diese Nacht nachgedacht«, sagte er, während er die Gläser füllte, in denen Eisstücke lagen. »Ich erinnere mich kaum noch daran. Am nächsten Morgen hatte ich einen furchtbaren Kater. So wütend ich auch war, ich hätte Johnny nie schlagen dürfen. Nicht so. Nicht in den Magen.«

»Er ist ziemlich hart im Nehmen.«

»Das meine ich nicht.« Ed trank einen Schluck Tee, lehnte sich zurück und nagte an seiner Lippe. »Hat Johnny Ihnen je erzählt, warum er aus dem Polizeidienst ausgeschieden ist?«

»Er hat mal einen Jungen wegen eines Drogendelikts verhaftet, sagt er. Der Junge tat ihm so leid, daß er beschlossen hat, solchen Leuten zu helfen.«

Ed nickte. »Na ja, verhaftet hat er ihn eigentlich gar nicht. Der Junge ist noch vor Ort gestorben. Genau wie der Officer, der Johnny bei dem Einsatz unterstützt hat.«

Sara hätte beinahe ihren Tee verschüttet. »Was?«

Nun, da Ed dieses Thema zur Sprache gebracht hatte, schaute er ein wenig unbehaglich drein, doch er fuhr fort: »Johnny hat nie so richtig darüber gesprochen, aber ich habe die Geschichte von den Beamten erfahren, die am Tatort eintrafen, kurz nachdem alles passiert war. Johnny hat aus irgendeinem Grund einen Wagen angehalten. Ich glaube, er war gestohlen. Auf jeden Fall hat Johnny Verstärkung angefordert. Hat den beiden Jungs befohlen, aus dem Wagen zu steigen. Fand die Drogen. Dann kam seine Verstärkung. Gerade als sie die Burschen durchsuchen wollten, brach einer von ihnen zusammen, als hätte er einen Anfall. Johnny wollte ihm helfen. Sein Kollege, der zur Verstärkung gekommen war, hätte die Waffe weiterhin auf den

anderen Jungen richten sollen, tat es aber nicht. Da zog der Bursche eine Pistole und hat Johnnys Kollegen erschossen. Dann feuerte Johnny... aber da hatte der andere Kerl ihm schon zwei Kugeln in den Magen gejagt.

Beide brachen zusammen, lagen sich gegenüber. Der andere Bursche hatte den Anfall nur vorgetäuscht. Er sprang auf, raste mit dem Wagen davon, wurde aber kurz darauf gefaßt. Der andere Kerl und Johnny lagen keinen halben Meter voneinander entfernt, beide haben wie verrückt geblutet.«

»O Gott!«

»Johnny hat einen Finger in eins der Einschußlöcher gestopft. So konnte er die Blutung ein wenig aufhalten. Na ja ... er hat mir einen Teil der Geschichte erzählt, als er halb bewußtlos im Krankenhaus lag ... der Junge, der neben Johnny lag, hatte irgendwas zu ihm gesagt. Ich weiß nicht genau, was, Johnny wollte nie so richtig damit raus, aber die haben den Jungen dann tot aufgefunden, und Johnny lag neben ihm, hatte den Arm um ihn gelegt. Er muß sich irgendwie zu dem Jungen geschleppt haben. Einigen Cops gefiel das gar nicht ... schließlich war ja einer von ihnen wegen des Jungen draufgegangen. Aber sie haben alles überprüft, und Johnny wurde von jeder Schuld freigesprochen. Es war der Fehler seines Kollegen gewesen. Auf jeden Fall ... auf dem Weg ins Krankenhaus wäre Johnny fast gestorben. Er wurde mehr als einen Monat stationär behandelt. Womit der Junge seine Waffe auch geladen hatte ... es hat Johnny innerlich zerfetzt.«

Sara mußte daran denken, daß John sein Hemd wieder heruntergezogen hatte, bevor sie miteinander schliefen. »Hat er eine Narbe?«

Ed warf ihr einen seltsamen Blick zu. »Warum fragen Sie?«

»Er hat so eine Bemerkung gemacht.«

Ed nickte langsam. »Vom Bauch bis zum Hals.«

»Zu alt fürs Nacktbaden«, murmelte Sara zu sich selbst.

»Die Ärzte hätten mit plastischer Chirurgie wohl einiges ma-

chen können, aber Johnny hatte die Nase voll von Krankenhäusern. Außerdem dachte er wohl ... wenn sie seine inneren Organe nicht wieder hinkriegen, spielt es sowieso keine Rolle, wie's außen aussieht.«

Sara schaute angsterfüllt drein. »Was soll das heißen? Er wurde doch völlig wiederhergestellt, oder?«

Ed schüttelte traurig den Kopf. »Die Geschosse haben ihn schlimm zerrissen«, er legte die Hand auf seinen Leib, »hier drinnen. Sind wie Flipperkugeln in ihm herumgesprungen. Die Ärzte haben ihn zusammengeflickt, aber so ziemlich jedes innere Organ wurde verletzt. Vielleicht hätten sie ihn wieder hingekriegt, wenn Johnny ein paar Jahre lang im Krankenhaus geblieben wäre und sich Transplantationen und so unterzogen hätte. Aber so was ist nichts für Johnny. Die Ärzte sagen, irgendwann wird eines der verletzten Organe einfach ... aufhören zu arbeiten. Es ist wie bei Diabetes. Sie wissen schon, die Organe des Kranken sind schließlich ... kaputt.«

Sara drehte sich der Magen um, doch sie brachte ein Nicken zustande.

»Na ja, die Ärzte meinen, daß die beiden Kugeln Johnny zwanzig Jahre seines Lebens gekostet haben, vielleicht sogar mehr. Und sie konnten wirklich nichts dagegen tun. Damals war uns das egal. Verdammt, Johnny hatte überlebt, und nur darauf kam es uns an. Aber ich weiß, daß es ihm schwer zu schaffen macht. Tja, Johnny hat alles getan, um sich wieder in gute Form zu bringen, zumindest äußerlich. Hat Eisen gestemmt, ist gejoggt, bis er fast umkippte, und so was alles. Und er hat den Polizeidienst quittiert. Wollte nicht mal die verdammte Erwerbsunfähigkeitsrente annehmen, obwohl er sie sich verdient hat, finden Sie nicht auch? Johnny wurde Anwalt ... und jetzt arbeitet er sich krumm und schief, ohne groß was dabei zu verdienen, und gibt mir und seiner Momma das meiste davon ab. Ich bekomme keine Rente, wissen Sie, und die Arztrechnungen meiner Frau sind mittlerweile so hoch, daß es mehr

ist, als ich in meinem ganzen Leben verdient habe. Verdammt, ich mußte wieder eine Hypothek auf das Haus aufnehmen, nachdem ich es dreißig Jahre lang abbezahlt habe. Aber es ließ sich nun mal nicht ändern.«

Als Ed innehielt, schaute Sara zu dem Tisch hinüber, auf dem John Fiskes Tapferkeitsmedaille stand. Ein kleines Stück Metall für so viel Schmerz.

»Ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie begreifen, daß Johnny wirklich nicht dieselben Ziele hat, die Sie und ich vielleicht haben. Er hat nie geheiratet, spricht nie davon, Kinder zu haben. Für ihn vergeht die Zeit viel schneller als für andere Menschen. Sollte er fünfzig Jahre alt werden, wird er sich für den glücklichsten Menschen auf Erden halten. Das hat er mir selbst gesagt.« Ed Fiske starrte zu Boden und mußte sich räuspern. »Ich hätte nie gedacht, daß ich Mike überleben werde. Und jetzt hoffe ich bei Gott, daß ich nicht auch noch meinen anderen Jungen überlebe.«

Endlich fand Sara ihre Stimme wieder. »Ich ... ich danke Ihnen sehr, daß Sie mir das alles erzählt haben. Ich kann mir vorstellen, wie schlimm das alles für Sie sein muß. Und dabei kennen Sie mich ja gar nicht.«

»Es kommt immer darauf an. Manchmal lernt man einen Menschen in zehn Minuten besser kennen als einen anderen, mit dem man schon das ganze Leben lang zu tun gehabt hat.«

Sara stand auf. »Ich danke Ihnen, daß Sie sich Zeit für mich genommen haben. Und Sie sollten sich wirklich bei John melden.«

Ed nickte ernst. »Das werde ich.«

Als Saras Hand den Türkopf berührte, hörte sie Ed fragen: »Lieben Sie meinen Sohn noch immer?«

Sara ging, ohne zu antworten.

In dem kleinen Café gegenüber dem Bürogebäude setzte Fiske sich an einen Tisch am Fenster. Er und McKenna bestellten

sich Kaffee.

Zuerst ignorierte Fiske den FBI-Agenten völlig, der neben ihm stehen blieb, und beobachtete desinteressiert die Passanten, während er den Kaffee trank. Als die Sonne über das Dach des Gebäudes auf der gegenüberliegenden Straßenseite stieg und die Schatten beider Männer auf die Ziegelwand warf, setzte er seine Sonnenbrille auf.

McKenna aß schweigend ein paar Cracker, die er bestellt hatte, und drehte den Plastikbecher mit dem Kaffee zwischen den Fingern.

»Wie geht es Ihrem Magen? Tut mir leid, daß ich Sie so hart schlagen mußte.«

»Es tut Ihnen höchstens leid, daß Sie mich nicht härter geschlagen haben.«

»Nein, wirklich. Ich sah das Gewehr und bekam es mit der Angst.«

Fiske schaute zu ihm hoch. »Haben Sie befürchtet, ich könnte die Wagentür aufreißen, das Gewehr rausholen, in Anschlag bringen, mich zu Ihnen herumdrehen und einen Schuß abgeben – und das alles, bevor Sie mich aus einer Entfernung von höchstens zwei Metern wegpusten können?«

McKenna zuckte die Achseln. »Zu Ihrer Information, ich habe Ihre Personalakte gelesen. Sie waren ein guter Polizist. Jedenfalls bis zum Schluß.«

»Was soll das jetzt schon wieder heißen, verdammt nochmal?«

McKenna setzte sich an den Tisch. »Nichts. Nur, daß es bei dem letzten Vorfall in Ihrer Akte ein paar Fragen gab. Wollen Sie mich darüber aufklären?«

Fiske nahm die Brille ab und schaute den Mann durchdringend an. »Warum schießen Sie mir statt dessen nicht eine Kugel in den Kopf? Das würde mir vermutlich mehr Spaß bereiten.«

McKenna lehnte seinen Stuhl nach hinten gegen die Wand

und zündete sich eine Zigarette an. »Wenn Sie so versessen darauf sind, Ihre Unschuld zu beweisen, sollten Sie allmählich ein bißchen kooperativer sein.«

»Sie sind überzeugt davon, McKenna, daß ich meinen Bruder getötet habe. Warum sollte ich mir also die Mühe machen?«

»Ich habe im Lauf der Jahre viele Fälle bearbeitet. Die Hälfte der Zeit hat meine ursprüngliche Theorie sich als falsch erwiesen. Meine Philosophie lautet: Sag niemals nie.«

»Mann, Sie hören sich ja echt aufrichtig an.«

McKenna schlug einen freundlicheren Tonfall an. »Hören Sie, John, ich mache das jetzt wirklich lange genug, okay? Saubere, ordentliche, eindeutige Fälle sind nun mal nicht die Regel. Bei diesem gibt es Ungereimtheiten, und die werde ich nicht ignorieren.« Er hielt kurz inne. »Wieso hat Ihr Bruder sich für Rufus Harms interessiert?« fragte er dann so beiläufig, wie er konnte. »Und was genau stand in dem Berufungsantrag?«

Fiske setzte die Sonnenbrille wieder auf. »Das paßt aber nicht in Ihre Theorie, daß ich meinen Bruder getötet habe.«

»Das ist nur eine meiner Theorien. Und der gehe ich nach, indem ich hier nach Ihrer plötzlich verschwundenen Neun-Millimeter-Pistole suche. Und während ich auf die Waffe warte, betrachte ich den Fall aus einem anderen Blickwinkel: Rufus Harms. Ihr Bruder hat den Antrag an sich genommen, und es sieht so aus, als hätte er Harms im Gefängnis besucht.«

»Das hat Chandler Ihnen gesagt?«

»Ich habe viele Quellen. Sie und Sara Evans haben in Harms' Vergangenheit herumgeschnüffelt. Er war in einem Militärgefängnis im Süden Virginias inhaftiert. Und Sie beide sind gestern abend mit einem Charterflugzeug in diese Gegend geflogen. Warum erzählen Sie mir nicht darüber? Wo waren Sie, und warum waren Sie dort?«

Fiske lehnte sich verblüfft zurück. McKenna hatte ihn und Sara beschatten lassen. Das war zwar nicht ungewöhnlich, und

doch hatte Fiske an diese Möglichkeit nicht einmal im Traum gedacht. »Warum fragen Sie mich, wenn Sie sowieso schon so viel wissen?«

»Vielleicht haben Sie Informationen, die mir noch fehlen, um diesen Fall aufzuklären.«

»Bevor Chandler ihn löst?«

»Spielt es eine Rolle, wer dieser Sache als erster Einhalt gebietet, wenn Menschen umgebracht werden?«

Dieser Einwand war allerdings logisch. Zumindest oberflächlich. Doch es spielte in der Tat eine große Rolle. Die verschiedenen Behörden, die die Einhaltung der Gesetze überwachten, führten Buch, wie alle anderen Behörden und Unternehmen auch. Fiske stand auf. »Sehen wir mal nach, was Billy so treibt. Mittlerweile müßte er die beiden Leichen gefunden haben, die ich letzte Woche in meinem Aktenschrank versteckt habe.«

Als sie ins Büro zurückkamen, war Hawkins gerade fertig. »Nichts«, erwiderte er auf McKennas Blick. »Wenn Sie wollen, können Sie sich selbst noch mal an die Arbeit machen«, fügte er trotzig hinzu.

»Schon gut, ich vertraue Ihnen«, sagte McKenna freundlich.

Fiske musterte Hawkins mit leicht zusammengekniffenen Augen. »Was ist das, Billy?« Er zeigte auf den Nacken und Kragen des Polizisten.

»Was ist was?«

Fiske berührte Hawkins' Kragen mit dem Finger und hielt ihn dem Officer vor die Nase.

Hawkins errötete leicht. »Oh. Verdammt, das war Bonnies Idee. Sie meinte, ich soll die blauen Flecken abdecken. Deshalb sieht mein Gesicht nicht mehr so mitgenommen aus. So schlimm bin ich noch nie im Leben verprügelt worden. Ich meine, dieser Bursche war zwar groß, aber das bin ich auch.«

»Ich hätte dem Mistkerl ein paar Kugeln in den Balg gejagt«, sagte McKenna.

Fiske starrte den FBI-Agenten mit offenem Mund an.

Hawkins nickte. »Ich war in Versuchung, ja. Aber was mein Gesicht angeht ... na ja, die Kollegen würden sich kaputt-lachen, wenn sie meine ramponierte Visage sehen. Aber es ist so heiß draußen, und man schwitzt unwillkürlich, und dann läuft einem das Zeug vom Gesicht runter und auf die Klamotten. Ich weiß nicht, wie die Frauen das machen.«

»Du willst also sagen, das ist...«

»Ja, Make-up«, sagte Hawkins verlegen.

Schlagartig ging Fiske ein Licht auf, doch er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Unwillkürlich rieb er seine noch immer schmerzende Schulter.

McKenna musterte ihn eindringlich.

In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Es war das Altenheim, in dem Gladys Fiske untergebracht war.

»Ich habe das mit Michael in der Zeitung gelesen. Es tut mir schrecklich leid, John.« Die Frau arbeitete schon seit Jahren in dem Altenheim, und Fiske kannte sie sehr gut.

»Danke, Anne. Im Augenblick ist es ein bißchen ungünstig ...«

»Es ist furchtbar! Michael war vor kurzem noch hier, und jetzt ist er tot. Ich kann es nicht fassen.«

Fiske runzelte die Stirn. »Mit ›hier‹ meinen Sie das Altenheim?«

»Ja. Er war letzte Woche noch bei uns. Donnerstag ... nein, Freitag.«

Der Tag, an dem Mike verschwunden ist.

»Das weiß ich noch, weil er normalerweise immer samstags kam.«

Fiske schüttelte den Kopf, als wollte er alle störenden Gedanken verscheuchen. »Wovon sprechen Sie? Michael hat Mom doch nie besucht.«

»O doch. Natürlich hat er Ihre Mutter besucht. Wenn auch nicht so oft wie Sie.«

»Das haben Sie mir nie gesagt.«

»Na ja, um ehrlich zu sein, Michael hat nicht gewollt, daß ich es Ihnen sage.«

»Was? Verdammt noch mal, warum denn nicht? Mir hängt es langsam zum Hals raus, daß mir keiner was über meinen Bruder erzählt!«

»Es tut mir leid, John«, erwiderte die Frau kleinlaut, »aber er hat mich gebeten, nichts zu sagen, und ich habe seiner Bitte selbstverständlich entsprochen. Das ist alles. Aber nun, da er tot ist ... da dachte ich, es tut ihm ja nicht mehr weh, wenn Sie es erfahren.«

»Er hat Mom am Freitag besucht? Hat er auch mit Ihnen gesprochen?«

»Nein, eigentlich nicht. Er kam mir ziemlich nervös vor. Ich meine, sehr bedrückt. Er ist recht früh gekommen und nur eine halbe Stunde geblieben.«

»Dann hat er also mit meiner Mutter gesprochen?«

»Er war bei ihr. Ich weiß nicht, ob sie wirklich miteinander geredet haben. Gladys kann manchmal ziemlich schwierig sein. Wann werden Sie Ihre Mutter das nächste Mal besuchen? Ich meine, das mit Michael kann sie ja nicht wissen, aber aus irgendeinem Grund kommt sie mir sehr deprimiert vor.«

Offenbar glaubte die Frau, das Band zwischen einer Mutter und ihren Kindern könne sogar die Verheerungen der Alzheimerschen Krankheit überwinden. »Es paßt mir im Augenblick wirklich nicht ...« Fiske brach mitten im Satz ab. Es wäre ein Wunder, sollte seine Mutter sich an irgend etwas erinnern, das Mike im Verlauf ihres Gesprächs gesagt hatte ... irgend etwas, das ihnen weiterhelfen könnte. Aber falls doch ...

»Ich fahre sofort los.«

Fiske legte auf, öffnete seinen Aktenkoffer und stopfte die Post hinein.

»Ihr Bruder hat Ihre Mutter an dem Tag besucht, an dem er verschwunden ist?« fragte McKenna.

Fiske nickte.

»Dann könnte sie uns vielleicht weiterhelfen.«

»McKenna, meine Mutter lebt im Heim und hat Alzheimer. Sie glaubt, daß John F. Kennedy noch Präsident ist.«

»Na schön, aber was ist mit den Leuten, die in dem Heim arbeiten?«

Fiske schrieb eine Adresse und Telefonnummer auf die Rückseite einer Visitenkarte. »Aber lassen Sie meine Mutter aus dem Spiel, McKenna.«

»Dann werden Sie sie also besuchen? Wieso?«

»Sie ist meine Mutter.« Fiske ging zur Tür hinaus.

Hawkins schaute McKenna an. »Können wir gehen? Denn ich würde gern abschließen. Ich möchte vermeiden, daß noch jemand hier einbricht und irgend etwas stiehlt.«

Hawkins sagte es auf eine Art und Weise, daß McKenna zusammenzuckte. Der Bursche konnte doch nicht wissen, daß er, McKenna, die Pistole gestohlen hatte, oder? Trotzdem fühlte er sich schuldig. Doch er fühlte sich auch wegen anderer, bedeutenderer Dinge schuldig. Viel bedeutenderer Dinge.

KAPITEL 53

Sara mußte auf dem Weg zu Fiskes Büro an einer roten Ampel halten, als sie sah, wie er an der Kreuzung vorüberfuhr. Ihr blieb nicht einmal Zeit, auf die Hupe zu drücken. Sie spielte mit dem Gedanken, zu winken und ihn anzuhalten, doch als sie sein angespanntes Gesicht sah, schreckte sie davor zurück. Sie bog nach rechts ab und fuhr ihm hinterher.

Eine halbe Stunde später trat sie auf die Bremse, als John auf den Parkplatz des Altenwohnheims im West End von Richmond fuhr. Sie war schon einmal hier gewesen, mit Michael; sie hatten seine Mutter besucht. Sara hielt unter einem breitblättrigen, immergrünen Baum neben dem Eingang und beobachtete unbemerkt, wie John ausstieg und ins Gebäude eilte.

Fiske wurde an der Rezeption von Anne empfangen, der Frau, die ihn vorhin angerufen hatte. Sie entschuldigte sich noch einmal und führte ihn in den Besucherraum, in dem Gladys unterwürfig in Schlafanzug und Pantoffeln saß. Als Fiske die Tür öffnete, schaute sie auf und klatschte leise in die Hände.

Fiske setzte sich ihr gegenüber, und Gladys streckte die Hände aus und legte sie zärtlich auf sein Gesicht. Ihr Lächeln wurde heller, ihre Augen weiteten sich und nahmen nichts mehr von der Wirklichkeit wahr.

»Wie geht es meinem Mike? Was macht Mamas Liebling?«

Fiske nahm sanft ihre Hände.

»Mir geht es gut. Alles in Ordnung. Pop geht es auch gut«, log er. »Du hast dich doch über meinen Besuch neulich gefreut, nicht wahr?«

»Ich freue mich immer, wenn ich Besuch bekomme.« Sie schaute an ihm vorbei und lächelte. Das tat sie oft. Es war nicht einfach, ihre Aufmerksamkeit zu behalten. Gladys Fiske hatte den Kreis vollendet und sich zu einem Kind zurückentwickelt.

Sie berührte wieder seine Wange. »Dein Daddy war hier.«
»Wann denn?«

Sie schüttelte den Kopf. »Irgendwann letztes Jahr. Er hatte Heimaturlaub. Sein Schiff ist gesunken. Es waren die Japse.«

»Wirklich? Aber es geht ihm doch gut, oder?«

Gladys lachte lang und laut. »O ja, diesen Mann wirft nichts um.« Sie beugte sich vor. »Mike«, flüsterte sie verschwörerisch, »du kannst doch ein Geheimnis für dich behalten?«

»Aber sicher, Mom«, sagte Fiske zögernd.

Sie sah sich um und errötete. »Ich bin wieder schwanger.«

Fiske atmete tief ein. Das war mal etwas Neues. »Wirklich? Wann hast du es herausgefunden?«

»Jetzt mach dir mal keine Sorgen, Schatz, Momma hat genug Liebe für euch beide.« Sie kniff ihn in die Wange und küßte ihn auf die Stirn.

Er drückte ihre Hand und brachte tatsächlich ein Lächeln zustande. »Wir haben uns doch neulich richtig schön unterhalten, nicht wahr?«

Sie nickte geistesabwesend.

Das ist verrückt, dachte er, aber nun war er hier und konnte es genauso gut versuchen. »Ich hatte eine schöne Fahrt. Weißt du noch, wohin ich gefahren bin?«

»Du bist in die Schule gefahren, Mike, wie jeden Morgen. Dein Daddy hat dich auf seinem Schiff mitgenommen.« Gladys runzelte die Stirn. »Ihr müßt da draußen vorsichtig sein. Da gibt es viele Kämpfe. Dein Daddy muß gerade schon wieder kämpfen.« Sie ballte die Hand zur Faust und reckte sie in die Luft. »Mach sie fertig, Eddie.«

Fiske lehnte sich zurück, schaute seine Mutter an. »Ich passe schon auf.« Wenn er sie ansah, glaubte er, ein Porträt zu betrachten, das unter dem gnadenlosen Sonnenlicht mit jedem Tag ein bißchen mehr verblich. Irgendwann würde er sie besuchen, und dann würden sämtliche Farben verschwunden sein, und das einzige Bild, das er dann noch sah, kam aus der Erin-

nerung. Und das Leben ging weiter. »Ich muß jetzt gehen. Ich ... äh ... komme sonst zu spät zur Schule.«

»So hübsch.« Gladys schaute an ihm vorbei und winkte. »Hallo auch.« Fiske drehte sich um und erstarrte, als er Sara dort stehen sah.

»Ich bin schwanger, Schätzchen«, sagte Gladys zu ihr.

»Herzlichen Glückwunsch.« Mehr fiel Sara nicht ein. Fiske stürmte über den Korridor zum Ausgang, und Sara eilte ihm hinterher. Er riß die Tür so heftig auf, daß sie gegen die Wand knallte.

»John, bleibst du jetzt bitte stehen und sprichst mit mir?« sagte sie.

Er fuhr herum. »Wie kannst du es wagen, mir nachzuspionieren?«

»Ich habe dir nicht nachspioniert.«

»Das geht dich, verdammt noch mal, nichts an.« Er nestelte den Schlüssel aus seiner Jackentasche und stieg in seinen Wagen. Sara sprang auf den Beifahrersitz.

»Raus aus meinem Wagen, verdammt!«

»Ich rühre mich nicht von der Stelle, bis wir darüber gesprochen haben.«

»Du kannst mich mal!« brüllte Fiske und stieg aus.

Sara lief ihm hinterher. »Zum Teufel mit dir, John Fiske! Würdest du bitte stehenbleiben und mit mir sprechen?«

»Wir haben nichts mehr zu besprechen.«

»Wir haben jede Menge zu besprechen!«

Er richtete einen zitternden Finger auf sie. »Verdammt noch mal, warum tust du mir das an, Sara?«

»Weil du mir etwas bedeutest.«

»Ich brauche deine Hilfe nicht.«

»Ich glaube schon. Ich weiß, daß du mich brauchst.«

Sie standen da und starrten sich an.

»Können wir irgendwohin fahren und darüber sprechen? Bitte.« Sie ging um den Wagen herum, blieb neben Fiske stehen.

»Wenn dir die letzte Nacht auch nur halb so viel bedeutet hat wie mir«, sagte sie und legte ihm die Hand auf den Arm, »müßten wir wenigstens darüber sprechen können.« Sie stand da, überzeugt, daß er nun in seinen Wagen steigen und aus ihrem Leben fahren würde.

John schaute sie kurz an, ließ dann den Kopf hängen und lehnte sich müde ans Auto. Saras Hand suchte die seine und schloß sich um sie. John blickte an ihr vorbei zu einem Wagen, der am Straßenrand parkte. Zwei Männer saßen darin. »Das FBI läßt uns nicht aus den Augen.« Sein Tonfall, sein ganzes Verhalten zeugte nun von Resignation.

»Ich fühle mich vollkommen sicher«, sagte Sara, ohne den Blick von seinen Augen zu nehmen, bis sie schließlich erkannte, daß sie ihn nicht verloren hatte ... noch nicht.

Sie stiegen in ihre Wagen. Sara folgte Fiske zu einem kleinen, knapp zwei Kilometer entfernten Einkaufszentrum, in dem sie sich an einen Tisch im Freien setzten und in der Hitze des Spätnachmittags Limonade bestellten.

»Ich verstehe ja, wieso du es deinem Bruder zum Vorwurf machst, auch wenn es nicht seine Schuld war«, sagte Sara.

»Nichts war je seine Schuld«, erwiderte John verbittert.

»Deine Mutter kann doch nichts dafür. Genauso gut hätte sie Michael mit deinem Namen ansprechen können.«

»Ja, richtig. Sie hat sich dafür entschieden, mich zu vergessen.«

»Vielleicht nennt deine Mutter dich so, weil du sie viel öfter besucht hast als Michael, und das ist ihre Art, es ihm heimzuzahlen.«

»Das kaufe ich dir nicht ab.«

Sara blickte ihn wütend an. »Gut, wenn du noch auf deinen Bruder eifersüchtig sein willst, nachdem er tot ist, kann ich wohl nichts daran ändern.«

John warf ihr einen frostigen Blick zu. Sie rechnete damit, daß er explodierte. Doch statt dessen sagte er: »Na schön, dann

bin ich ... war ich ... eifersüchtig auf meinen Bruder. Wer wäre es an meiner Stelle nicht?«

»Aber dadurch änderst du doch nichts.«

»Das mag schon sein«, sagte John und wandte den Blick ab. Seine Stimme klang plötzlich müde. »Als ich Mom zum erstenmal besuchte und sie mich Mike nannte, hielt ich es nur für vorübergehend. Ich dachte, sie hätte einen schlechten Tag oder so etwas. Aber als es dann zwei Monate lang so ging ...« Er hielt inne. »Na ja, da habe ich den Kontakt mit Mike abgebrochen. Endgültig. Alles, was mich immer an ihm gestört hat, ganz gleich, wie dumm es war, habe ich zum Bild eines bösen, herzlosen, nichtsnutzigen Mistkerls zusammengefügt. Er hatte mir meine Mutter weggenommen.«

»John, an dem Tag, als wir dich bei deinem Prozeß beobachtet haben, habe ich mit Michael deine Mutter besucht.«

Sein Körper verkrampfte sich. »Was?«

»Deine Mutter hat nicht mal mit ihm gesprochen. Er hat ihr ein Geschenk mitgebracht, und sie wollte es nicht annehmen. Mike hat mir gesagt, sie wäre immer so. Er glaubte, daß er ihr völlig gleichgültig sei, weil sie dich so sehr liebte.«

»Du lügst«, sagte Fiske leise.

»Nein, ich lüge nicht. Das ist die reine Wahrheit.«

»Du lügst!« sagte er erneut, diesmal lauter.

»Frag doch die Leute, die dort arbeiten. Sie wissen es auch.«

Fiske saß eine Weile schweigend und mit gesenktem Kopf da. »Ich habe wirklich nie darüber nachgedacht«, sagte er, als er schließlich wieder aufblickte, »daß auch Mike seine Mutter verloren hat.«

»Wirklich nicht?« fragte Sara ruhig.

Fiske starrte sie an und ballte die Hände zu Fäusten. »Was soll das heißen?« sagte er mit zitternder Stimme.

»Was hat dich davon abgehalten, mit deinem Bruder zu sprechen? Michael hat mir gesagt, daß du den Kontakt mit ihm abgebrochen hast, und du hast es gerade selbst gestanden.

Trotzdem kann ich nicht glauben, daß du nicht gewußt hast, wie deine Mutter Mike behandelt hat.«

Eine volle Minute lang sagte Fiske nichts. Er schaute Sara an, vielleicht auch durch sie hindurch; seine Augen verrieten nichts von seinen Gedanken. Schließlich wandte er den Blick ab. »Ich habe es gewußt«, sagte er kaum vernehmbar.

Dann blickte er Sara wieder an. Der schreckliche Schmerz, der sich auf seinem Gesicht spiegelte, ließ sie zittern.

»Ich wollte es einfach nicht zur Kenntnis nehmen«, fuhr er fort. Sara legte ihm die Hand auf die Schulter. »Das war für mich wohl eine Entschuldigung, damit ich nichts mehr mit dem eigenen Bruder zu tun haben muß.« Er atmete wieder tief ein. »Und da ist noch etwas. Mike hat mich angerufen, unmittelbar bevor er zu dem Gefängnis fuhr. Ich habe nicht zurückgerufen. Jedenfalls nicht, bis es zu spät war ... Ich habe ihn getötet.«

»Du kannst dir deshalb keine Vorwürfe machen.« Sara sah, daß ihre Worte nicht die geringste Wirkung erzielten, und änderte deshalb die Taktik. »Wenn du dir schon Vorwürfe machen willst, dann deshalb, weil du deinen Bruder aus deinem Leben gestrichen hast. Das war unfair von dir, und falsch. Völlig falsch. Jetzt ist er tot. Und damit mußt du leben, John.«

Nun schaute er sie an. Sein Gesicht wurde ruhiger. »Wahrscheinlich habe ich schon schon damit gelebt.«

Da Fiske sich ihr anvertraut hatte, hielt Sara es für angebracht, sich zu revanchieren. »Ich war heute bei deinem Vater. Ich habe dir versprochen, daß ich mit ihm rede«, fuhr sie fort, bevor er etwas sagen konnte. »Ich habe ihm erzählt, was wirklich passiert ist.«

»Und er hat dir geglaubt«, sagte Fiske skeptisch.

»Ich habe die Wahrheit gesagt. Er wird dich anrufen.«

»Danke, aber mir wäre es lieber gewesen, du hättest dich da rausgehalten.«

»Er hat mir auch so einiges erzählt.«

»Zum Beispiel?« sagte Fiske scharf.

»Zum Beispiel, wieso du aus dem Polizeidienst ausgestiegen bist.«

»Verdammt, Sara, das mußttest du nicht unbedingt wissen.«

»Doch, mußte ich. Aus gutem Grund.«

»Aus welchem?«

»Das weißt du doch!«

Beide schwiegen längere Zeit. Fiske starrte auf die Tischplatte und fingerte an dem Strohalm herum, der im Limonadenglas steckte. Schließlich setzte er sich auf und verschränkte die Arme vor der Brust. »Also hat mein Dad dir alles erzählt?«

Sara blickte ihn an. »Über die Schießerei?« fragte sie vorsichtig. »Ja.«

»Dann weißt du, daß ich mit sechzig, vielleicht schon mit fünfzig Jahren sehr wahrscheinlich nicht mehr gesund und munter durch die Gegend hüpfen werde.«

»Ich glaube, du bist stark genug, mit allen Widrigkeiten fertig zu werden.«

»Und wenn nicht?«

»Wenn nicht, spielt es für mich keine Rolle.«

Er beugte sich vor. »Aber für mich, Sara.«

»Dann willst du dein Leben einfach aufgeben?«

»Ich glaube, ich führe genau das Leben, das mir vor-schwebt.«

»Vielleicht«, gestand sie rasch ein.

»Du weißt selbst, daß es mit uns nie gutgehen würde.«

»Also hast du darüber nachgedacht?«

»Allerdings. Und du? Woher weißt du, daß es nicht bloß eine weitere impulsive Entscheidung ist? Wie die, ein Haus zu kaufen?«

»Ich fühle nun mal so.«

»Gefühle ändern sich.«

»Und es ist viel einfacher, eine Niederlage einzugestehen, als um etwas zu kämpfen, nicht wahr?«

»Wenn ich etwas wirklich will, kämpfe ich sehr hart darum.«

Fiske wußte selbst nicht, warum er das sagte, aber er sah den verzweifelten, verlorenen Ausdruck auf Saras Gesicht.

»Ich verstehe. Und ich habe in dieser Angelegenheit wohl nichts zu sagen?«

»Du würdest so eine Entscheidung nicht treffen wollen, glaub mir.«

Sara erwiderte nichts, und Fiske schwieg für einen Moment. »Mein Dad konnte dir nämlich gar nicht alles erzählen, weil er gar nicht alles weiß.«

»Er hat mir erzählt, daß du fast gestorben bist. Und daß der andere Officer ums Leben kam. Und auch der Mann, der auf dich geschossen hat. Natürlich sehe ich ein, daß dieses Ereignis dein Leben verändert hat. Dich dazu gebracht hat, das zu tun, was du jetzt tust. Ich halte es für sehr ... großherzig, falls es das passende Wort ist.«

»Es kommt der Wahrheit nicht einmal nahe. Willst du wissen, warum ich Anwalt geworden bin?«

Sara spürte, daß seine Stimmung sich plötzlich gewandelt hatte. »Sag's mir.«

»Weil ich Angst habe.« Er nickte bekräftigend. »Die Furcht treibt mich an. Je länger ich Cop war, desto mehr wurde es zu einem ›Wir gegen sie‹. Jung, großspurig, zornig auf Gott und die Welt. Und bewaffnet, um all dem Nachdruck zu verleihen.« Fiske verstummte und beobachtete durch die Fensterscheibe, wie die Leute im Café Erfrischungen kauften. Sie schienen keine Sorgen zu haben, glücklich zu sein, sich irgendein handfestes Ziel im Leben gesetzt zu haben; sie waren alles, was er nicht war, was er nicht sein konnte.

Er schaute wieder Sara an. »Ich habe immer wieder dieselben Burschen verhaftet, bis ich den Eindruck bekam, daß diese Jungs schon wieder draußen waren, bevor ich auch nur den Papierkram erledigt hatte. Und sie knallten einen so beiläufig ab, wie sie eine Kakerlake zertraten. Denn auch sie steckten voll in dem Spiel drin: ›Wir gegen sie‹. Man wirft einfach alle

in einen Topf. Jung und schwarz? Schnapp sie dir, wenn du kannst. Die Cops sind hinter dir her? Leg sie um, wenn du kannst. Das geht ganz schnell, und über irgend 'nen Typen brauchst du dir sowieso keine Gedanken zu machen. Es ist wie eine Drogensucht.«

»Nicht alle sind so. Es gibt auch andere Menschen auf der Welt.«

»Das weiß ich auch. Ich weiß, daß die meisten Leute, ob sie nun schwarz sind oder weiß oder was auch immer, rechtschaffene Menschen sind, die ein ziemlich normales Leben führen. Ich will an das Gute im Menschen glauben. Es ist nur so, daß ich als Cop nichts davon gesehen habe. Normale Schiffe sind an meiner Anlegestelle nicht vorbeigesegelt.«

»Dann hat diese Schießerei dazu geführt, daß du alles noch einmal überdacht hast?«

Fiske antwortete nicht sofort. »Ich weiß noch«, sagte er nach einer Weile leise, »daß ich neben dem Burschen niederkniete, der den Anfall vorgetäuscht hat. Ich hörte, wie ein Schuß abgefeuert wurde und mein Partner aufschrie. Noch während ich mich umdrehte, zog ich meine Waffe. Ich weiß nicht, wie es mir gelungen ist, auf den Abzug zu drücken, aber ich traf den anderen voll in die Brust. Wir beide gingen zu Boden. Er verlor seine Waffe, ich behielt meine in der Hand. Richtete sie auf ihn. Er war keinen halben Meter von mir entfernt. Jedesmal, wenn er einatmete, sprudelte Blut wie rote Gischt aus der Schußwunde ... mit einem zischenden Geräusch, das ich noch immer im Schlaf höre. Seine Augen wurden schon glasig, aber man kann ja nie wissen. Ich wußte nur, daß der Bursche gerade auf meinen Partner und auf mich geschossen hatte. Mein Inneres fühlte sich an, als würde es sich in Brei verwandeln.« Fiske atmete tief aus. »Ich habe nur darauf gewartet, daß er stirbt, Sara ...« Er verstummte, als er wieder einmal daran denken mußte, wie knapp er dem Schicksal entgangen war, begraben und fast vergessen in einer Holzkiste zu enden wie so viele

andere Cops vor ihm.

»Dein Vater hat gesagt, du hättest den Arm um den Mann gelegt, als man euch fand«, half Sara ihm sanft auf die Sprünge.

»Ich dachte, er wollte mir meine Waffe wegnehmen. Ich hatte einen Finger am Abzug und einen in das Kugelloch in meinem Bauch gesteckt. Aber der Junge streckte nicht mal die Hand aus. Dann hörte ich, daß er etwas sagte. Zuerst verstand ich ihn nicht, aber er sagte es immer wieder, bis ich es dann mitbekam.«

»Was hat er gesagt?« fragte Sara leise.

Fiske atmete tief aus, erwartete beinahe, Blut aus seinen alten Verletzungen spritzen zu sehen und daß seine inneren Organe, denen man so übel mitgespielt hatte, ihn vor der Zeit im Stich ließen. »Er hat mich gebeten, ihn zu erschießen.« Er schloß die Augen. »Ich konnte es nicht«, fuhr er dann fort, als wollte er Saras unausgesprochene Frage beantworten. »Ich habe es nicht getan. Es war auch nicht nötig, denn ein paar Sekunden später war er tot.«

Sara lehnte sich langsam zurück, fand keine Worte.

»Ich glaube wirklich, er hatte schreckliche Angst davor, nicht zu sterben.« Fiske schüttelte langsam den Kopf, und es fiel ihm immer schwerer, zusammenhängend zu sprechen. »Er war erst neunzehn. Im Vergleich zu ihm bin ich schon ein alter Mann. Er hieß Darnell – Darnell Jackson. Seine Mutter war von Crack abhängig. Als Darnell acht oder neun Jahre alt war, hat sie ihn an Kinderschänder verschachert, um Geld für ihre Drogen zu bekommen.« Er schaute Sara an. »Das wird sich schrecklich für dich anhören.«

»Ja. Natürlich!«

»Für mich war es derselbe alte Scheiß wie immer. Ich habe so was ständig gesehen. Ich war immun dagegen geworden, oder habe es zumindest geglaubt.« Er fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. »Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch eine Spur von Mitgefühl aufbringen könnte. Aber nach

dieser Geschichte mit Darnell habe ich ein bißchen davon zurückbekommen.« Er brachte ein bekümmertes Lächeln zustande. »Ich nenne diesen Tag mein Stahlmantel-Dreikönigsfest. Zwei Kugeln in meinem Körper. Vor mir ein sterbender Junge, der mich anflehte, ihn zu erschießen. Man kann sich kaum vorstellen, daß ein einziges Ereignis bewirken kann, daß man alles in Frage stellt, woran man je geglaubt hat. Aber mir ist das an diesem Abend passiert.« Er nickte nachdenklich. »Jetzt sehe ich die gesamte Zukunft der Welt nur noch im Zusammenhang mit Darnell Jackson. Er ist meine Version des nuklearen Holocausts, nur daß er bei mir, in meinem Innern, nicht in ein paar Sekunden vorbei ist.« Er schaute Sara an. »Das ist das Entsetzen, das mich antreibt.«

»Ich glaube, dir liegt wirklich etwas an den Menschen. Du tust viel Gutes.«

Fiske schüttelte den Kopf. Seine Augen schimmerten feucht. »Ich bin kein reicher, brillanter weißer Anwalt, der vor Edelmüt beinahe platzt und die kleinen Enis dieser Welt rettet. Und ein halbes Kind, das sowieso keine Chance hatte, mußte erst mit einer Kanone mein Inneres zerreißen, bevor ich auch nur einen Gedanken daran verschwendet habe. Was meinst du, wie vielen Menschen wirklich etwas an den anderen liegt?«

»Bist du wirklich so zynisch?«

Fiske schaute sie einen Augenblick an, bevor er antwortete. »Eigentlich bin ich der hoffnungsvollste Zyniker, dem du je begegnen wirst.«

KAPITEL 54

»Du hast das Richtige getan, Beth. So weh es auch tut. Aber ich kann das mit Sara noch immer nicht glauben.« Jordan Knight schüttelte den Kopf. Sie saßen auf der Rückbank der Regierungslimousine des Senators, die sich den Weg durch den Stoßverkehr zu ihrem Watergate-Apartment bahnte. »Vielleicht ist sie einfach zusammengebrochen. Der Druck ist ja auch gewaltig.«

»Ich weiß«, sagte Elizabeth Knight leise.

»Das alles kommt mir so verrückt vor. Ein Assessor stiehlt einen Berufungsantrag. Sara weiß davon, behält es aber für sich. Dann wird der Assessor ermordet. Dann gerät der Bruder des Assessors unter Verdacht. John Fiske kommt mir einfach nicht wie ein Mörder vor.«

»Mir auch nicht.« Elizabeths Gespräch mit John Fiske hatte ihre Ängste nur noch größer werden lassen.

Jordan Knight tätschelte seiner Frau die Hand. »Ich habe Chandler und McKenna überprüft. Beide sind über jeden Zweifel erhaben. McKenna hat einen hervorragenden Ruf im FBI. Wenn jemand diese Sache aufklären kann, dann diese beiden.«

»Ich finde Warren McKenna unverschämt und widerlich.«

»Na ja, in seinem Beruf muß man das wohl manchmal sein«, schwächte er ab.

»Das ist nicht alles. Er hat irgend etwas an sich ... Er ist so energisch, aber manchmal halte ich das nur für ...« Sie hielt inne, suchte nach dem richtigen Wort. »Schauspielerei.«

»Während er in einem Mordfall ermittelt?«

»Ich weiß, es klingt verrückt, aber diesen Eindruck habe ich nun mal.«

Der Senator zuckte die Achseln und rieb sich nachdenklich das Kinn. »Ich habe immer gesagt, die Intuition einer Frau ist mehr wert als die beste Einschätzung eines Mannes. In dieser

Stadt stehen wohl alle auf einer Bühne. Manchmal wird man es wirklich leid.«

Sie musterte ihn genau. »Lockt die Ranch in New Mexico?«

»Ich bin dir ein Dutzend Jahre voraus, Beth. Jeder Tag wird ein bißchen wertvoller.«

»Es ist ja nicht so, als wären wir nicht zusammen.«

»Aber in Washington ist das nicht dasselbe. Hier haben wir beide sehr viel zu tun.«

»Meine Ernennung zur Richterin am Obersten Gerichtshof gilt auf Lebenszeit, Jordan.«

»Ich möchte nur nicht, daß du etwas bedauerst. Und ich versuche mein Bestes, ebenfalls kein Bedauern zu verspüren.«

Beide verstummten und schauten aus dem Fenster, während der Wagen über die Virginia Avenue fuhr.

»Ich habe gehört, daß du und Ramsey heute mit Zähnen und Klauen übereinander hergefallen seid. Glaubst du, du hast eine Chance?«

»Jordan, du weißt, daß ich nicht gern mit dir über solche Dinge spreche.«

Er errötete. »Eins hasse ich an dieser Stadt, und zwar unsere Jobs. Die Regierung sollte sich nicht in den Ehebund einmischen.«

»Seltsame Worte aus dem Mund eines Politikers.«

Jordan lachte tief. »Na ja, als Politiker muß ich dann und wann mal eine Volksrede halten, oder?« Er hielt inne und nahm ihre Hand. »Ich weiß zu schätzen, daß du den Empfang für Kenneth veranstaltet hast. Ich weiß, du mußtest deshalb einiges einstecken.«

Elizabeth zuckte die Achseln. »Harold nimmt jede Gelegenheit wahr, wie trivial sie auch sein mag, um mir eins auszuwischen, Jordan. Ich habe mittlerweile eine gewisse Widerstandskraft dagegen entwickelt.« Sie küßte ihn auf die Wange, während er liebevoll über ihr Haar strich.

»Wir haben uns wirklich wacker geschlagen, trotz aller Wid-

rigkeiten, nicht wahr? Wir haben ein gutes Leben, oder?«

»Wir haben ein wunderbares Leben, Jordan.« Sie küßte ihn erneut, und er legte schützend einen Arm um sie.

»Was hältst du davon, wenn wir heute abend unsere Termine absagen und einfach zu Hause bleiben? Wir essen etwas, sehen uns einen Film an. Und reden. In letzter Zeit sind wir kaum noch dazu gekommen.«

»Ich fürchte, ich wäre dir keine gute Gesellschaft.«

Jordan drückte sie an sich. »Du bist mir immer eine gute Gesellschaft, Beth. Immer.«

Als die Knights ihre Wohnung betraten, reichte Mary, ihre Haushälterin, Elizabeth einen Zettel, auf dem sie eine telefonische Nachricht notiert hatte. Als Elizabeth den Namen darauf las, legte sich ein seltsamer Ausdruck auf ihr Gesicht.

Jordan erschien im Flur und rieb sich die Hände. Er schaute Mary an. »Hoffentlich haben Sie etwas Leckereres zum Abendessen vorbereitet.«

»Ihr Lieblingsgericht. Rinderfilet.«

Jordan lächelte. »Wir werden heute wohl später essen. Heute abend wollen die Missus und ich uns mal richtig entspannen. Keine Störungen.« Er blickte seine Frau an. »Stimmt etwas nicht?« Er bemerkte den Zettel in ihrer Hand.

»Nein. Eine Gerichtssache. Es hört nie auf.«

»Das brauchst du mir nicht zu sagen«, erwiderte er trocken.

»Na ja, ich dusche jetzt erst mal.« Er ging den Flur hinunter.

»Du kannst ja mitkommen«, rief er über die Schulter zurück.

Mary verschwand in der Küche, ob der Bemerkung des Senators ein unmerkliches Lächeln auf den Lippen.

Elizabeth nutzte die Gelegenheit, um in ihr Arbeitszimmer zu schlüpfen, und wählte die Nummer auf dem Zettel.

»Sie wollten, daß ich zurückrufe?« sagte sie ins Telefon.

»Wir müssen reden, Richterin Knight. Paßt es Ihnen jetzt?«

»Um was geht es?«

»Was ich Ihnen jetzt sage, wird ein ziemlicher Schock für Sie

sein. Sind Sie darauf vorbereitet?«

Aus irgendeinem Grund spürte Elizabeth Knight, daß der Mann die Situation genoß. »Ich habe wirklich keine Zeit für diese Mantel-und-Degen-Rhetorik, die Sie offensichtlich so erheitert.«

»Tja, ich werde Ihnen einen Schnellkurs darin geben.«

»Wovon sprechen Sie?«

»Hören Sie einfach zu.«

Zehn Minuten später warf sie den Hörer auf die Gabel, stürmte aus dem Zimmer und hätte beinahe Mary über den Haufen gerannt, die über den Flur kam.

Elizabeth lief auf die Toilette und spritzte sich Wasser ins Gesicht. Ein paar Augenblicke hielt sie sich an der Kante des Waschbeckens fest; dann riß sie sich zusammen, öffnete die Tür und ging langsam über den Flur.

Sie hörte, daß Jordan noch in der Dusche war, und schaute auf die Uhr. Dann ging sie in die Lobby, fuhr mit dem Lift ins Erdgeschoß des Gebäudes und wartete am Haupteingang. Die Zeit schien quälend langsam zu verstreichen. Seit sie aufgelegt hatte, waren gut weitere zehn Minuten vergangen.

Schließlich tauchte ein Mann auf, den Elizabeth nicht kannte, dem sie selbst aber vom Ansehen offensichtlich bekannt war, und der Mann reichte ihr etwas. Sie warf einen Blick darauf. Als sie den Blick wieder hob, war der Mann bereits verschwunden. Elizabeth steckte sich in die Tasche, was der Fremde ihr gegeben hatte, und eilte zurück in die Wohnung.

»Wo ist Jordan?« fragte sie Mary.

»Im Schlafzimmer, glaube ich, und zieht sich an. Ist alles in Ordnung, Mrs. Knight?«

»Ja, ich ... ich habe mir den Magen verdorben, aber jetzt geht es mir schon wieder besser. Ich wollte mir die Beine vertreten und ein bißchen frische Luft schnappen. Würden Sie zwei Cocktails mixen und sie auf die Terrasse bringen?«

»Aber es fängt an zu regnen.«

»Die Markise ist ausgefahren. Und ich scheine plötzlich an Platzangst zu leiden. Ich brauche frische Luft. Es war so heiß und schwül, und der Regen hat es herrlich abkühlen lassen. Jetzt ist es kühl, so wundervoll kühl«, sagte sie wehmütig. »Machen Sie Jordans Lieblingsdrink, ja?«

»Einen Beefeater-Martini mit einer Zitronenscheibe. Sehr wohl, Ma'am.«

»Und das Abendessen, Mary ... bitte sorgen Sie dafür, daß alles wie am Schnürchen klappt. Daß es richtig schön wird.«

»Natürlich, Ma'am.« Mit einem verwirrten Ausdruck auf dem Gesicht ging Mary zur Bar.

Elizabeth Knight ballte die Hände zu Fäusten, um gegen die Wogen der Panik anzukämpfen. Sie durfte einfach nicht darüber nachdenken. Wenn sie durchstehen wollte, was vor ihr lag, mußte sie nur handeln, nicht denken.

Lieber Gott, steh mir bei, betete sie stumm.

KAPITEL 55

Fiske schaute verdrossen aus dem Wagenfenster und betrachtete die dunklen Wolken. Sara und er waren auf halbem Weg nach Washington, und sie hatten während der Fahrt nicht viel gesprochen.

Als der Regen einsetzte, schaltete Sara die Scheibenwischer an. »John, wir haben viele Informationen, mit denen wir möglicherweise etwas anfangen können. Wir sollten die nächste Stunde nutzen und versuchen, uns einen Reim darauf zu machen.«

Fiske schaute sie an. »Sicher, du hast recht. Hast du irgendwo einen Kugelschreiber und Papier?«

»Hast du kein Schreibzeug in deinem Aktenkoffer?«

Fiske löste den Sicherheitsgurt, nahm den Aktenkoffer vom Rücksitz und öffnete ihn. Er sah den Stapel Post durch, und seine Hände schlossen sich um einen dicken Umschlag. »Mein Gott, das ging aber schnell.«

»Was?«

»Ich glaube, das ist Harms' Personalakte.« Fiske riß den Umschlag auf und las. Zehn Minuten später blickte er Sara an. »Das sind Auszüge von zwei verschiedenen Akten. Harms' Personalakte, einige Protokolle vom Prozeß vor dem Kriegsgericht und die Personalliste von Fort Plessy aus der Zeit, als Harms dort stationiert war.« Fiske schlug einen Hefter mit der Aufschrift MEDIZINISCHE UNTERLAGEN auf, überflog die Seiten und stutzte plötzlich. »Rate mal, weshalb Rufus Harms so ungehorsam war. Weshalb er Befehle nicht ausführte und ständig Ärger hatte.«

»Weil er Legastheniker oder Dyslektiker war«, antwortete Sara wie aus der Pistole geschossen.

»He, woher weißt du das?«

»Es gibt einige Anzeichen dafür. Ich konnte zwar nur einen

kurzen Blick auf seinen Antrag werfen, aber Handschrift und Rechtschreibung waren eine Katastrophe. Das ist ein Anzeichen für Dyslexie, wenn auch kein schlüssiges. Aber weißt du noch, als ich mit George Barker sprach und er mir die Geschichte erzählte, wie Harms seine Druckmaschine repariert hat?»

Fiske nickte.

»Rufus hat damals zu Barker gesagt, er wolle sich das Handbuch für die Druckerpresse gar nicht erst ansehen, Worte würden ihn nur verwirren. Ich bin mit einem Mädchen zur Schule gegangen, das ebenfalls diese Lesestörung hatte. Es hat praktisch genau dasselbe zu mir gesagt. Wer unter Dyslexie leidet, kann mit der Welt nicht richtig kommunizieren. Obwohl ich den Eindruck habe, daß Rufus seine Behinderung in den Griff bekommen hat, als wir ihm gestern abend begegnet sind.«

»Wenn er so viele Jahre im Bau überlebt hat, obwohl diese Leute ihn umbringen wollten, dürfte er fast alles schaffen, was er sich vornimmt.« Wieder warf Fiske einen Blick auf die Unterlagen. »Sieht so aus, als hätte man Rufus' Lesestörung erst nach dem Mord festgestellt. Wahrscheinlich beim Prozeß vor dem Kriegsgericht. Vielleicht hat Rider es herausgefunden. Bei der Vorbereitung der Verteidigung muß der Mandant mitarbeiten.«

»Dyslexie ist keine Entschuldigung für einen Mord.«

»Nein, aber ich weiß, was es damit auf sich hat.«

»Was denn?« fragte Sara aufgeregt. »Was?«

»Zuerst eine andere Frage: Leo Dellasandro – hat er ein Verhältnis mit seiner Sekretärin?«

»Warum fragst du?«

»Er hatte Make-up am Kragen seines Jacketts.«

»Vielleicht war es von seiner Frau.«

»Vielleicht, aber das glaube ich nicht.«

»Ich habe starke Zweifel, daß Dellasandro ein Verhältnis mit seiner Sekretärin hat. Sie hat erst vor kurzem geheiratet.«

»Ich habe es auch nicht angenommen.«

»Warum hast du mich dann gefragt?«

»Ich will nur alle Eventualitäten ausschließen. Ich nehme auch nicht an, daß das Make-up von seiner Frau stammt. Ich vermute, Dellasandro hat es selbst getragen.«

»Warum sollte ein Mann – überdies noch ein Polizeichef – Make-up auflegen?«

»Um die Prellungen zu verdecken, die ich ihm in der Wohnung meines Bruders verpaßt habe.« Sara hielt die Luft an, als Fiske fortfuhr. »Seit diesem Abend habe ich Dellasandro nicht mehr gesehen. Er war nicht dabei, als wir uns nach dem Mord an Wright im Gericht besprochen haben. Ich hing praktisch ununterbrochen mit Chandler herum, und Dellasandro hat sich nicht ein einziges Mal nach dem Stand der Ermittlungen erkundigt. Jedenfalls nicht in meinem Beisein. Ich glaube, er hat mich gemieden. Vielleicht hat er befürchtet, daß ich ihn wiedererkenne.«

»Warum, in aller Welt, sollte Leo Dellasandro in die Wohnung deines Bruders einbrechen?«

Als Antwort hielt Fiske eine Akte in die Höhe. »Die Liste des Personals, das in Fort Plessy stationiert war. Zum Glück in alphabetischer Reihenfolge.« Er schaute am Ende der Liste nach. »Sergeant Victor Tremaine.« Er blätterte um. »Captain Frank Rayfield.« Er blätterte ein paar Seiten zurück. »Private Rufus Harms.« Dann suchte er ziemlich am Anfang, zog mit seinem Kugelschreiber einen Kreis um einen Namen und sagte triumphierend: »Und Corporal Leo Dellasandro.«

»Großer Gott. Dann haben in dieser Nacht Rayfield, Tremaine und Dellasandro im Militärgefängnis Dienst getan?«

»Ich glaube schon.«

»Woher hast du gewußt, daß Dellasandro beim Militär war?«

»Ich habe in seinem Büro ein Foto von ihm gesehen. Es zeigte ihn als ziemlich jungen Burschen in Uniform. In seiner Militäruniform. Ich glaube, die drei wollten Rufus Harms eine Lek-

tion erteilen. Wahrscheinlich wird sich herausstellen, daß sie alle in Vietnam gekämpft haben, Rufus dagegen nicht. Er hat Befehle verweigert, hat ständig Ärger gemacht.«

»Aber ... verdammt noch mal, was haben diese Männer mit Rufus Harms gemacht?«

»Ich glaube, sie ...«

Das Autotelefon klingelte. Sara blickte Fiske an und hob ab. Während sie lauschte, erbleichte sie zusehends. »Ja, ich nehme das Gespräch entgegen. Hallo? Was? In Ordnung, beruhigen Sie sich. Er ist hier.« Sie reichte Fiske das Telefon. »Rufus Harms. Und es hört sich an, als ob es ihm ganz schön dreckig geht.«

Fiske nahm das Telefon entgegen. »Rufus, wo sind Sie?«

Rufus war in dem Jeep, der neben dem Münzfernsprecher stand. Er hatte eine Hand um den Hörer geschlossen und die andere auf Josh gelegt, der nun immer länger bewußtlos blieb, aber die Pistole nach wie vor an seinen Leib gedrückt hatte. »In Richmond«, antwortete Rufus. »Ich bin zwei Minuten von der Adresse entfernt, die auf der Karte steht, die Sie mir gegeben haben. Josh ist schwer verletzt. Ich brauche einen Arzt, verdammt noch mal, und zwar schnell.«

»Okay, erzählen Sie mir, was passiert ist.«

»Rayfield und Tremaine haben uns gefunden.«

»Wo sind die beiden jetzt?«

»Sie sind tot, verdammt, und mein Bruder hält auch nicht mehr lange durch. Sie haben gesagt, Sie wollten mir helfen. Also, jetzt brauche ich Hilfe.«

Fiske schaute in den Rückspiegel. Die schwarze Limousine war noch hinter ihnen. Seine Gedanken rasten. »Alles klar, ich treffe Sie in zwei Stunden in meinem Büro.«

»Josh hat keine zwei Stunden mehr. Es hat ihn wirklich schlimm erwischt.«

»Um Josh kümmern wir uns sofort, Rufus. Ich treffe mich mit Ihnen, nicht mit Josh.«

»Verdammt, wovon reden Sie?«

»Ich rufe jetzt einen Freund von mir an. Einen Polizisten. Er wird einen Krankenwagen besorgen. Die Leute werden sich um Josh kümmern. Das MCV Hospital ist nur ein paar Minuten von meinem Büro entfernt.«

»Keine Polizei!«

»Wollen Sie, daß Josh stirbt?« rief Fiske ins Telefon. »Wollen Sie das?« Fiske faßte das Schweigen als Rufus' Einverständnis auf, die Hilfe zu akzeptieren, die er ihm anbieten konnte. »Beschreiben Sie mir den Wagen und sagen Sie mir, wo genau Sie sich jetzt befinden.«

Rufus tat wie geheißen.

»Mein Freund wird dafür sorgen, daß in ein paar Minuten Hilfe eintrifft. Lassen Sie Josh im Wagen liegen. Sobald Sie aufgelegt haben, gehen Sie zu meinem Bürogebäude. Die Haustür ist offen. Gehen Sie rein und dann die Treppe auf der linken Seite runter und durch die nächste Tür. Dahinter sehen Sie auf der rechten Seite eine weitere Tür mit der Aufschrift 'Lager'. Sie ist offen. Gehen Sie rein, und rühren Sie sich nicht vom Fleck. Ich komme, so schnell ich kann. Nehmen Sie das Portemonnaie Ihres Bruders mit, und seine Brieftasche, wenn er eine bei sich hat. Ich will nicht, daß man ihn identifizieren kann. Wenn die Behörden erst einmal wissen, daß es Josh ist, wird man in der Nähe nach Ihnen suchen. Wahrscheinlich auch in meinem Büro. Ich möchte vermeiden, daß die Polizei die Gegend abriegelt.«

»Was ist, wenn jemand mich sieht? Mich vielleicht sogar erkennt?«

»Wir haben jetzt keine große Wahl mehr, Rufus.«

»Ich vertraue Ihnen. Bitte helfen Sie meinem Bruder. Bitte lassen Sie mich nicht im Stich.«

»Rufus, ich vertraue Ihnen auch. Lassen Sie mich jetzt auch nicht im Stich.«

Als Rufus auflegte, betrachtete er Josh. Er schob eine Pistole

unter sein Hemd und streckte die Arme nach Josh aus, der offenbar wieder das Bewußtsein verloren hatte. Doch als Rufus sanft die Schulter seines Bruders streifte, öffnete Josh die Augen.

»Josh ...«

»Ich hab' alles gehört.« Seine Stimme war schwach – so schwach wie er selbst.

»Er will, daß ich dein Portemonnaie mitnehme, damit sie nicht so schnell herausfinden, wer du bist.«

»In meiner Gesäßtasche.« Rufus zog es heraus. »Und jetzt hau ab.«

Rufus dachte kurz darüber nach. »Ich kann bei dir bleiben. Wir fahren gemeinsam ins Krankenhaus.«

»Sinnlos.« Josh spuckte wieder Blut. »Die Ärzte flicken mich schon wieder zusammen. Mich hat's schon viel schlimmer erwischt als diesmal.« Josh streckte eine zitternde Hand aus, berührte das Gesicht seines Bruders und wischte die Nässe aus seinen Augen.

»Ich bleib' bei dir, Josh.«

»Wenn du bleibst, war alles umsonst.«

»Ich kann dich nicht allein lassen. Nicht so. Nicht, nachdem wir all diese Jahre getrennt waren.«

Mit schmerzverzerrtem Gesicht setzte Josh sich auf. »Du läßt mich nicht allein. Gib sie mir.«

»Was soll ich dir geben?«

»Die Bibel«, sagte Josh.

Ohne den Blick von seinem Bruder abzuwenden, griff Rufus langsam hinter den Sitz und reichte ihm das Buch. Dafür hielt Josh ihm die Pistole hin, die er sich all die Stunden an den Leib gedrückt hatte. Rufus blickte ihn fragend an. »Ein fairer Tausch«, sagte Josh heiser.

Rufus glaubte, ein Lächeln über die Lippen seines Bruders huschen zu sehen. Dann schloß Josh wieder die Augen. Sein Atem ging flach, aber regelmäßig. Eine große Hand hatte sich

so fest um die Bibel gelegt, daß der Buchrücken verbogen wurde.

Als Rufus aus dem Jeep stieg, drehte er sich noch einmal um und ließ seinen Bruder dann zurück.

Endlich erreichte Fiske Hawkins zu Hause. »Frag mich nicht, warum oder wieso, Billy. Ich kann dir nicht sagen, wer er ist. Vorerst ist er nur ein Unbekannter. Zögere den Papierkram raus und fahr den Jeep zum Krankenhaus.« Fiske legte auf.

»John, wie sollen wir uns mit Rufus treffen, wenn das FBI direkt hinter uns ist?« sagte Sara.

»Ich treffe mich mit Rufus, du nicht.«

»Augenblick mal ...«

»Sara ...«

»Ich will die Sache zum Abschluß bringen.«

»Glaub mir, das wirst du. Aber du mußt jemanden für mich anrufen, meinen Freund beim JAG.«

»Worum geht es? Und du hast mir noch immer nicht gesagt, was deiner Meinung nach vor fünfundzwanzig Jahren in diesem Militärgefängnis passiert ist.«

Fiske legte eine Hand auf die ihre. »*Die Vereinigten Staaten gegen Stanley*. Ein unschuldiger Soldat und LSD«, sagte Fiske, und Sara riß die Augen auf. »Nur war es hier schlimmer«, fügte er hinzu. »Viel schlimmer.«

Nachdem sie kurz bei Sara gehalten hatten, fuhren sie zum National Airport und stellten den Wagen ab. Da es nun stärker regnete, zog Fiske den Trenchcoat enger um seinen Körper und den Hut tiefer in die Stirn. Er öffnete einen großen Regenschirm und hielt ihn über Sara. Sie betraten das Terminal und gingen zur anderen Seite der Flugsteige, wo sie in eine Limousine mit getönten Scheiben stiegen. Ein paar Minuten später fuhr der Wagen vom Bordstein los.

Hinter ihnen waren die beiden FBI-Agenten, von denen einer

bereits seine Vorgesetzten über die neueste Entwicklung informierte. Dann ging der Mann zum Schalter, um den Zielort der Maschine herauszufinden, die Fiske und Sara gerade bestiegen. Der andere Agent ging hinaus und beobachtete, wie die Limousine zu dem Falcon 2000 fuhr.

Im Wagen tauschten Fiske und der Fahrer, Chuck Hermans Copilot, soeben die Plätze. Der Fahrer zog den Trenchcoat an und setzte den Hut auf. Aus einiger Entfernung würde er wie Fiske aussehen. Sie hatten vor, daß Sara eine Stunde an Bord der Maschine blieb und während dieser Zeit versuchte, Fiskes Freund beim JAG, Phil Jansen, zu erreichen. Dann würde sie das Flugzeug wieder verlassen. Sie wußten, das FBI würde Sara verhören und nach Fiskes Verbleib ausfragen, besaß aber keine Handhabe, sie auf Dauer festzuhalten.

Der FBI-Agent beobachtete, wie ein dünner, weißhaariger Mann die Gangway des Flugzeugs herunterkam und Sara und den Mann, den er für Fiske hielt, begrüßte, als sie aus dem Wagen stiegen. Dann gingen die drei die Gangway hinauf und verschwanden in der Falcon. Die Limousine fuhr davon. Der FBI-Agent hielt den Blick auf das Flugzeug gerichtet, während die Limousine an ihm vorbeifuhr und dann auf die Straße abbog, die vom Flughafen führte.

Als Fiske, der hinter dem Steuer der Limousine saß, auf den George Washington Parkway abbog, atmete er erleichtert auf. Zehn Minuten später war er auf der Interstate 95 in Richtung Richmond unterwegs. Es herrschte dichter Verkehr, und er brauchte fast drei Stunden, bis er sein Bürogebäude erreicht hatte. Fiske hatte sich bereits bei Billy Hawkins erkundigt: Josh Harms wurde gerade im MCV operiert. Es sehe nicht gut aus, hatte Hawkins gesagt. Fiske parkte den Wagen und betrat das Gebäude durch den Hintereingang, nur für alle Fälle.

Er ging in den Keller und zum Lagerraum. Er flehte stumm, daß Rufus dort auf ihn wartete. Er klopfte an die Tür. »Rufus?« sagte er leise. »Ich bin es, John Fiske.«

Rufus öffnete vorsichtig die Tür.

»Verschwinden wir von hier.«

Rufus hielt ihn am Arm fest. »Wie geht es Josh?«

»Er wird operiert. Sie können nur beten.«

»Das tue ich schon die ganze Zeit.«

Sie verließen das Gebäude durch den Hintereingang, gingen zu Fiskes Wagen und stiegen rasch ein.

»Wohin fahren wir?« fragte Rufus.

»Wollen Sie mir von dem Brief von der Army erzählen?«

»Was ist damit?«

»Die Army wollte eine Nachuntersuchung wegen des Phen-cyclidin-Tests durchführen, nicht wahr?«

Rufus erstarrte. »Phen-was?«

»Sie wissen schon, PCP. Engelsstaub.«

»Woher wissen Sie davon?«

»Das gleiche ist auch einem anderen Soldaten namens Stanley passiert, der an einem ähnlichen Schwindelprogramm teilgenommen hat. Stanley haben sie LSD verabreicht.«

»Ich war in keinem verdamnten PCP-Programm, selbst wenn die Kerle das behaupten.« Rufus holte den Brief hervor und reichte ihn Fiske.

Der überflog ihn. Dann blickte er Harms an. »Erzählen Sie mir davon, Rufus.«

Harms lehnte sich so weit zurück, wie er konnte. Er war so groß, daß seine Knie das Armaturenbrett und sein Kopf den Wagenhimmel berührten. »Sie hatten es schon eine ganze Weile auf mich abgesehen. Tremaine und Rayfield.«

»Und Dellasandro? Corporal Leo Dellasandro?«

»Ja, der auch. Sie waren wohl nicht allzu begeistert darüber, daß ich schon warm und gemütlich in den Staaten saß, und sei es im Bau.«

»Hat man von Ihrer Dyslexie gewußt?«

»Sie scheinen ja verdammt viel zu wissen.«

»Nun reden Sie schon.«

»Ich bin sehr oft mit den Kerlen aneinandergerasselt. Tremaine mußte mal eine Nacht mit mir im Bau absitzen, weil er gesoffen hatte. Er hat mir glatt ins Gesicht gesagt, was er von mir hielt. Ich glaube, die haben alles genau geplant. Eines Nachts kamen sie in den Bau. Leo hatte eine Pistole. Ich mußte die Augen schließen und mich auf den Boden legen. Dann stachen sie irgend etwas in mich rein, bevor ich es so richtig mitbekam. Ich machte die Augen auf und sah die Nadel in meinem Arm. Und die Kerle standen lachend um mich rum und warteten drauf, daß ich starb. Das konnte ich deutlich aus dem raus hören, was sie sagten. Sie haben mir eine Überdosis von dem Zeug verpaßt.«

»Verdammt ... man hat Sie mit PCP vollgepumpt, und Sie konnten trotzdem aus dem Bau ausbrechen?«

»Mein ganzer Körper schien ... anzuschwellen, als würde man mich mit Luft vollpumpen. Ich weiß noch, daß ich aufstand und ... und das Gefühl hatte, der Raum wär' nicht mehr groß genug für mich. Ich hab' Tremaine und die anderen von mir abgeschüttelt, als wären sie Strohpuppen. Sie hatten die Tür nicht abgeschlossen. Der diensthabende Wachtposten kam angestürmt, aber ich rannte ihn einfach über den Haufen, und dann ... dann war ich draußen.«

Rufus' Atem ging schneller, und seine riesigen Hände schlossen und öffneten sich wieder, als würde er erneut durchleben, was man ihm vor so langer Zeit angetan hatte.

»Und Sie sind Ruth Ann Mosley über den Weg gelaufen?«

»Sie hat ihren Bruder besucht.« Rufus schlug mit der Faust aufs Armaturenbrett. »Hätte Gott mich doch niedergestreckt, bevor ich diesem kleinen Mädchen begegnete. Warum mußte es ein Kind sein? Warum?« Tränen strömten über Rufus' Gesicht.

»Es war nicht Ihre Schuld, Rufus. PCP kann einen zu allem bringen, zu allem. Es war nicht Ihre Schuld!«

Rufus riß die Hände hoch. »Die hier waren es«, rief er.

»Ganz gleich, was für eine Scheiße sie in mich hineingepumpt haben, es ändert nichts daran, daß ich dieses wunderschöne kleine Mädchen getötet habe. Und nichts auf dieser Welt kann das ungeschehen machen. Oder? Oder?« Rufus funkelte Fiske zornig an; dann aber schloß er die Augen, sank zurück und blieb regungslos sitzen, wie tot.

Fiske versuchte, ruhig zu bleiben. »Und bis Sie den Brief bekamen, haben Sie sich an nichts erinnert?«

Allmählich fing Rufus sich wieder. »Verdammt, all diese Jahre habe ich mich nur daran erinnert, daß ich an diesem Abend im Bau saß und die Bibel gelesen habe, die meine Momma mir gegeben hat. Dann weiß ich nur noch, daß ich neben diesem toten kleinen Mädchen kniete. Das war alles.« Er wischte sich mit dem Ärmel die Tränen ab.

»Auch so etwas kann PCP bewirken. Es nimmt einem das Gedächtnis. Der Schock hat wahrscheinlich auch eine Rolle gespielt.«

Rufus atmete tief ein. »Manchmal glaube ich, diese Scheiße ist noch in mir.«

»Aber Sie haben sich trotzdem des Mordes schuldig bekannt?«

»Es gab jede Menge Zeugen. Samuel Rider hat gesagt, wenn ich mich nicht auf den Kuhhandel einlasse, werden sie mich verurteilen und hinrichten. Verdammt noch mal, was sollte ich denn tun?«

Fiske dachte kurz darüber nach. »Ich hätte wahrscheinlich dasselbe getan«, sagte er dann.

»Aber als ich dann diesen Brief bekam, da war's so, als würde in meinem Kopf ein Licht angehen, und irgendein Teil von meinem Gehirn, der die ganze Zeit dunkel gewesen war, wurde plötzlich ganz hell, und alles fiel mir wieder ein. Jede verdammte Kleinigkeit.«

»Und dann haben Sie den Brief an das Gericht geschrieben und Rider gebeten, den Antrag für Sie einzureichen?«

Rufus nickte. »Und dann hat Ihr Bruder mich besucht. Er hat gesagt, daß er an die Gerechtigkeit glaubt und mir helfen will, falls ich die Wahrheit sage. Er war ein guter Mensch.«

»Ja, das war er«, sagte Fiske heiser.

»Aber er hatte meinen Brief mitgebracht. Rayfield und der alte Vic würden ihn nicht gehen lassen. Auf keinen Fall. Als ich es herausfand, bin ich durchgedreht. Sie brachten mich auf die Krankenstation und haben versucht, mich da umzubringen. Dann kam ich ins Krankenhaus, und Josh hat mich da rausgeholt.«

»Sie haben gesagt, Tremaine und Rayfield wären tot.«

Rufus nickte. Er atmete noch einmal tief ein, beobachtete, wie der Regen über die dunkle Skyline von Richmond fiel, und schaute dann Fiske an. »Jetzt wissen Sie alles, was ich weiß. Was werden wir jetzt tun?«

»Ich weiß es noch nicht genau.« Mehr fiel Fiske nicht dazu ein.

KAPITEL 56

Chuck Herman lächelte, als er im Mittelgang des Flugzeugs an Sara vorüberkam. »Das ist das erste Mal, daß man mich dafür bezahlt, nicht zu fliegen.«

»Wir sind in Washington, Chuck«, erwiderte Sara trocken. »Hier bezahlt man Bauern dafür, kein Getreide anzubauen.«

Sie griff zum zehntenmal nach dem Handy und wählte Phil Jansens Privatnummer. Sara hatte bei seiner Behörde angerufen und erfahren, daß Jansen bereits nach Hause gegangen war. Mit großer Erleichterung hörte sie nun, wie er abhob. Sie stellte sich rasch vor und erklärte, was sie mit Fiske zu schaffen hatte.

»Ich habe nicht viel Zeit, Mr. Jansen, also möchte ich gleich zur Sache kommen. Hat die Army früher Versuche mit PCP durchgeführt?«

Jansens Stimme klang plötzlich verkniffen. »Warum genau wollen Sie das wissen, Miss Evans?«

»John glaubt, daß man Rufus Harms gegen seinen Willen PCP verabreicht hat, als er vor fünfundzwanzig Jahren in Fort Plessy einsaß. John geht davon aus, daß Harms unter dem Einfluß von PCP durchgedreht ist und ein kleines Mädchen getötet hat. Seitdem sitzt er wegen dieses Verbrechens im Gefängnis.«

Sara faßte alles zusammen, was sie und Fiske erfahren hatten, auch das, was Rufus ihnen in Riders Kanzlei erzählt hatte. »Rufus Harms hat vor kurzem einen Brief von der Army bekommen«, fuhr sie fort, »in dem er gebeten wurde, an einer Nachuntersuchung teilzunehmen, bei der man feststellen wollte, welche Langzeitwirkung PCP hat. So ist es doch auch bei Sergeant James Stanley gewesen, nicht wahr? Die Army hat ihm einen Brief geschickt. Nur deshalb hat Stanley erfahren, daß die Army ihm LSD verabreicht hat. Nun, wir nehmen an, daß einige Militärangehörige Harms im Gefängnis unter Zwang PCP injiziert haben, was aber nichts mit einem Test-

programm zu tun hatte. Wir glauben vielmehr, daß man Harms mit dieser Droge töten wollte. Doch er konnte sich befreien und hat unter dem Einfluß des PCP den Mord an dem Mädchen begangen.«

»Augenblick mal«, sagte Jansen. »Warum hat die Army Harms einen Brief geschickt und behauptet, er habe an einem Testprogramm teilgenommen, wenn dem gar nicht so war?«

»Wir vermuten, daß diejenigen, die Harms das PCP verabreichten, ihn einfach als Testperson bei dem Programm eingetragen haben.«

»Und warum?«

»Wäre Harms an diesem Teufelszeug gestorben, hätte es eine Autopsie gegeben, bei der die Substanz wahrscheinlich in seinem Blut nachgewiesen worden wäre.«

»Ja, logisch«, sagte Jansen langsam. »Also haben sie die Unterlagen gefälscht und Harms als Testperson eingetragen, um das zu vertuschen. Hätte ein Arzt die Leiche obduziert, hätte er als Todesursache eine Überreaktion auf die Droge genannt. Das ist doch nicht zu fassen.«

»So ein Programm hat es also gegeben?«

»Ja«, gestand Jansen ein. »Die Geheimhaltung wurde mittlerweile aufgehoben, die Information ist allgemein zugänglich. In den siebziger Jahren hat die Army gemeinsam mit der CIA eine solche Versuchsreihe durchgeführt. Man wollte feststellen, ob man mit PCP besonders leistungsfähige Soldaten »verschaffen« könnte. Wenn Harms in den Unterlagen des Programms aufgeführt war, wird er vor kurzem die Aufforderung bekommen haben, sich zu einer Nachuntersuchung einzufinden.« Jansen hielt kurz inne. »Was haben Sie und John jetzt vor?«

»Wenn wir das nur wüßten.« Sara bedankte sich bei Jansen und beendete das Gespräch.

Sie wartete noch eine Zeitlang, stieg dann aus der Maschine und ging über die Rollbahn zum Terminal. Prompt wurde sie von den beiden FBI-Agenten aufgehalten.

»Wo ist Fiske?« fragte der eine.

»John Fiske?« gab Sara sich ahnungslos.

»Nun kommen Sie schon, Miss Evans.«

»Er ist schon eine ganze Weile weg.«

Die Agenten blickten sie verblüfft an. »Weg? Wie denn?«

»Mit dem Wagen gefahren, soviel ich weiß. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden.«

Sara lächelte, als die beiden Männer zum Flugzeug rannten. Sie hatten keine legale Handhabe, sie festzuhalten. Sara nutzte die Gelegenheit, in den Shuttlebus zum Parkhaus zu springen und in ihren Wagen zu steigen. Sie fuhr vom Flughafengelände und in Richtung Süden. Plötzlich kam ihr ein Gedanke, und sie hielt an einer Tankstelle. Sie öffnete Fiskes Aktenkoffer und nahm die Dokumente heraus, die er aus St. Louis bekommen hatte. Sie war sich nicht sicher, wie eingehend Fiske die Unterlagen studiert hatte, doch es war ja möglich, daß die Army eine Kopie ihres Briefes an Rufus Harms seiner Personalakte hinzugefügt hatte – auch wenn diese Akte genaugenommen nach dem Verfahren vor dem Kriegsgericht geschlossen worden war. Doch einen Versuch war es wert.

Eine halbe Stunde später lehnte Sara sich enttäuscht zurück. Sie wollte die Unterlagen wieder im Aktenkoffer verstauen, als ihre Hand sich um die Personalliste von Fort Plessy schloß. Sie blätterte die Seiten durch, sah die Namen Victor Tremaine und Frank Rayfield. Dann fiel Saras Blick auf den Namen Rufus Harms, und Trauer spiegelte sich in ihren Augen. So viele Jahre seines Lebens hatte man diesem Mann geraubt.

Gedankenverloren blätterte sie die Akte durch, überflog die anderen Namen auf der Personalliste. Sie bemerkte einen weiteren – und erstarrte. Als sie endlich ihre Benommenheit abschüttelte, war ihre Reaktion dermaßen heftig, daß sie sich den Kopf am Fenster stieß. Sie ließ die Akte wie eine heiße Kartoffel fallen, drehte den Zündschlüssel, legte den Gang ein und fuhr so schnell los, daß die Reifen auf dem glatten Fahrbahnbe-

lag der Tankstelle laut kreischten.

Die Liste war auf die Fußmatte aus Gummi gefallen, und als Sara hinunterschaute, schien der Name Warren McKenna ihren Blick höhnisch zu erwidern. Sie sah nicht in den Rückspiegel und bemerkte deshalb auch nicht den Wagen, der ihr vom Flughafen gefolgt war.

KAPITEL 57

Harold Ramsey lehnte sich im Sessel zurück. Der Ausdruck auf seinem Gesicht war ernst. »Ich hätte mir nie träumen lassen, daß so etwas hier je passieren könnte.«

McKenna und Chandler saßen in Ramseys Büro. McKenna beobachtete den Obersten Richter genau. Für einen Moment schienen sie Blickkontakt herzustellen; dann schaute McKenna zur Seite und sah statt dessen zu Chandler hinüber.

»Nun ja«, sagte Chandler, »wir haben keine handfesten Beweise, ob Michael Fiske nun einen Berufungsantrag gestohlen hat oder nicht. Wir wissen nicht einmal mit Sicherheit, ob es so einen Antrag überhaupt gab.«

Ramsey schüttelte verneinend den Kopf. »Kann es nach dem Gespräch mit Sara Evans noch den geringsten Zweifel daran geben?«

Gespräch? Es war wohl eher eine Inquisition gewesen, ging es Chandler durch den Kopf. »Trotzdem ist es Spekulation. Und ich rate davon ab, sich mit dieser Information an die Öffentlichkeit zu wenden.«

»Ich gebe Detective Chandler recht«, sagte McKenna. »Das könnte die Ermittlungen behindern.«

»Ich dachte, Sie wären überzeugt, daß John Fiske hinter allem steckt«, erwiderte Ramsey. »Falls Sie Ihre Meinung geändert haben, sind wir jetzt wohl noch keinen Schritt weiter als vor zwei Tagen.«

»Mordfälle klären sich nicht einfach von allein auf. Und der Fall, mit dem wir es hier zu tun haben, ist komplizierter als die meisten anderen. Außerdem habe ich nie behauptet, meine Meinung geändert zu haben«, erklärte McKenna. »Fiskes Pistole ist aus seinem Büro verschwunden. Das war keine große Überraschung für mich. Keine Angst, die Teile des Puzzles werden sich schon zusammenfügen.«

Ramsey schien nicht davon überzeugt zu sein.

»Es kann doch nicht schaden, wenn wir noch ein wenig abwarten«, meinte Chandler. »Und wenn sich alles so ergibt, wie wir es uns erhoffen, braucht die Öffentlichkeit vielleicht nie davon zu erfahren.«

»Ich weiß wirklich nicht, wie das möglich sein sollte«, sagte Ramsey wütend. »Aber diese Katastrophe kann wohl kaum noch schlimmer werden, wenn wir Ihren Rat befolgen. Vorerst. Was ist mit Fiske und Evans? Wo sind sie?«

»Wir lassen sie beschatten«, erwiderte McKenna.

»Dann wissen Sie also, wo die beiden sich im Augenblick befinden?« fragte Ramsey.

Der Ausdruck auf McKennas Gesicht änderte sich nicht. Er würde nicht eingestehen, daß es sowohl Sara als auch Fiske gelungen war, sich der Beschattung zu entziehen. McKenna hatte die Nachricht unmittelbar vor Beginn dieser Besprechung erhalten.

»Ja«, sagte er.

»Und wo sind sie zur Zeit?« fragte Ramsey.

»Diese Information darf ich Ihnen leider nicht geben, Chief Justice. So gern ich es tun würde«, fügte er rasch hinzu. »Aber das ist streng vertraulich.«

Ramsey betrachtete ihn düster. »Agent McKenna, Sie haben versprochen, das Gericht über die Fortschritte bei den Ermittlungen in diesem Fall auf dem laufenden zu halten.«

»Ja. Deshalb bin ich hier.«

»Das Gericht verfügt über eine eigene Polizeitruppe. Chief Dellasandro und Ron Klaus sind in diesem Augenblick damit beschäftigt, den Fall endlich aufzuklären. Wir führen unsere eigene Ermittlung durch, und es liegt in unser aller Interesse, daß wir uns vorbehaltlos austauschen. Und nun beantworten Sie bitte meine Frage. Wo sind Fiske und Evans?«

»Ihre Ausführungen sind logisch, Chief Justice, aber ich befürchte, ich darf Ihnen diese Information trotzdem nicht ge-

ben«, erwiderte McKenna. »Die grundsätzliche Vorgehensweise des FBI, Sie verstehen.«

Ramsey runzelte die Stirn.

»Dann werde ich mich wohl an eine andere Stelle im FBI wenden müssen«, sagte er. »Ich bin nicht besonders versessen darauf, jemanden zu übergehen, Agent McKenna, aber außergewöhnliche Umstände rechtfertigen außergewöhnliche Maßnahmen.«

»Ich gebe Ihnen gern die Namen und Telefonnummern der Personen, die Sie anrufen können, angefangen beim FBI-Direktor persönlich«, bot McKenna freundlich an.

»Haben Sie mir irgend etwas mitzuteilen, das wirklich von Bedeutung ist?« fragte Ramsey trocken. »Oder war's das?«

McKenna erhob sich. »Wir setzen alles daran, dieser Sache auf den Grund zu gehen. Und ich bin überzeugt, daß es uns mit ein bißchen Glück gelingen wird.«

Ramsey stand ebenfalls auf. Er überragte seine beiden Gesprächspartner. »Noch ein guter Rat, Agent McKenna. Überlassen Sie nie etwas dem Glück. Wer das tut, bedauert es später meistens.«

Sara schloß die Tür ihres Cottages auf und eilte hinein. Sie hatte unterwegs vergeblich versucht, Fiske per Autotelefon zu Hause und in seinem Büro zu erreichen. Sie hatte sogar mit Ed Fiske telefoniert, aber auch der hatte nichts von seinem Sohn gehört. Sara ließ die Handtasche auf den Küchentisch fallen, ging nach oben, schlüpfte aus ihren nassen Sachen und zog Jeans und ein T-Shirt an. Sie wußte nicht, was sie tun sollte, war ratlos, hilflos, der Panik nahe. Du lieber Himmel! Dellasandro war in die Sache verwickelt, was schlimm genug war, denn er war über den Stand der Ermittlungen genau informiert. Aber daß FBI-Agent Warren McKenna ebenfalls beteiligt war, kam möglicherweise einer Katastrophe gleich. McKenna leitete praktisch die verdamnte Ermittlung! Nun erkannte Sara, auf

welche Weise dieser Mann zu jedem Zeitpunkt die Fäden in der Hand gehalten und die weitere Entwicklung manipuliert hatte. McKenna hatte Fiske belastet und sie selbst gezwungen, beim Gericht zu kündigen – und das alles nur, um John ein Motiv für den Mord an seinem Bruder unterzuschieben. McKennas Anschuldigungen waren an den Haaren herbeigezogen, und doch hörte alles sich völlig logisch an, wenn man lediglich die reinen Fakten betrachtete.

Sara versuchte, Chandler in seinem Büro zu erreichen. Sie wollte genau wissen, ob Agent McKenna in Fort Plessy stationiert gewesen war oder es sich nur um eine andere Person gleichen Namens gehandelt hatte. Sie glaubte nicht an einen solchen Zufall, mußte aber völlige Gewißheit haben. Sara fluchte leise, als auch Chandler nicht abhob. Wen konnte sie noch anrufen? Wer konnte ihr diese Information verschaffen? Jansen vielleicht, aber der würde bestimmt eine ganze Weile dafür brauchen. Plötzlich fiel Sara die Lösung ein. Sie wählte die Nummer. Nach dreimaligem Klingeln hob eine Frau ab. Es war die Haushälterin.

»Ist er da? Hier spricht Sara Evans.«

Kurz darauf kam Jordan Knight an den Apparat. »Sara?«

»Ich weiß, es ist ein sehr unpassender Zeitpunkt, Senator ...«

»Ich habe gehört, was heute passiert ist.« Sein Ton war kalt.

»Ich weiß, was Sie jetzt denken. Und ich fürchte, es wird Ihre Meinung nicht ändern, egal was ich Ihnen jetzt sage.«

»Da haben Sie wahrscheinlich recht. Doch was immer davon zu halten ist, Beth tut die Sache schrecklich leid. Sie hat Sie bis zuletzt unterstützt.«

»Und ich bin Ihrer Frau sehr dankbar dafür, aber ...« Sara bemühte sich, ihre Nerven im Zaum zu halten. Jetzt zählte jede Sekunde. »Könnten Sie mir einen Gefallen tun?«

»Einen Gefallen?« Jordans Stimme klang verblüfft.

»Eine Information über eine bestimmte Person.«

»Das halte ich für höchst unpassend, Sara.«

»Ich werde Sie nie wieder anrufen, Senator, aber ich benötige diese Information dringend, sehr dringend, und in Anbetracht Ihrer Verbindungen und Ihrer Möglichkeiten sind Sie der einzige Mensch, den ich darum bitten könnte. Senator? Um der alten Zeiten willen.«

Jordan dachte kurz darüber nach. »Tja, Sara, ich bin nun mal nicht in meinem Büro. Eigentlich wollte ich gerade mit Beth zu Abend essen.«

»Aber Sie könnten doch in Ihrem Büro anrufen, oder vielleicht beim FBI.«

»Beim FBI?« sagte er laut.

Sara sprach rasch weiter. »Mehr als ein Anruf ist nicht erforderlich. Ich bin zu Hause. Die Person, bei der Sie sich erkundigen, könnte mich direkt zurückrufen. Dann müßten Sie nicht mehr mit mir sprechen.«

Schließlich gab Jordan nach. »Na schön, was wollen Sie wissen?«

»Es geht um Agent McKenna.«

»Was ist mit ihm?«

»Ich muß wissen, ob er in der Army gedient hat. Genauer gesagt, in den siebziger Jahren in Fort Plessy.«

»Warum, in aller Welt, interessiert Sie das?«

»Senator, es würde viel zu lange dauern, um Ihnen das zu erklären.«

Er seufzte. »Also gut. Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann. Ich lasse es von einem Mitarbeiter meines Büros nachprüfen. Er wird Sie dann anrufen. Sie sind zu Hause?«

»Ja.«

»Ich hoffe, Sie wissen, was Sie tun, Sara.«

»Sie werden mir wahrscheinlich nicht glauben, Senator, aber ich weiß es sehr wohl.«

»Wenn Sie es sagen«, erwiderte er. Er klang nicht gerade überzeugt.

Als Jordan Knight nach etwa fünfzehn Minuten wieder ins

Eßzimmer kam, blickte Elizabeth zu ihm auf. »Was in aller Welt hat Sara denn gewollt?«

»Es ist wirklich seltsam. Du kennst doch diesen FBI-Agenten? Den Mann, über den du dich beklagt hast?«

Elizabeth setzte sich auf. »Warren McKenna? Was ist mit ihm?«

»Sara wollte wissen, ob er in der Army gedient hat.«

Elizabeth Knight ließ ihre Gabel fallen.

Jordan musterte sie neugierig. Er hatte ihre Anspannung bemerkt. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

»Mir geht es gut. Es war nur ein furchtbarer Tag.«

»Ich weiß, Schatz, ich weiß«, sagte er tröstend und blickte auf sein kaltes Abendessen hinunter. »Ich glaube, unser gemütlicher Abend ist soeben den Bach runtergerauscht.«

»Was hast du Sara gesagt?«

»Was ich ihr gesagt habe? Daß ich es überprüfe. Und daß sich jemand bei ihr melden wird. Ich habe in meinem Büro angerufen. Sie können vielleicht per Computer ermitteln, ob McKenna in der Army war.«

»Wo ist Sara?«

»Zu Hause. Sie wartet darauf, daß mein Mitarbeiter sie zurückruft.«

Elizabeth stand auf. Sie war kreidebleich geworden.

»Du lieber Gott. Beth, was ist denn mit dir?«

»Ich habe schreckliche Kopfschmerzen. Ich brauche ein Aspirin.«

»Ich werde es dir holen.«

»Nein, nein, ich gehe schon selbst. Setz dich jetzt erst mal und iß. Vielleicht können wir uns doch noch einen entspannenden Abend machen.«

Ein besorgt dreinschauender Jordan Knight blickte seiner Frau nach, die über den Flur ging. Elizabeth hatte mit einem Mal tatsächlich höllische Kopfschmerzen und brauchte wirklich ein Aspirin. Im Bad löste sie eine Tablette in Wasser auf

und trank das Glas aus; dann schlüpfte sie durch die Diele ins Schlafzimmer, nahm den Telefonhörer von der Gabel und wählte eine Nummer.

»Hallo?« sagte die Stimme.

»Sara Evans hat gerade angerufen. Sie hat Jordan um eine Auskunft gebeten.«

»Um was für eine?«

»Sie wollte wissen, ob Sie je in der Army waren.«

Warren McKenna lockerte seine Krawatte und trank einen Schluck Wasser aus dem Glas auf seinem Schreibtisch. Er war gerade vom Gespräch mit Ramsey und Chandler im Gericht zurückgekommen. »Und was hat er ihr gesagt?«

»Daß er es überprüft und sich bei ihr meldet.« Elizabeth bemühte sich, die Tränen zurückzudrängen.

McKenna nickte schwach. »Wo ist sie?«

»Zu Hause, hat sie Jordan gesagt.«

»Und John Fiske?«

»Das weiß ich nicht. Das hat sie offenbar nicht erwähnt.«

McKenna griff nach seinem Mantel. »Danke für die Information, Richterin Knight. Vielleicht erweist sie sich als wertvoller als eine Ihrer Urteilsbegründungen.«

Elizabeth Knight legte den Hörer langsam auf und hob ihn dann wieder ab. Sie konnte es nicht einfach dabei bewenden lassen. Sie rief die Auskunft an und bekam die gewünschte Nummer. Die Telefonzentrale nahm ihren Anruf entgegen. »Detective Chandler, bitte. Sagen Sie ihm, Richterin Elizabeth Knight möchte ihn sprechen, und daß es dringend ist.«

Chandler meldete sich. »Was kann ich für Sie tun, Frau Richterin?«

»Bitte fragen Sie mich nicht, woher ich es weiß, Detective Chandler, aber Sie müssen sofort zu Sara Evans fahren. Sie ist zu Hause, und ich glaube, Sie schwebt in Lebensgefahr. Bitte beeilen Sie sich!«

Chandler verschwendete keine Zeit mit Fragen. Er legte auf

und stürmte aus seinem Büro.

Elizabeth Knight ließ den Hörer langsam auf die Gabel sinken. Sie hatte damit gerechnet, daß die Arbeit beim Obersten Gericht immensen Druck mit sich brachte, aber das hier ... Sie wußte, daß ihr Leben zerstört war, ganz gleich, wie die Sache ausging. Für sie gab es keine Rettung mehr, keinen Ausweg. Was für eine Ironie, dachte sie, daß mich letzten Endes die Gerechtigkeit vernichten wird.

Der Mann trug dunkle Kleidung und hatte sich eine Skimaske übers Gesicht gezogen. Er war Sara zuerst nach Richmond gefolgt; dann auch auf ihrem Rückweg nach Washington, als sie von Fiske und den FBI-Agenten begleitet wurde. Er war aufrichtig dankbar, daß Sara die FBI-Agenten abgeschüttelt hatte; das vereinfachte seine Aufgabe beträchtlich. Er ging in die Hocke, schlich zum Wagen und öffnete die Fahrertür. Die Innenbeleuchtung flammte auf, und der Mann drehte schnell an dem Rädchen, um das Licht zu dämpfen. Er blickte zum Haus hinüber. Sara ging gerade hinter einem der Fenster vorbei, schaute aber nicht hinaus. Der Mann zog eine kleine Taschenlampe hervor und ließ den Strahl durch das Wageninnere gleiten. Er sah die Papiere auf dem Boden, warf einen Blick auf die Unterlagen und bemerkte den mit Kugelschreiber eingekreisten Namen. Er sammelte die Akten ein und steckte sie in einen Rucksack, den er umgeschnallt hatte. Dann zog er eine Pistole aus dem Halfter und schraubte einen Schalldämpfer auf die Mündung. Als er wieder zum Haus blickte, war Sara hinter dem Fenster verschwunden. Aber der Mann wußte, sie war dort. Allein. Er knipste die Taschenlampe aus und ging zum Haus.

Sara schritt nervös in der Küche auf und ab, blickte ständig auf die Uhr und wartete auf den Anruf von Jordan Knights Büro. Dann trat sie auf die hintere Veranda und beobachtete, wie ein

Düsenflugzeug unter dem Baldachin aus dunklen Wolken hinwegglitt. Sie schaute hinunter zu ihrem Segelboot, das gegen die Gummireifen stieß, die sie als Puffer zwischen dem glatten Fiberglas und dem rauen Holz der Anlegestelle angebracht hatte. Als sie an die letzte Nacht dachte, legte sich unwillkürlich ein Lächeln auf ihre Lippen. Doch es verblich, als sie sich daran erinnerte, was sie und Fiske nach ihrer Begegnung im Altenheim besprochen hatten. Sie drückte die nackten Zehen gegen das feuchte Holz und genoß es für einen Augenblick, die beruhigenden Gerüche der nassen ländlichen Umgebung einzusatmen.

Sara ging wieder ins Haus, stieg die Treppe hinauf, blieb an der Schwelle des Schlafzimmers stehen und schaute hinein. Das Bett war noch immer nicht gemacht. Sie setzte sich auf die Matratze, nahm eine Ecke des Lakens in die Hand und dachte wieder an die vergangene Nacht zurück und daran, wie Fiske sein T-Shirt heruntergezogen hatte. Die Narbe verlief vom Bauchnabel bis zum Hals, hatte Ed gesagt. Als würde diese Narbe irgendeine Rolle für sie spielen. Und doch ging Fiske offensichtlich davon aus.

Sara hörte, wie ein weiterer Jet über das Haus hinwegdonner-te; dann kehrte wieder Stille ein. Eine so tiefe Stille, daß Sara deutlich hörte, wie die Hintertür des Hauses geöffnet wurde. Sie sprang auf und lief zur Treppe. »John?« Niemand antwortete, und als unten das Licht erlosch, rieselte kalte Furcht ihr Rückgrat hinunter. Sara rannte ins Schlafzimmer und schloß die Tür hinter sich ab. Ihre Brust hob sich, der Pulsschlag dröhnte in ihren Ohren. Verzweifelt schaute sie sich nach einer Waffe um, denn eine Fluchtmöglichkeit gab es nicht. Das Fenster war klein, doch selbst, wenn sie hindurchschlüpfen könnte, befand es sich im zweiten Stock, ein paar Meter über dem Betonboden, und es erschien Sara nicht ratsam, sich bei einem Sprung beide Beine zu brechen.

Ihre Verzweiflung verwandelte sich in Panik, als sie die

Schritte hörte. Sie verfluchte sich, weil sie im Schlafzimmer kein Telefon hatte anbringen lassen. Sie hielt den Atem an, als sie sah, wie der Türknopf sich langsam drehte, bis das Schloß ihm Einhalt gebot. Doch Schloß und Tür waren alt, sehr alt. Als ein wuchtiger Schlag gegen das Türblatt krachte, sprang Sara instinktiv zurück. Ein leiser Schrei kam über ihre Lippen. Gehetzt schaute sie sich um. Ihr Blick fiel auf das Himmelbett. Sie lief hinüber, riß eine der ananasförmigen Verzierungen von einem Bettpfosten ab. Gott sei Dank war sie nie dazu gekommen, das Bett mit einem Himmel versehen zu lassen. Die Verzierung bestand aus massivem Holz und war mindestens ein Pfund schwer.

Rasch lief Sara zur Tür zurück und hob die Hand mit dem Holzstück. Ein weiterer Schlag traf von außen das Türblatt; Holz splitterte, und das Schloß verbog sich unter der Wucht des Hiebes. Sara streckte den Arm aus, schloß die Tür blitzschnell auf und sprang wieder zurück. Jetzt, da die Tür nicht mehr verriegelt war, flog sie beim nächsten Schlag auf, und der Mann wurde vom eigenen Schwung in den Raum getragen. Saras Arm fuhr herab, und das Holzstück traf sein Ziel. Der Mann brach stöhnend zusammen und hielt sich die Schulter.

Sara wußte, daß Rayfield und Tremaine tot waren. Also mußte es sich bei dem Unbekannten, den sie gerade niedergeschlagen hatte, entweder um Dellasandro handeln oder – Sara schauderte bei dem Gedanken, daß dieser Mann in ihrem Haus war – um Warren McKenna. Sie stürmte die Treppe hinunter, nahm immer mehrere Stufen auf einmal, schnappte sich die Wagenschlüssel von Tisch, riß die Haustür auf – und stieß einen entsetzten Schrei aus.

Der zweite Mann blickte Sara ruhig und kühl an. Dann richtete Leo Dellasandro eine Pistole auf sie und trat einen Schritt vor. Der Mann in Schwarz kam die Treppe hinunter; er hielt sich die Schulter, richtete aber ebenfalls eine Pistole auf Sara. Sie schaute zu dem Mann hinter ihr. Es mußte McKenna sein.

Aber dann runzelte sie die Stirn. Der FBI-Agent war wesentlich größer.

Der Mann nahm die Skimaske ab, und Richard Perkins starrte sie an. Dann lächelte er über Saras offensichtliches Erstaunen und holte einige Papiere aus seinem Rucksack. »Sie müssen meinen Namen auf dem Dienstplan von Fort Plessy übersehen haben, Sara. Wie nachlässig von Ihnen.«

Sie funkelte ihn wütend an. »Der Marshal des Obersten Gerichtshofs und sein Polizeichef ... Beteiligte an einem verabscheuungswürdigen Verbrechen.«

»Harms hat dieses Mädchen getötet, nicht ich«, sagte Dellasandro.

»Haben Sie sich das eingeredet, Leo? Nicht Rufus hat das Mädchen getötet, sondern Sie. Als hätten Sie ihr die Hände selbst um den Hals gelegt.«

Dellasandro verzog wütend das Gesicht. »Dieses Arschloch. Wäre es nach mir gegangen, hätte ich ihn mit Blei und nicht mit einer Droge vollgepumpt. Er war eine Schande für die Uniform.«

»Er war Dyslektiker!« schrie Sara ihn an. »Er hat seine Befehle nicht befolgt, weil er sie nicht verstehen konnte, Sie Idiot! Sie haben sein Leben und das dieses Mädchens umsonst zerstört.«

Auf Dellasandros Gesicht erschien ein schiefes Grinsen. »So sehe ich das aber nicht. Überhaupt nicht. Harms hat bekommen, was er verdient.«

»Was macht Ihr Gesicht, Leo? John hat Sie ja richtig schön erwischt. Übrigens weiß er alles.«

»Dann werden wir ihm wohl auch einen Besuch abstatten müssen.«

»Sie, Vic Tremaine und Frank Rayfield?«

»Da haben Sie verdammt recht«, sagte Chief Dellasandro schnaubend.

»Ihre Komplizen sind tot.« Sara lächelte, während Dellasan-

dros Lächeln verblich. »Sie haben Rufus und seinen Bruder in einen Hinterhalt gelockt, konnten den Job aber nicht zu Ende bringen. Genau wie beim letztenmal«, fügte sie spöttisch hinzu.

»Dann muß ich es diesmal für die anderen mit erledigen.«

Sara musterte ihn von oben bis unten und schüttelte schließlich angewidert den Kopf. »Verraten Sie mir eins, Leo. Wie konnte eine Ratte wie Sie jemals Polizeichef werden?«

Er versetzte ihr eine Ohrfeige und hätte sie noch einmal geschlagen, hätte Perkins ihn nicht daran gehindert. »Wir haben keine Zeit für so einen Scheiß, Leo.« Er packte Sara an der Schulter.

In diesem Augenblick klingelte das Telefon.

Perkins blickte Dellasandro an. »Fiske?« Dann schaute er zu Sara. »Fiske ist bei Harms, nicht wahr? Deshalb mußten Sie sich trennen, stimmt's?« Als das Telefon erneut klingelte, wandte Sara den Blick ab. Perkins hielt ihr die Pistole unter das Kinn und krümmte den Finger um den Abzug. »Ich frage Sie noch einmal. Ist Fiske bei Rufus Harms?« Er drückte ihr die Waffe fester unters Kinn. »Ich schwöre Ihnen, in zwei Sekunden haben Sie keinen Kopf mehr. Raus mit der Sprache!«

»Ja! Ja, er ist bei ihm«, stieß Sara erstickt hervor, als das Metall gegen ihre Luftröhre drückte.

Perkins schob sie zum Telefon. »Gehen Sie ran. Wenn es Fiske ist, verabreden Sie sich irgendwo mit ihm. Hier in der Nähe, aber ein abgelegener Ort. Sagen Sie ihm, Sie hätten noch etwas Wichtiges herausgefunden. Wenn Sie ihn auf irgendeine Weise warnen, sind Sie tot.«

Sara zögerte.

»Nun machen Sie schon! Oder wollen Sie unbedingt sterben?«

Sara erkannte jetzt, daß der sonst so sanftmütige Perkins in Wirklichkeit der gefährlichere der beiden Männer war. Langsam griff sie nach dem Telefon. Perkins trat dicht neben sie, um jedes Wort mithören zu können, und drückte ihr die Pistole

an die Schläfe. Sara atmete tief ein, zwang sich, die Panik aus ihrer Stimme zu halten.

»Hallo?«

»Sara?« Es war Fiske.

»Ich habe überall versucht, dich zu erreichen.«

»Ich weiß. Ich habe gerade meinen Anrufbeantworter abgehört. Rufus ist bei mir.«

Perkins verstärkte den Druck der Waffe an Saras Schläfe.

»Wo seid ihr?« fragte sie.

»Auf halbem Weg nach Washington. Auf einem Rastplatz.«

»Was hast du jetzt vor?«

»Es wird Zeit, daß wir Chandler informieren. Rufus und ich sind uns einig.«

Perkins schüttelte den Kopf und wies auf das Telefon. »Ich halte das für keine so gute Idee, John.«

»Warum nicht?«

»Ich ... ich habe einiges herausgefunden, das du wissen solltest. Bevor du dich an Chandler wendest.«

»Was denn?«

»Das kann ich dir am Telefon nicht sagen. Es könnte abgehört werden.«

»Jetzt mach aber 'nen Punkt, Sara. Das bezweifle ich stark.«

»Weißt du was, John. Gib mir einfach die Nummer des Apparats, von dem du anrufst, und ich rufe dich vom Auto aus zurück.« Sie schaute Perkins an. »Wir könnten uns irgendwo treffen und anschließend zu Chandler fahren. Das FBI kennt das Nummernschild des Wagens, in dem ihr sitzt. Du mußt ihn sowieso loswerden.«

Fiske gab ihr die Nummer durch. Sara schrieb sie auf den Notizblock neben dem Telefon und riß die oberste Seite ab.

»Und du kannst es mir ganz bestimmt nicht am Telefon sagen?«

»Ich habe mit deinem Freund beim JAG gesprochen«, erwiderte Sara und sprach ein stummes Gebet, daß Fiske jetzt rich-

tig reagieren und nichts Falsches sagen würde. Sonst war sie tot. Sie mußte ihm vertrauen. »Darnell Jackson hat mir von den PCP-Versuchen berichtet.«

Fiske runzelte die Stirn und blickte zu Rufus hinüber, der im Wagen saß. Langsam senkte die Dunkelheit sich über die Raststätte. Darnell Jackson. »Auf Darnell ist nun mal Verlaß«, antwortete Fiske rasch.

Sara atmete unhörbar aus. »Ich rufe dich in fünf Minuten zurück.« Sie legte auf und schaute die beiden Männer an.

Perkins grinste boshaft. »Gut gemacht, Sara. Und jetzt fahren wir zu Ihren Freunden.«

KAPITEL 58

Nachdem Sara zurückgerufen und Fiske den Treffpunkt durchgegeben hatte, führte dieser sofort ein weiteres Gespräch. Das waren schlechte Nachrichten. Sehr schlechte. Nach dem Anruf stieg Fiske wieder in den Wagen und blickte Rufus an. »Er hat Sara.«

»Wer hat sie?« fragte Harms.

»Ihr alter Kamerad. Dellasandro. Er ist als einziger noch übrig.«

»Was soll das heißen, als einziger noch übrig?«

»Rayfield und Tremaine sind tot. Bleibt mir Dellasandro übrig. Sara hat mich gewarnt, ohne daß er es mitbekommen hat ...« Fiske hielt inne und starrte Rufus an, der ihn noch immer fragend musterte. »Rufus«, sagte er dann zögernd, »wie viele Personen waren damals in der Nacht bei Ihnen in der Zelle?«

»Fünf.«

Fiske ließ sich im Sitz zurücksinken. »Ich weiß nur von den dreien, die ich gerade genannt habe. Wer sind die beiden anderen?«

»Perkins. Dick Perkins.«

Für einen Augenblick wurde Fiske schwindlig. »Was? Richard Perkins ist der Marshal des Obersten Gerichtshofs.«

»Ich habe ihn seit dieser Nacht nicht mehr gesehen und bin verdammt froh darüber. Von Tremaine abgesehen war er der Schlimmste von denen. Er kam immer in die Zelle, um mich mit seinem verdammt Knüppel zu verprügeln. Er hat mir auch das PCP gespritzt.«

»Und der fünfte Mann?«

»Keine Ahnung. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen.«

»Macht nichts. Ich glaube, ich weiß, wer er ist.« Sara hatte zwar nicht gesagt, daß sie einen weiteren Namen auf der Personalliste von Fort Plessy gefunden hatte, doch Fiske war sich

ziemlich sicher. Warren McKennas Gesicht erschien vor seinem geistigen Auge. Deshalb also versuchte der FBI-Agent, ihm den Mord in die Schuhe zu schieben. Alles paßte zusammen.

Fiske ließ den Motor an.

»Wohin fahren wir?«

»Sara hat einen Treffpunkt mit mir vereinbart. An einem Rastplatz am George Washington Parkway in Virginia. Ich habe versucht, Chandler zu erreichen, aber er war nicht da. Ich habe ihm eine Nachricht hinterlassen, wohin wir fahren. Hoffentlich kommt er rechtzeitig.«

»Und wir fahren hin?«

»Wenn wir nicht dort erscheinen, werden die Kerle Sara umbringen. Aber Sie müssen nicht mitkommen.«

Als Antwort zog Rufus eine Pistole aus der Tasche und reichte sie Fiske. »Können Sie damit umgehen?«

Fiske nahm die Pistole, zog den Schlitten zurück und vergewisserte sich, daß die Waffe geladen war. »Ich komme schon damit klar«, sagte er.

Mitternacht war bereits vorbei, und auf dem Parkway herrschte kaum Verkehr. An zahlreichen Stellen gab es Rastplätze mit Picknickbereichen und kleinen Parks, die tagsüber zahlreiche Familien zum Grillen und zwanglosen Verweilen einluden. Doch als Fiske nun die breite Straße entlangfuhr, war die Gegend dunkel und verlassen. Und sie barg eine tödliche Gefahr, wie er wußte. Er betrachtete die Ausfahrtschilder, bis er dasjenige fand, das er suchte. Augenblicke, nachdem er das Schild gesehen hatte, bemerkte er Saras Wagen auf dem ansonsten leeren Parkplatz. Hohe Bäume trennten den Platz von der Rasenfläche, die als Grillplatz und Spielplatz für Kinder diente. Dahinter erkannte Fiske ein noch dunkleres, schwarzes Band: den Potomac River.

Rufus lag auf dem Rücksitz, die Augen auf einer Höhe mit

dem unteren Rand der Fensterscheibe. Sein Blick glitt über die dunkle Landschaft. »Jemand sitzt im Wagen«, sagte er. »Kann aber nicht erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau ist.«

Fiske kniff die Augen zusammen und nickte bestätigend. Sie hatten eine Art Plan ausgearbeitet. Nachdem ihnen nun das Gelände bekannt war, konnten sie versuchen, diesen Plan in die Tat umzusetzen. Fiske fuhr ein Stück weiter, bis sie eine Kurve erreichten, die von Saras Wagen aus nicht eingesehen werden konnte. Nachdem Fiske gehalten hatte, öffnete Rufus die hintere Tür und verschwand rasch zwischen den Bäumen neben der Straße. Sie hatten vereinbart, daß Rufus versuchen sollte, sich unbemerkt dem Parkplatz zu nähern.

Fiske fuhr auf die freie Fläche und hielt ein paar Meter von Saras Wagen entfernt. Als er hinüberschaute, stellte er erleichtert fest, daß Sara hinter dem Steuer saß. Er zog die Pistole, stieg langsam aus und blickte über seinen Wagen hinweg zu ihr. »Sara?«

Sie schaute ihn an, nickte und lächelte verkniffen. Das Lächeln verblich, als sich neben ihr ein Mann aufrichtete und ihr eine Pistole an den Kopf drückte. Beide stiegen auf der Fahrerseite aus. Dellasandro legte einen Arm um Saras Hals; mit der anderen Hand drückte er die Waffe an ihre Schläfe.

»Hier drüben, Fiske«, sagte Dellasandro. John bemühte sich, einen schockierten Eindruck zu machen.

»Wo ist Harms?« fragte Dellasandro.

Fiske rieb sich übertrieben den Hals. »Er hat es sich anders überlegt. Wollte nicht zu den Cops gehen. Er hat mir eins übergezogen und ist abgehauen.«

»Und hat Ihnen den Wagen überlassen? Sagen Sie mir die Wahrheit, oder ich puste Ihrer Freundin ein Stück Blei ins Hirn.«

»Ich sage die Wahrheit. Sie wissen doch, daß Harms fünf- undzwanzig Jahre lang im Gefängnis saß. Er hat den Wagen nicht genommen, weil er nicht mal fahren kann.«

Dellasantro dachte kurz darüber nach. »Kommen Sie her. Aber ich will Ihre Hände sehen. Hoch damit.«

Fiske schob die Pistole auf dem Rücken unter den Gürtel und hob die Hände. Langsam trat er um den Wagen und ging auf Sara und Dellasantro zu. Als er näher kam, sah er die häßliche Prellung auf Saras Wange. »Alles in Ordnung, Sara?«

Sie nickte. »Es tut mir leid, John.«

»Halten Sie gefälligst die Klappe«, fuhr Dellasantro sie an und wandte sich an Fiske. »Wo genau hat Harms sich von Ihnen getrennt?«

»Als wir von der Interstate fahren. Wir haben die Route One genommen.«

»Es war ziemlich dumm vom guten Rufus, zu Fuß abzuhaufen. Er wird nicht weit kommen.«

»Tja, wie heißt es doch so schön? Man kann ein Pferd zur Tränke bringen, aber zum Trinken zwingen kann man es nicht ...«

»Warum glaube ich kein Wort von dem, was Sie sagen?«

»Vielleicht, weil Sie Ihr Leben lang ein verlogener Scheißkerl waren. Und jetzt glauben Sie, alle Menschen wären so.«

Dellasantro richtete die Waffe auf Fiskes Kopf. »Es wird mir einen Heidenspaß machen, Sie endlich abzuknallen.«

»Ist aber nicht ganz einfach, mehrere Leichen zu beseitigen.«

Dellasantro schaute zum Fluß. »Mutter Natur wird uns schon dabei helfen.«

»Und Sie glauben nicht, daß Chandler Verdacht schöpft?«

»Wieso denn? Die Cops glauben, Sie hätten Ihren Bruder wegen des Geldes von der Versicherung abgeknallt. Die Kleine hier wurde heute wegen Ihnen und Ihrem dämlichen Bruder gefeuert. Ihre ganze Karriere ist hinüber. Sie beide treffen sich, es kommt zum Streit. Vielleicht haben Sie die arme Miss Evans getötet und dann Selbstmord begangen. Vielleicht war es auch genau anders herum. Wen interessiert das schon? Man findet Ihren Wagen, und ein paar Tage oder Wochen später

entdeckt man Ihre Leichen, die irgendwo im Fluß treiben – oder vielmehr das, was von ihnen übrig ist. Fall abgeschlossen.«

»Das ist ein ziemlich guter Plan. Und da ich weiß, daß er auf keinen Fall von Ihnen stammen kann, ist wohl die Frage erlaubt, wo Ihre Partner sind.«

»Wovon sprechen Sie?«

»Die beiden anderen, die in jener Nacht bei Harms in der Zelle waren.«

»Perkins ist einer davon«, stieß Sara hervor. »Er ist auch hier.«

»Halten Sie die Klappe!« brüllte Dellasandro.

»Daß Perkins dabei war, wußte ich schon. Und ich kann mir auch denken, wer der andere ist.«

»Erklären Sie Ihre Theorien den Fischen. Los jetzt.«

Sie alle gingen auf das Ufer zu. Fiske warf einen Blick zu Dellasandro zurück.

»Denken Sie nicht mal daran, Fiske«, sagte der Polizeichef. »Ich würde Sie noch aus fünfzig Metern Entfernung treffen. Und falls Sie sich abgesprochen haben, daß dieses dämliche schwarze Riesenbaby mich von hinten angreift ... na, dann soll er mal kommen.«

Fiske biß sich auf die Lippe. Genau das war ihr Plan gewesen.

Ein Knall ertönte, und eine Kugel fuhr neben Dellasandros Bein in den Boden. Er schrie auf und nahm die Pistole von Saras Kopf.

Fiske hämmerte Dellasandro mit solcher Wucht die Faust in den Magen, daß der Mann sich zusammenkrümmte. Ein Kinnhaken riß seinen Kopf in den Nacken. Bevor Dellasandro sich erholen konnte, stürmte Rufus hinter einem Baum hervor und rannte ihn mit der Urgewalt eines Panzers über den Haufen. Der Mann rollte die Böschung zum Ufer hinunter und fiel ins Wasser. Fiske zog seine Pistole. Rufus wollte Dellasandro ge-

rade nachsetzen, als weitere Kugeln an ihnen vorbeisirrten. Sie warfen sich zu Boden.

Fiske legte schützend einen Arm über Sara. »Haben Sie irgendwas gesehen, Rufus?«

»Ja, aber es wird Ihnen nicht gefallen. Ich glaube, die Schüsse kamen aus zwei verschiedenen Richtungen.«

»Na, toll. Die beiden Komplizen von diesem Mistkerl sind hier. Scheiße!« Fiske umklammerte den Pistolengriff fester. »Passen Sie auf, Rufus. Wir schießen beide zweimal. Wenn die Kerle das Feuer erwidern, können wir vielleicht das Mündungsfeuer sehen und wissen, wo die beiden stecken. Dann gebe ich Ihnen Feuerschutz, und Sie schnappen sich Sara und verschwinden von hier. Schlagen Sie sich zu Saras Wagen durch und hauen Sie ab. Jemand muß Chandler informieren«, fügte er hinzu, bevor Sara etwas sagen konnte.

»Ich bleibe hier«, sagte Rufus. »Ich bin diesen Arschlöchern viel mehr schuldig als Sie.«

»Sie mußten lange genug unter den Kerlen leiden.« Fiske streckte die Hand mit der Pistole aus. »Sie übernehmen die linke Seite, ich die rechte. Eins, zwei, drei – jetzt!« Sara hielt sich die Ohren zu, als die Schüsse dröhnten. Ein paar Sekunden später wurde das Feuer erwidert.

Fiske und Rufus sahen schnell, wo die Mündungsblitze aufflackerten. »Einer von denen ballert wild durch die Gegend«, sagte Fiske. »Vielleicht haben wir ihn getroffen. Alles klar, ich schieße in beide Richtungen. Halten Sie Ihre Waffe bereit, feuern Sie aber nicht. Ich krieche zehn Meter nach rechts und ziehe ihr Feuer auf mich. Ich werde bis zwanzig zählen, und wenn Sie dann den ersten Schuß hören, laufen Sie los.«

Fiske setzte sich in Bewegung, doch Sara hielt seine Hand fest, wollte ihn nicht gehen lassen.

Fiske hätte ihr gern etwas Ermutigendes, Zuversichtliches gesagt, um ihr zu zeigen, daß er keine Angst hatte. Aber er hatte Angst. »Ich weiß, was ich tue, Sara. Und ich schätze mal,

fünfzig Jahre sind besser als nichts.«

Sie schaute ihm nach, als er über den Boden robbte. Sie war sicher, ihn zum letztenmal lebend zu sehen.

Eine Minute später fiel der erste Schuß. Rufus trug Sara mehr zum Wagen, als daß sie lief. Sie schafften es unverletzt, und Rufus riß die Tür auf und schob Sara in den Wagen, bevor er ebenfalls hineinsprang.

Fiske bewegte sich langsam durch das Unterholz. Der Geruch heißen Metalls und verbrannten Schießpulvers haftete ihm an. Seine Zuversicht war endgültig von ihm abgefallen. Er hatte seine Schüsse sorgfältig gezählt, hatte aber nicht wissen können, daß das Magazin nicht vollständig geladen war. Fiske hatte keine Munition mehr. Als er hörte, wie der Motor ansprang, lächelte er grimmig. Da er für einen Moment abgelenkt war und seine Ohren noch vor den Schüssen klingelten, die er abgefeuert hatte, hörte er das Geräusch hinter ihm erst, als es zu spät war.

Tiefend naß vom Flußwasser richtete Dellasandro die Pistole auf ihn. Fiske brachte keinen Laut über die Lippen; sein Mund war zu trocken. Er konnte kaum mehr atmen, als ihm die Aussichtslosigkeit seiner Situation bewußt wurde. Zwei Kugeln steckten bereits in seinem Körper – die dritte würde allem ein Ende machen. Darnell Jackson hatte auf Fiskes Pistole gestartet und die Fassung verloren, nachdem er Fiskes Partner erschossen hatte; Dellasandro würde keine solchen Probleme haben. Fiske blickte zum Fluß hinüber. Eine Woche im Wasser, und nicht einmal sein Vater würde ihn identifizieren können. Er schaute wieder Leo Dellasandro an: sein letzter Anblick auf Erden.

Als der Schuß knallte, beobachtete Fiske in fassungslosem Erschrecken, wie Leo Dellasandro zusammenbrach und regungslos liegen blieb.

Fiske hob den Blick – und wünschte sich im gleichen Augenblick, Dellasandro hätte ihn erschossen. McKenna starrte

auf ihn hinunter. Fiske schüttelte den Kopf. Warum konnte es nicht Chandler sein? Warum hatte er nicht dieses eine Mal Glück? Und dann sah er Dellasandros Pistole, die dicht neben ihm zu Boden gefallen war.

»Versuchen Sie es gar nicht erst, Fiske«, sagte McKenna scharf.

»Sie arschloch!«

»Eigentlich dachte ich, Sie wollten mir danken.«

»Warum? Weil Sie Ihren Komplizen erschossen haben, bevor Sie mich töten?«

Wie zur Antwort zog McKenna eine andere Pistole aus seiner Tasche. »Hier ist Ihre Waffe. Ich habe sie zufällig gefunden.«

»Na klar doch. Eines Tages werden Sie bekommen, was Sie verdient haben, Dreckskerl.«

McKenna warf einen Blick auf Dellasandro. »Eigentlich habe ich's gerade schon bekommen.«

Fassungslos beobachtete Fiske, was der FBI-Mann als nächstes tat.

McKenna drehte die Waffe herum und reichte sie ihm, mit dem Griff nach vorn. »Jetzt erschießen Sie mich ja nicht.« Er streckte eine Hand aus und half Fiske hoch. »Chandler ist unterwegs. Ich habe ihn bei Sara Evans' Haus noch abgepaßt. Bin dort angekommen, als Perkins und Dellasandro gerade mit Sara losfuhren. Ich hab' mir gedacht, daß die Burschen Sie mit Sara in eine Falle locken wollten, und bin Ihnen als inoffizielle Verstärkung gefolgt. Aber ich war ein bißchen besser als Ihre vorherige Rückendeckung. Ich bin eben immer auf der Hut.«

Fiske starrte ihn nur an, bekam kein Wort über die Lippen.

»Perkins ist abgehauen. Er war der andere, der auf Sie geschossen hat. Ich wollte ihn ausschalten, aber er war zu weit weg. Ich habe auch den Schuß abgefeuert, der Leo abgelenkt hat. Hab' mir gedacht, daß Rufus irgendwo hier in der Nähe ist.«

»Ich dachte, Sie wären einer der Männer, die an jenem

Abend im Militärgefängnis waren«, sagte Fiske.

»Ich war einer von ihnen.«

»Und warum helfen Sie mir jetzt? Wollen Sie mit Ihrem Gewissen ins reine kommen? Dann wären Sie der einzige von den fünf Mistkerlen, der Probleme damit hat.«

»Ich gehörte nicht zu den fünf.«

»Aber Sie haben doch gerade gesagt, Sie wären an jenem Abend im Gefängnis gewesen.«

»Außer Rufus waren an dem Abend sechs Männer dort.«

Fiske schaute ihn verwirrt an. »Ich verstehe nicht ...«

»Ich war an besagtem Abend der diensthabende Wachtposten, John. Ich hab' fünfundzwanzig Jahre gebraucht, um dahinterzukommen, was damals geschehen ist, und ohne Sie und Sara hätte ich es nie geschafft. Kurz nachdem Sie in Ihrem Büro die Sache mit dem PCP aufgedeckt hatten, kam ich ebenfalls dahinter. Ich habe nie von den Drogenversuchen in Fort Plessy gewußt, aber die hat man vermutlich auch nicht an die große Glocke gehängt.«

»Ob sonst jemand davon gewußt hat oder nicht – damals hat wohl kaum einer etwas darum gegeben, was aus Rufus Harms wird.«

»Ich schon.« McKenna richtete den Blick zu Boden. »Ich hatte bloß nicht den Mumm, etwas dagegen zu unternehmen ... bis es zu spät war. Ich hätte diese ganze Schweinerei verhindern können.« Als McKennas Gedanken in die Vergangenheit schweiften, schien sein Körper für einen Augenblick in sich zusammenzusacken. »Aber ich habe es nicht getan.«

Fiske betrachtete den Mann. Ihm schwirrte der Kopf, so sehr hatten sich in den letzten Minuten die Ereignisse überstürzt.

»Na ja, aber jetzt unternehmen Sie etwas dagegen.«

»Ja. Fünfundzwanzig Jahre zu spät.«

»Rufus muß nicht mehr ins Gefängnis zurück, oder? Nur das ist wichtig für ihn.«

McKenna schaute wieder auf. »Rufus ist jetzt frei, John.

Niemand wird ihn je wieder ins Gefängnis stecken. Wenn irgend jemand es versucht, muß er zuerst an mir vorbei. Und glauben Sie mir, das wird keiner schaffen.«

Fiske blickte zur Straße. »Was ist mit Perkins?«

McKenna lächelte. »Ich weiß genau, wohin Perkins fährt. Wir können Sara übers Autotelefon anrufen und ihr Bescheid geben. Sobald Chandler hier ist, fahren wir los.«

»Wohin?«

»Perkins wird die fünfte Person aufsuchen, die an jenem Abend im Militärgefängnis war.«

»Wer? Wer war es?«

»Sie werden es erfahren. Bald werden Sie alles wissen.«

KAPITEL 59

Als die Frau die Tür öffnete, stürmte Perkins an ihr vorbei.
»Wo ist er?«

»In seinem Arbeitszimmer.«

Perkins rannte über den Korridor und stieß die Tür auf. Der großgewachsene Mann blickte ihn an. Er wirkte völlig ruhig.

Perkins schloß die Tür. »Es ist vorbei. Ich verschwinde von hier.«

Jordan Knight lehnte sich zurück und schüttelte den Kopf.
»Wenn du davonläufst, wissen sie, daß du schuldig bist.«

»Das wissen sie jetzt schon. Ich habe Sara Evans entführt. Und Leo dürfte mittlerweile tot sein.«

»Du bist Sara Evans gefolgt, seit sie heute das Gericht verließ. Als ich dich anrief, habe ich gehofft, du würdest dich um alles kümmern. Aber trotzdem steht lediglich Evans' Wort gegen deins.«

»Weshalb sollte sie so etwas erfinden?«

Jordan rieb sich das Kinn. »Denk doch mal nach. Evans wurde heute gefeuert. Du hast sie des Gebäudes verwiesen. Sie erhebt wüste Beschuldigungen gegen dich; vielleicht kannst du noch ein paar erfinden, um deine Position zu stärken.«

»Rufus Harms läuft noch frei herum. Ich habe ihn gesehen.«

Jordans Gesicht verdüsterte sich. »Ach, der berühmte Mr. Harms.«

»Er hat Frank und Vic getötet.«

»Dann müssen wir uns um zwei Personen weniger Sorgen machen.«

»Du bist verdammt kaltblütig, Herr Senator. Du hast ihnen befohlen, Michael Fiske zu töten. Du hast das alles in Gang gesetzt.«

Jordan schaute nachdenklich drein. »Mir ist noch immer nicht klar, wieso Rufus Harms in diesem Berufungsantrag auch

mich genannt hat. Euch kannte er alle. Ich war nicht mal in der Army.«

»Harms hat deinen Namen gar nicht genannt.«

Senator Knight riß entsetzt die Augen auf; dann aber loderte plötzlich ein Funken Hoffnung darin.

»Ich habe mit Tremaine gesprochen«, erklärte Perkins. »Rayfield hat dich belogen. Harms hat dich in dem Antrag gar nicht erwähnt. Nur uns vier.«

»Dann bin ich also der einzige Unbekannte.« Jordan stand auf und schaute Perkins an. Mein Gott, das bedeutete, ihm blieb doch noch ein Ausweg. Nur noch eine Sache erledigen, sich nur noch mit einer Person befassen, und dieser Alptraum war vorbei. Bei dem Gedanken daran zitterte er beinahe.

»Wer weiß, für wie lange? Mein Gott, wie konnte es nur dazu kommen? Wir pumpen das Arschloch mit PCP voll, und darauf läuft es nun hinaus.«

»Eigentlich hast du ihn mit PCP vollgedröhnt, Richard.«

»Jetzt tu nicht so selbstherrlich. Es war deine Idee, ihm das Zeug zu verabreichen, du CIA-Superagent.«

»Ja, sicher – ich habe dort die Versuche durchgeführt. Und mitbekommen, wie du dich ständig über Harms beschwert hast. Ich wollte dir lediglich einen Gefallen tun.« Er musterte Perkins mit beinahe unverschämter Gelassenheit. »Heute bin ich natürlich strikt gegen jede Art von Drogen.«

»Natürlich! Schwingst du bis zum Ende Wahlkampfreden? Bist du auch gegen jede Art von Mord? Was hält der mächtige Senator denn von Mord?«

»Ich habe nie jemanden getötet.«

»Was ist mit diesem kleinen Mädchen, Jordan? Was ist mit ihm?«

»Rufus Harms hat sich dieses Verbrechens schuldig bekannt. Soviel ich weiß, wurde der Schuldspruch nicht aufgehoben.«

»Aber das wird bald der Fall sein, wenn wir nichts unternehmen.«

»Und du willst wirklich davonlaufen?«

»Ich hab' nicht vor, in irgendeinem Todestrakt auf die Gift-spritze zu warten.«

»Ich nehme an, du brauchst Geld?«

Perkins nickte. »Ich habe keine hübsche kleine Altersversorgung, wie wir sie auch für Vic und Frank zusammengeschürt haben. Ich hatte schon immer die schlechte Angewohnheit, über meine Verhältnisse zu leben.«

Jordan nahm einen Schlüssel aus seiner Tasche und öffnete eine Schreibtischschublade. »Ich habe etwas Bargeld hier. Den Rest kriegst du später. Für den Anfang kann ich dir fünfzigtausend geben.«

»Hört sich gut an. Für den Anfang.«

Jordan drehte sich um und richtete eine Pistole auf Perkins.

»Verdammt, was soll der Scheiß, Jordan?«

»Du bist hier hereingestürmt, völlig von Sinnen, und hast mir von den ungeheuerlichen Verbrechen erzählt, die du begangen hast ... und auch davon, daß du Sara Evans entführt hast. Warum, weiß ich nicht. Du hast mich bedroht. Ich habe es gerade noch geschafft, an meine Pistole heranzukommen und dich in Notwehr zu erschießen.«

»Du bist verrückt! Das kauft dir keiner ab!«

»O doch, Richard.« Jordan drückte ab, und Perkins brach zusammen. Der Senator hörte einen Schrei aus dem Korridor. Er lief zu der Leiche, durchsuchte Perkins rasch, fand seine Waffe, drückte sie dem Toten in die Hand und feuerte einen Schuß in die Wand ab. »Alles in Ordnung«, rief er, erhob sich und ließ die Pistole fallen. »Mein Gott, dieser Verrückte wollte mich töten! Großer Gott!« Er öffnete die Tür und erstarrte, als er Rufus Harms sah. Hinter ihm standen Chandler, McKenna, Fiske und Sara.

Jordan konnte nur mit Mühe den Blick von Rufus lösen. Er schaute Chandler an. »Richard Perkins ist hier hereingestürmt und hat wüste Drohungen ausgestoßen. Der Verrückte hat auf

mich geschossen! Zum Glück war ich der bessere Schütze.«

McKenna trat vor. »Senator, Sie erinnern sich nicht an mich, oder? Ich meine, außerhalb des FBI?«

Jordan Knight betrachtete ihn, ohne ihn wiederzuerkennen.

McKenna trat näher an Knight heran. »Perkins und Dellasandro haben sich auch nicht mehr an mich erinnert. Es ist schon lange her, und wir alle haben uns sehr verändert. Außerdem waren an diesem Abend alle ziemlich betrunken. Alle außer mir.«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wovon Sie sprechen.«

»Ich war der diensthabende Wachtposten an dem Abend, als Sie und Ihre Freunde in Fort Plessy zu Rufus Harms in die Zelle gegangen sind. Es war das erste und einzige Mal, daß ich Wache im Bau schob. Wahrscheinlich hat sich deshalb niemand an mich erinnert.«

Jordan Knight zuckte zusammen. »Müßte ich wissen, wovon Sie sprechen?«

»Ich habe Sie zu Rufus in die Zelle gelassen, weil ich ein frischgebackener Private war, der die Hosen gestrichen voll hatte und unter dem Befehl eines Captain stand. Und dann kam Rufus aus der Zelle gestürmt, hat mich niedergeschlagen und unser aller Leben für immer verändert. Fünfundzwanzig verdammte Jahre lang habe ich mich gefragt, was tatsächlich in dieser Zelle passiert ist. Ich habe damals nichts gesagt, weil ich Angst hatte. Rayfield war der ranghöchste Offizier. Er hat es so gedreht, daß ich keinen Ärger kriegte. Er hat mir aber sehr deutlich gemacht, daß es besser für mich wäre, nicht zu sagen, daß Sie alle in dieser Zelle waren. Und als ich endlich den Mut hatte, den Mund aufzumachen, war alles vorbei, und Rufus saß im Gefängnis. All diese Jahre habe ich mit dieser Schuld gelebt. Aber ich bin ja noch mal glimpflich davongekommen.« McKenna schaute Rufus an. »Es tut mir leid. Ich war schwach und feige. Wahrscheinlich ist es kein Trost für Sie, was ich jetzt sage, aber ... es ist kein Tag vergangen, an dem ich mich

nicht dafür gehaßt habe.«

Jordan räusperte sich. »Sehr ergreifend, Agent McKenna. Doch wenn Sie glauben, mich an jenem Abend im Gefängnis gesehen zu haben, irren Sie sich.«

»Die CIA-Unterlagen werden beweisen, daß Sie in Fort Plessey waren und an dort stationierten Soldaten Versuche mit PCP durchgeführt haben«, erwiderte McKenna.

»Verschaffen Sie sich diese Unterlagen ruhig, falls es sie überhaupt noch gibt. Vielleicht bin ich ja tatsächlich dort gewesen. Na und? Ich war damals bei der CIA. Das ist kein Geheimnis. Die Öffentlichkeit ist darüber informiert.«

»Was werden Ihre Wähler wohl davon halten, daß Sie Soldaten PCP verabreicht haben?« fragte Chandler hitzig.

»Selbst wenn ich so etwas getan hätte – was ich entschieden bestreite –, war das Programm von höchster Stelle angeordnet und völlig legal, wie meine Frau Ihnen sicher bestätigen wird.«

»*Die Vereinigten Staaten gegen Stanley?*« sagte Sara voller Bitterkeit.

Jordans Blick wich nicht von McKenna. »So ein Zufall, daß Sie behaupten, in dem Gefängnis gewesen zu sein, und daß Sie nun in diesem Fall ermitteln«, sagte er.

»Es war kein Zufall«, lautete McKennas überraschende Antwort. »Nach meiner Dienstzeit in der Army habe ich meinen College-Abschluß gemacht und dann die FBI-Akademie besucht. Aber ich habe Sie und die anderen genau im Auge behalten. Schuldgefühle sind ein sehr starker Antrieb. Rayfield und Tremaine ließen sich dorthin versetzen, wo auch Rufus war. Das kam mir verdächtig vor, war aber noch kein Beweis. Perkins und Dellasandro sind mit Ihnen durch die Lande gezogen. Sie waren in einigen ihrer zahlreichen Firmen beschäftigt. Ich ließ mich nach Richmond versetzen, um in Ihrer Nähe zu sein. Als Sie in die Politik gingen, folgten die beiden Ihnen erneut. In Washington haben Sie ihnen dann Jobs beim Senat besorgt. Ich ließ mich ebenfalls dorthin versetzen. Als Sie vor ein paar

Jahren einen Sitz im Rechtsausschuß des Senats bekamen, haben Sie Dellasandro und Perkins Anstellungen beim Obersten Gerichtshof besorgt. Wirklich nett von Ihnen. Auf diese Weise müssen Sie sich revanchiert haben. Das war Teil Ihrer kleinen Vereinbarung. Rayfield und Tremaine haben auf Rufus aufgepaßt. Sie haben sich um Perkins und Leo gekümmert. Wenn wir ihre Konten überprüfen, finden wir bestimmt irgendwo eine hübsche kleine Altersvorsorge.

Als ich von dem Mord an Michael Fiske erfuhr, habe ich dafür gesorgt, daß mir der Fall übertragen wurde, weil Mike Fiske beim Obersten Gerichtshof beschäftigt war. Als ich dann herausfand, daß Rufus irgend etwas mit dem Mord an Fiske zu tun hatte, habe ich gebetet, das jahrelange Warten und Beobachten möge sich auszahlen. Und jetzt ist die Wahrheit endlich ans Licht gekommen.«

»Die Wahrheit? Absurde Spekulationen«, erwiderte Jordan Knight. »Ihren eigenen Worten kann man entnehmen, daß Sie irgendeinen krankhaften Rachefeldzug gegen mich führen. Es ist ungeheuerlich, daß Sie in mein Haus kommen und diese Beschuldigungen gegen mich erheben! Noch dazu, nachdem dieser Mann mich ermorden wollte, so daß ich ihn in Notwehr erschießen mußte.« Er blickte frostig in die Runde. »Verlassen Sie auf der Stelle meine Wohnung! Alle! Nur Sie, Detective Chandler, möchte ich bitten, diesen offensichtlichen Fall von Notwehr zu Protokoll zu nehmen.«

McKenna zog ein Handy aus der Tasche, sprach hinein und lauschte der Antwort. »Sie sind verhaftet, Senator Jordan. Ich bin sicher, Detective Chandler wird mir Amtshilfe leisten.«

»Verschwinden Sie, verdammt noch mal! Sofort!«

»Ich werde Ihnen jetzt Ihre Rechte vorlesen.«

»Ich Sorge dafür, daß man Sie an den Arsch der Welt versetzt! Sie können nichts beweisen.«

»Ganz im Gegenteil. Ich werde Ihre Festnahme mit Ihren eigenen Worten begründen.« Unter den Blicken aller anderen

ging McKenna vor der Knieöffnung des Schreibtisches in die Hocke, tastete dort kurz mit der Hand und hielt dann ein Abhörgerät in die Höhe. »Ihre Erklärungen waren laut und deutlich im Überwachungswagen zu hören, der vor dem Haus steht.« Er schaute Fiske an. »Knight hat Rayfield befohlen, Ihren Bruder zu töten.«

»Das ist illegal!« stieß Jordan Knight wutentbrannt hervor. »Kein Richter in dieser Stadt hätte Ihnen die Genehmigung erteilt, ein solches Gerät in meiner Wohnung anzubringen. Nicht ich werde ins Gefängnis gehen, sondern Sie!«

»Eine richterliche Genehmigung war nicht erforderlich. Wir hatten die persönliche Erlaubnis, dieses Gerät anzubringen.«

»Das ist ja lächerlich!« brüllte Jordan Knight. Er schien sich jeden Augenblick auf den FBI-Agenten stürzen zu wollen. »Ich verlange, daß Sie mir die Tonbänder augenblicklich aushändigen. Und wenn Sie annehmen, irgend jemand würde glauben, ich hätte Ihnen diese Erlaubnis erteilt, sind Sie ein Vollidiot!«

»Nicht du hast diese Erlaubnis erteilt, Jordan. Das war ich.«

Als Elizabeth Knight das Zimmer betrat, wich das Blut aus Jordans Gesicht. Sie schaute Perkins' Leiche nicht einmal an. Ihr Blick blieb auf ihren Mann gerichtet.

»Du?«

»Ich wohne auch hier, Jordan. Ich habe die Einwilligung gegeben.«

»In Gottes Namen, warum?«

Elizabeth hielt seinem Blick noch einen Moment stand und berührte dann Rufus Harms' Ärmel. »Wegen dieses Mannes, Jordan. Nur wegen dieses Mannes war ich stark genug, zu tun, was getan werden mußte.«

»Wegen ihm? Er ist ein Kindermörder!«

»Es ist sinnlos, Jordan. Ich kenne die Wahrheit. Für das, was du getan hast, soll dich der Teufel holen.«

»Was ich getan habe? Ich habe meinem Land gedient!« Er richtete den zitternden Finger auf Rufus. »Dieser Mann dage-

gen hat sich nie für irgend etwas eingesetzt, weder für ein Ideal, noch für irgendeinen Menschen. Der Mistkerl hatte den Tod verdient.«

Schneller, als man es Rufus' massigem Körper zutrauen konnte, stand er vor Jordan Knight. Seine riesigen Pranken legten sich um den Hals des Senators, und er wuchtete den Mann gegen die Wand.

»Zum Teufel mit Ihnen!« donnerte Rufus. Sein Griff verstärkte sich, und Jordans Gesicht lief rot an.

McKenna und Chandler zogen ihre Waffen, brachten es aber nicht fertig, zu schießen. Sie warfen sich einen raschen Blick zu, stürzten sich auf Rufus und packten ihn. Doch sie hätten genausogut am Stamm einer Eiche zerren können.

»Jordan!« schrie Elizabeth.

»Hören Sie auf, Rufus!« rief Sara.

Jordan Knight drohte jeden Augenblick das Bewußtsein zu verlieren.

Fiske trat vor. »Rufus? Rufus!« Fiske atmete tief durch; dann sprach er es aus. »Josh hat es nicht geschafft.« Augenblicklich lockerte Rufus den Griff um Jordan Knights Kehle und starrte Fiske an. »Er ist tot, Rufus. Wir haben beide unsere Brüder verloren.« Fiske zitterte sichtlich, und Sara legte eine Hand auf seine Schulter. »Wenn Sie ihn umbringen, gehen Sie wieder ins Gefängnis. Dann war Joshs Tod umsonst.«

Tränen strömten über Rufus' Gesicht, und er lockerte seinen Griff noch mehr.

»Tun Sie es nicht, Rufus.« Fiske trat noch einen unsicheren Schritt vor. »Sie machen alles kaputt!«

Und noch während die beiden Männer, die ihre Brüder verloren hatten, einander anschauten, ließ Rufus los, und ein keuchender Jordan Knight fiel auf den Teppich.

Jordan gönnte seiner Frau keinen Blick, als McKenna ihn in Handschellen abführte. Eine Stunde später hatte die Spurensi-

cherung ihre Arbeit abgeschlossen, und Perkins' Leiche wurde aus der Wohnung gebracht. Chandler, Rufus, Sara und Fiske blieben zurück. Elizabeth Knight war im Schlafzimmer.

»Wieviel von der Wahrheit haben Sie gewußt, Buford?« fragte Fiske.

»Einen Teil. McKenna und ich haben uns mehrmals unterhalten. Zuerst dachte ich, er glaubte wirklich, daß Sie etwas mit dem Mord zu tun hatten, oder er könnte Sie einfach nicht aushalten.« Chandler lächelte. »Aber als er dann erfuhr, daß Rufus irgendwie in die Sache verwickelt war, änderte sich seine Meinung. Es gefiel mir trotzdem nicht, alles so zu drehen, daß Sie als Sündenbock dastanden. Und McKenna hat auch dafür gesorgt, daß Sara gefeuert wurde.«

»Warum eigentlich?« fragte Sara.

»Weil Sie beide der Wahrheit zu nahe kamen. Und das bedeutete, daß Sie in Gefahr gerieten. Die Leute, die hinter der ganzen Sache steckten, waren zu allem fähig, und das wußte McKenna. Aber er hatte keine Beweise. Er mußte die wahren Schuldigen glauben machen, daß Sie die zwei Hauptverdächtigen waren. Jedesmal, wenn Perkins und Dellasandro in der Nähe waren, hat McKenna betont, daß er Harms' Berufungsantrag für Schwindel hielt – und Sie, John, für den Mörder Ihres Bruders. Er hat Ihre Pistole gestohlen und dafür gesorgt, daß Perkins und Dellasandro erfuhren, daß die Waffe verschwunden war. McKenna hoffte, sie damit in Sicherheit wiegen und zu einem Fehler verleiten zu können. Und er wollte damit Sie beide aus der Schußlinie bringen.«

»Was ihm aber nicht gelungen ist«, sagte Sara und zitterte plötzlich am ganzen Leib.

»Nun ja, McKenna hat nicht damit gerechnet, daß Sie die Beamten abschütteln, die Sie beschatten und schützen sollten. Nachdem er Richterin Knight dazu gebracht hatte, in die Abhöraktion einzuwilligen, mußte er die Falle nur noch zuschnappen lassen. McKenna hatte der Richterin bereits gesagt,

daß er Ihren Mann von Fort Plessy her kannte. Als der Senator ihr dann sagte, er müsse einen Anruf tätigen, um herauszufinden, ob McKenna je dort stationiert war, wußte sie, daß er log.«

»Also hat Richterin Knight mir wahrscheinlich das Leben gerettet, weil sie so schnell geschaltet hat«, sagte Sara.

Chandler nickte. »Als dann alles den Bach herunterging, wußte McKenna, daß Perkins versuchen würde, sich abzusetzen. Und dafür brauchte er Jordan Knights Hilfe. So ist es dann ja auch gekommen. Leider konnten wir nicht ahnen, daß der Senator Perkins umbringt. Aber das wird mir keine schlaflosen Nächte bereiten.« Chandler blickte Rufus Harms an. »Ich muß Sie in Gewahrsam nehmen, aber es wird nicht für lange sein.«

»Ich will meinen Bruder sehen.«

Chandler nickte. »Das läßt sich einrichten.«

»Ich begleite Sie, Rufus«, sagte Fiske.

Als sie das Zimmer verließen, kam Elizabeth Knight ihnen auf dem Flur entgegen.

»Sie waren heute abend sehr tapfer, Richterin Knight«, sagte Chandler. »Ich weiß, wie schmerzlich es für Sie gewesen sein muß.«

Elizabeth streckte eine Hand nach Rufus Harms aus. »Nach allem, was Sie durchgemacht haben, Mr. Harms, wird es Ihnen nicht viel bedeuten, aber das alles tut mir sehr leid. So furchtbar leid.«

Rufus nahm sanft ihre Hand. »Das bedeutet mir sehr viel, Ma'am. Mir und meinem Bruder.«

Als sie zur Tür gingen, bedachte Elizabeth Knight jeden von ihnen mit einem seltsamen Blick. »Leben Sie wohl«, sagte sie mit einem Beiklang der Endgültigkeit.

Sie gingen zum Lift. Während die drei Männer in die Kabine traten, zögerte Sara. »Ich komme später nach«, sagte sie. Als die Fahrstuhltüren sich schlossen, lief sie zur Wohnung der Knights zurück. Mary öffnete ihr.

»Wo ist Richterin Knight?«

»In ihrem Schlafzimmer. Warum ...«

Sara stürmte an der Haushälterin vorbei und riß die Schlafzimmertür auf. Elizabeth Knight saß auf dem Bett und schaute zu ihrer ehemaligen Assessorin auf. Die Richterin hatte eine Hand zur Faust geballt; neben ihr lag eine leere Arzneiflasche.

Sara ging langsam zu ihr, setzte sich und nahm Elizabeths Hand. Sie öffnete sie, und die Tabletten fielen prasselnd zu Boden. »Elizabeth, das ist keine Lösung. Sie müssen damit fertig werden.«

»Damit fertig werden?« sagte Elizabeth hysterisch. »Mein Leben wurde gerade in Handschellen durch diese Tür hinausgeführt.«

»Jordan Knight wurde gerade durch diese Tür hinausgeführt. Richterin Elizabeth Knight sitzt hier neben mir. Dieselbe Richterin Knight, die den Obersten Gerichtshof ins nächste Jahrhundert führen wird.«

»Sara ...« Tränen strömten ihr übers Gesicht.

»Ihre Ernennung gilt auf Lebenszeit. Und es steckt noch sehr viel Leben in Ihnen.« Sara drückte ihre Hand. »Ich würde Ihnen bei Ihrer Arbeit gern helfen. Bei Ihrer sehr wichtigen Arbeit. Wenn Sie mich zurückhaben wollen.«

Sara legte die Arme um die zitternden Schultern der Frau.

»Ich weiß nicht, ob ich das durchstehen kann ... überleben kann.«

»Das können Sie. Sie sind eine sehr starke Frau. Und Sie brauchen es nicht allein durchzustehen. Das verspreche ich Ihnen.«

Elizabeth umklammerte die Schultern der jungen Frau. »Werden Sie diese Nacht bei mir bleiben, Sara?«

»Ich bleibe, solange Sie wollen.«

KAPITEL 60

Da Josh Harms Träger des Silver Star, Purple Heart und der Medaille für hervorragende Dienste war, hatte er ein Anrecht darauf, mit eingeschränkten militärischen Ehren – die höchsten, mit denen ein Wehrpflichtiger ausgezeichnet werden konnte – auf dem Arlington National Cemetery bestattet zu werden. Doch der Beauftragte der Army, der Rufus aufgesucht hatte, um alles zu arrangieren, schien es ihm unbedingt ausreden zu wollen.

»Josh wurde angeschossen, hat viele Kameraden aus seiner Kompanie gerettet und wurde mit einem Haufen Orden ausgezeichnet«, sagte Rufus und musterte die Uniform des Mannes und die schlichte Reihe bunter Anstecknadeln, die auf seine Teilnahme an Einsätzen und Manövern hinwiesen. »Mit viel mehr, als Sie bekommen haben.«

Der Mann schürzte die Lippen. »Seine Dienstakte war nicht die sauberste. Er hatte große Schwierigkeiten, sich in die Befehlsstruktur einzugliedern. Trotz seiner Tapferkeit und all seiner Orden hat er die Army weder gemocht noch respektiert.«

»Und Sie meinen, es wäre respektlos, ihn dort bei all den Generälen und anderen hohen Tieren zu begraben?«

»Auf dem Friedhof von Arlington werden die Grabstätten knapp. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, aber es wäre vielleicht angebrachter, diese Gräber für Soldaten zu reservieren, die ehrlich stolz darauf waren, die Uniform zu tragen.«

»Obwohl Josh sich dieses Ehrenggrab redlich verdient hat?« sagte Rufus.

»Das bestreite ich nicht. Aber ich kann einfach nicht glauben, daß Ihr Bruder dort begraben sein möchte.«

»Er wird den toten hohen Tieren wohl bis in alle Ewigkeit sagen, was er von ihnen hält.«

»So was in der Art«, erwiderte der Mann trocken. »Also sind

wir uns einig? Sie lassen ihn woanders bestatten?«

Rufus musterte den Mann. »Nein. Es bleibt dabei.«

Und so wurde an einem kühlen, klaren Tag im Oktober Joshua Harms, ehemaliger Sergeant der bewaffneten Streitkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika, auf dem Arlington National Cemetery zur letzten Ruhe gebettet. Auf dem Heldenfriedhof standen dermaßen viele weiße Kreuze, daß es aus einer bestimmten Perspektive so aussah, als wäre bereits der erste Schnee gefallen. Als die Ehrenwache den Salut feuerte und der Hornist zum Zapfenstreich blies, wurde der schlichte Sarg der Erde übergeben. Rufus und einer von Joshs Söhnen bekamen von einem ernsten und respektvollen Armeemoffizier die zu einem Dreieck gefaltete Flagge, während Fiske, Sara, McKenna und Chandler zuschauten.

Als Rufus später am Grab seines Bruders betete, dachte er an all die Toten, die hier begraben waren, zumeist im Namen des Krieges. Dieser Ort diente sowohl Männern als auch Frauen – Tribut ihres Landes bei bewaffneten Konflikten – als letzte Ruhestätte. Doch für Rufus ging alles viel tiefer und viel weiter, bis zum ersten Buch Mose und dem, was dahinter lag: Die Toten, die hier begraben waren, konnten die Schuld an allen Kriegen einem Mann namens Kain geben, der an seinem Bruder Abel den ersten Mord begangen hatte.

Als Rufus sein Gebet beendet hatte, das Gespräch mit seinem Gott und seinem Bruder, erhob er sich und legte einen Arm um den Neffen, den er an diesem Tag zum erstenmal gesehen hatte. Sein Herz war schwer von Trauer, und doch war er guten Mutes. Er wußte, daß sein Bruder jetzt an einem besseren Ort war. Solange Rufus lebte, würde Josh Harms niemals in Vergessenheit geraten. Und wenn Rufus zu seinem Herrn gerufen wurde, würde er seinen Bruder wieder in die Arme schließen.

KAPITEL 61

Zwei Tage später wurde Michael Fiske auf einem Privatfriedhof am Stadtrand von Richmond beigesetzt. Sehr viele Trauergäste hatten sich eingefunden, darunter sämtliche Richter des Obersten Gerichtshofs. Mit einem alten Anzug bekleidet, stand Ed Fiske unbeholfen neben seinem älteren Sohn und nahm die Beileidsbekundungen von Richtern, Anwälten und zahlreichen Angehörigen der politischen und gesellschaftlichen Elite Virginias entgegen.

Harold Ramsey sprach Ed Fiske besonders lange Trost zu; dann wandte er sich an John.

»Ich weiß zu schätzen, was Sie getan haben John. Und auch das große Opfer, das Ihr Bruder gebracht hat.«

»Das höchste Opfer«, erwiderte Fiske in unfreundlichem Tonfall.

Ramsey nickte. »Und ich respektiere Ihre Ansichten. Ich hoffe aufrichtig, Sie können auch die meinen respektieren.«

John schüttelte dem Mann die Hand. »Anders geht es wohl nicht auf dieser Welt.«

Als John den Obersten Richter betrachtete, mußte er an den Vorschlag denken, den er Rufus gemacht hatte: Er hatte ihn ermutigt, jeden zu verklagen, der ihm Leid zugefügt hatte, einschließlich der Army und Jordan Knights. Bei Mord gab es keine Verjährungsfrist, und der Vertuschungsversuch, den Knight und die anderen inszeniert hatten, war ein Verstoß gegen zahlreiche weitere Gesetze.

Doch Rufus hatte Fiskes Rat ausgeschlagen. »Kein irdischer Richter könnte diese Männer an einen so schlimmen Ort schicken wie der, an dem sie nun sind«, hatte er gesagt. »Das ist ihre wahre Strafe. Und Knight muß leben mit dem, was er getan hat. Das reicht mir. Ich habe keinen Grund, mich wieder mit Gerichten und Richtern anzulegen. Ich will bloß mein Leben

als freier Mann genießen und viel Zeit mit Joshs Kindern verbringen. Das Grab meiner Momma besuchen. Mehr nicht.«

Schließlich hatte Fiske eingesehen, daß Rufus recht hatte. Aufgrund der Präzedenzfälle, die der Oberste Gerichtshof geschaffen hatte, konnte er die Army ohnehin nicht verklagen – es sei denn, es gelang Elizabeth Knight, ihre Ansichten im Fall Barbara Chance durchzusetzen und Militärangehörigen die gleichen Grundrechte zu verschaffen, wie alle anderen Bürger dieses Landes sie besaßen. Aber dazu mußte sie erst Ramsey besiegen. Doch je länger Fiske darüber nachdachte, desto deutlicher wurde ihm: Wenn jemand Ramsey schlagen konnte, dann Elizabeth Knight. Nun, die kommenden Jahre würden es zeigen.

Doch einiges würde Fiske – mit Unterstützung des JAG-Anwalts Phil Jansen – für Rufus immerhin durchsetzen: eine ehrenvolle Entlassung, eine volle Militärpension sowie eine Entschädigung. Rufus Harms würde nicht von der Hand in den Mund leben müssen. Nicht nach allem, was er durchgemacht hatte.

Sara und Elizabeth Knight kamen zu Fiske und rissen ihn aus seinen Gedanken. Sara arbeitete inzwischen wieder als Assessorin Elizabeth Knights am Obersten Gericht, wo sich die Dinge allmählich wieder normalisierten – sofern von normalen Verhältnissen die Rede sein konnte, wenn zwei brillante Juristen wie Knight und Ramsey sich beharkten und um die Vormachtstellung kämpften.

»Ich fühle mich zutiefst verantwortlich für alles, was geschehen ist«, sagte Elizabeth.

Fiske wußte, daß sie die Scheidung eingereicht hatte. Die Regierung und besonders die Army wollten den Mantel des Schweigens über die Vorfälle breiten. In Washington wurde bereits kräftig an Fäden gezogen. Es konnte sogar sein, daß Jordan Knight trotz der erwiesenen Verbrechen nicht ins Gefängnis mußte. Die überaus gerissenen Anwälte des Senators

hatten die Rechtmäßigkeit der elektronischen Überwachung bereits erfolgreich angezweifelt, auch wenn Elizabeth darin eingewilligt hatte. In einem Gespräch unter vier Augen hatte McKenna Fiske bereits gestanden, daß die Installation der Abhöranlage eine sehr riskante Strategie gewesen war, da sie nicht die Einwilligung des unmittelbar Beteiligten – Jordan Knight – eingeholt hatten. Es konnte sein, daß die Bandaufnahme als Beweismittel nicht vor Gericht zugelassen wurde. Und eine andere Möglichkeit, Jordan Knight zu belasten, sah der FBI-Mann nicht. Ohne die Tonbandaufnahme konnten Chandler und McKenna der Staatsanwaltschaft praktisch keine Beweise vorlegen.

Die Vorstellung, daß Jordan Knight straffrei davonkam, erweckte in Fiske den Wunsch, dem Mann mitten in der Nacht mit seiner Neun-Millimeter-Pistole einen Besuch abzustatten. Doch Knight hatte schon gelitten und würde weiterhin leiden. Die Abhöraktion hatte erhebliche Auswirkungen gehabt. Jordan Knight war von seinem Amt als Senator zurückgetreten und hatte, was für ihn noch schlimmer war, die Frau verloren, die er zutiefst liebte. Doch er besaß ja noch seine Ranch in New Mexico. Soll diese Ranch dein siebentausend Morgen großes Gefängnis sein, dachte Fiske.

»Wenn ich jemals etwas für Sie tun kann, lassen Sie es mich wissen«, sagte Elizabeth Knight zu Rufus.

»Das gilt auch für mich«, fügte Fiske hinzu.

Eine halbe Stunde, nachdem die letzten Trauergäste gegangen waren, beobachteten Ed Fiske, John und Sara, wie die Stühle und der grüne Teppich entfernt wurden. Der Sarg wurde ins Grab hinuntergelassen, und die Platte wurde über die Gruft gelegt. Dann wurde Erde darauf geschaufelt. John sprach noch ein paar Minuten mit seinem Vater und Sara und sagte ihnen dann, er käme später zum Haus seines Vaters nach. Nachdem Ed und Sara losgefahren waren, schaute John noch einmal zu der frisch aufgeschütteten Erde – und fuhr verblüfft zusammen.

Die Friedhofsarbeiter waren mittlerweile fertig, doch neben der neuen Grabstätte kniete Rufus Harms, eine Bibel in der Hand, die Augen geschlossen.

Fiske ging zu ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Alles in Ordnung, Rufus? Ich wußte gar nicht, daß Sie noch hier sind.«

Rufus hielt die Augen geschlossen und sagte keinen Laut. Fiske sah, daß seine Lippen sich leicht bewegten. Erst nach einer geraumen Weile schaute Rufus schließlich zu John auf.

»Was ist, Rufus?«

»Ich habe gebetet.«

»Oh.«

»Was ist mit Ihnen?«

»Was soll mit mir sein?«

»Haben Sie schon für Ihren Bruder gebetet?«

»Rufus, ich war seit der High School nicht mehr in der Kirche.«

Rufus ergriff Fiskes Ärmel und zog ihn zu sich hinab. »Dann ist es an der Zeit, daß Sie wieder damit anfangen.«

Fiske schaute auf das Grab hinunter. Sein Gesicht war plötzlich bleich geworden. »Jetzt hören Sie aber auf, Rufus, das ist nicht komisch.«

»Es ist überhaupt nichts Komisches daran, sich zu verabschieden. Sprechen Sie mit Ihrem Bruder, und dann sprechen Sie mit Gott.«

»Ich kenne keine Gebete mehr.«

»Dann beten Sie nicht. Sagen Sie einfach etwas. Ganz schlichte Worte.«

»Was meinen Sie damit?«

Rufus hatte bereits wieder die Augen geschlossen und antwortete nicht.

Fiske schaute sich um, ob jemand ihn beobachtete. Dann wandte er sich wieder dem Grab zu, schaute über Rufus hinweg, faltete unbeholfen die Hände, ließ sie dann aber verlegen

wieder sinken. Er spürte, wie die Feuchtigkeit der Erde durch seine Hosenbeine sickerte, rührte sich aber nicht. Neben sich spürte er Rufus' tröstliche Gegenwart und schloß die Augen. Er wußte nicht, ob er ohne Rufus nicht einfach gegangen wäre.

Er konzentrierte sich auf alles, was geschehen war. Er dachte an seine Eltern. Das Geld von der Versicherung hatte es Gladys zum erstenmal seit Jahren ermöglicht, zur Kosmetikerin zu gehen, und sie hatten ihr auch ein paar neue Kleider gekauft. Für seine Mutter war er noch immer Mike, der Kleine, doch immerhin erinnerte sie sich an einen ihrer Söhne. Ed Fiske würde bald einen neuen Ford-Pickup fahren, und er hatte die Hypothek auf das Haus abbezahlt. Und im nächsten Jahr wollte er mit John zum Angeln, zu einem See in den Ozark-Bergen. Sie mußten für vieles dankbar sein.

Dann dachte John an Sara, lächelnd und voller Dankbarkeit, auch wenn sein Leben mit dieser Frau nun viel komplizierter werden würde. Wie alt mochte er werden? Fünfzig? Sechzig? Vielleicht sogar siebzig? Wie hieß es doch gleich so schön? Im Zweifel für den Angeklagten. Er hatte noch eine Frist. Und vielleicht gab das Leben mit Sara ihm neue Kraft, neuen Lebensmut, einen noch stärkeren Willen zu kämpfen.

John hob den Kopf, roch die feuchte Luft. Der Geruch brennender Blätter stieg ihm in die Nase. Der leichte Wind trug den Schrei eines Kleinkindes aus der Ferne an sein Ohr. Der Schrei jungen Lebens, der die Stille der Toten um ihn herum zerriß. John lehnte sich ein wenig zurück, um bequemer zu knien, drückte die Knie fester in den Boden, in dem nun Mike ruhte. Mit einem Mal hieß er die kühle Berührung der Erde willkommen.

Und obwohl es ihm schwerfiel, wandte er seine Gedanken schließlich dem toten Bruder zu, bat ihn stumm um Verzeihung für den Groll, den er so lange gehegt hatte. Er konzentrierte sich auf die Wirklichkeit. Auf die Wahrheit. Auf seinen kleinen Bruder, für den er alles getan hätte. Er dachte daran, wie stolz

seine Eltern – und auch er – gewesen waren, daß sie gemeinsam einen außergewöhnlichen Jungen großgezogen hatten, der zu einem guten Menschen herangewachsen war, zu einem Mann mit all den kleinen Fehlern, den Ecken und Kanten, Stärken und Schwächen wie alle anderen.

Durch die anderthalb Meter Erde, durch die Kränze, die darauf lagen, konnte John das Gesicht seines Bruders im Bronzesarg deutlich sehen, den dunklen Anzug, in dem er bestattet worden war, das Haar auf der Seite gescheitelt, die Hände auf der Brust gefaltet, die Augen geschlossen. In friedlicher Ruhe. Viel zu früh aus dem Leben geschieden. Mikes außergewöhnlicher Verstand hatte sein Potential nicht mehr entfalten können.

Es dauerte nicht lange, dann setzte das Zittern ein. Die zwei Jahre des Schweigens, die John Fiske ihnen beiden aufgezungen hatte, waren nichts im Vergleich zu der Leere und Verlorenheit, die nun er selbst verspürte. Es war, als sei Billy Hawkins in diesem Augenblick zur Tür hereingekommen und habe ihm gesagt, daß Mike, die andere Hälfte seines Ichs, tot sei. Nur, daß er nun die Leiche nicht identifizieren mußte. Er mußte nicht nach falscher Trauer suchen und sie mit seinem Vater teilen. Er mußte nicht erleben, daß seine Mutter ihn mit falschem Namen ansprach. Er mußte nicht sein Leben aufs Spiel setzen, um die Mörder seines Bruders zu suchen. Aber er mußte etwas anderes tun. Und diese Aufgabe war die schwerste von allen.

John spürte das Brennen in seiner Brust, aber diesmal war es nicht die Narbe, die sich bemerkbar machte. Dieser Schmerz konnte ihn nicht töten, war aber um vieles stärker als der, den die beiden Kugeln in seinem Leib ihm zufügten. Was er in den letzten Tagen über seinen Bruder erfahren hatte, verdeutlichte ihm auf schmerzliche Weise, wie dumm, wie unfair es gewesen war, Mike aus seinem Leben auszuschließen. Hätte er es nur versucht, hätte er das alles schon erfahren können, als Mike noch lebte. Nun war sein Bruder tot. Er hatte ihn endgültig

verloren. Er mußte sich von ihm verabschieden und wollte es nicht. Er wollte nichts sehnlicher, als daß sein Bruder zurückkam. Er wollte noch so viel mit ihm unternehmen, wollte ihm all seine Liebe zeigen. John hatte das Gefühl, es würde ihm das Herz zerreißen, wenn er Mike das alles nicht sagen konnte.

»O Gott«, stöhnte er leise. Er konnte es nicht. Er spürte, daß sein Körper ihn im Stich ließ. Plötzlich strömten die Tränen ungehemmt, und seine Schultern zuckten. Er konnte sich kaum mehr aufrecht halten, doch eine große, starke Hand hielt ihn fest, stützte ihn. Sein Körper fühlte sich ganz leicht und zerbrechlich an, als habe er einen Teil davon irgendwo zurückgelassen. Seine Augen schwammen in Tränen, und er konnte Rufus nur undeutlich erkennen. Der riesige Mann hatte ihm eine Hand unter den Arm gelegt, hielt ihn, gab ihm von seiner Kraft. Rufus' Augen waren noch immer geschlossen, und sein Kopf war dem Himmel zugewandt; die Lippen bewegten sich fast unmerklich, während er weiter seine Gebete sprach.

In diesem Augenblick beneidete John Fiske diesen Mann wie niemanden sonst; er beneidete Rufus Harms, der ebenfalls seinen Bruder verloren hatte und buchstäblich nichts auf der Welt besaß. Und doch war Rufus in gewisser Weise, in einer sehr bedeutsamen Hinsicht der reichste Mensch auf Erden. Wie konnte jemand einen so starken Glauben haben? Ohne Zweifel, ohne Hader, aus tiefstem Herzen?

Als John das ruhige Gesicht seines Freundes betrachtete, der neben ihm kniete, überlegte er, wie schön es doch sein mußte, ganz genau zu wissen, daß ein geliebter Mensch an einem besseren Ort war und für alle Ewigkeit von Güte, Wärme, Liebe umarmt und behütet wurde. Eine so tröstliche Vorstellung genau zu dem Zeitpunkt, da man sie am dringendsten benötigte. Wie oft kam so etwas im Leben vor? Der Tod als freudiger Anlaß. Als Beginn. Als etwas, daß das Leben unendlich viel wertvoller machte – und zugleich unendlich viel wertloser.

Fiske wandte den Blick von Rufus ab und blickte auf das

Grab hinunter. Er schloß die Augen, senkte den Kopf, faltete fest die Hände und schickte sich an, seinen Frieden zu machen. Mit seinem Bruder unter der Erde. Und mit allem und jedem darüber.